Volks-Kalender.

1845.

Herausgegeben
von
F. W. Gubitz.

Deutscher Volks-Kalender 1845.

Herausgegeben von F. W. Gubitz.

Mit hundert und zwanzig Holzschnitten, theils von demselben theils unter dessen Leitung gefertigt.

Elfter Jahrgang.



Zum Debit im Auslande.

Verlag der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Mintzel'sche Buchdruckerei in Hof.

1845.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmlischen Zeichen.

♈ Widder.	♋ Krebs.	♎ Wage.	♑ Steinbock.
♉ Stier.	♌ Löwe.	♏ Skorpion.	♒ Wassermann.
♊ Zwillinge.	♍ Jungfrau.	♐ Schütze.	♓ Fische.

Die Mondviertel.

🌑 Der neue Mond.	🌕 Der volle Mond.
🌓 Das erste Viertel.	🌗 Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.	☿ Merkur.	♂ Mars.	♄ Saturn.
☾ Mond.	♀ Venus.	♃ Jupiter.	♅ Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenschein. | rechtl., Planet rechtläufig. | V. Vormittag.
☌ Zusammenkunft. | rückg., Planet rückgängig. | N. Nachmittag.
☾ in Erdf. Mond in seiner Erdferne. | A. Aufgang.
☾ in Erdn. Mond in seiner Erdnähe. | U. Untergang.
☊ aufsteigender, ☋ niedersteigender Knoten des ☾.

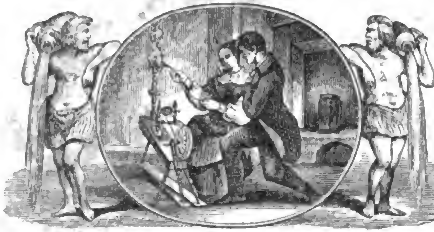
Dieses Jahr ist seit Christi Geburt das 1845ste:

Seit Erschaffung der Welt nach Calvisius	das 5794ste.
Seit Christi Tode	— 1812 —
Seit Zerstörung Jerusalems.	— 1772 —
Seit Einführung des julianischen Kalenders	— 1890 —
Seit Einführung des gregorianischen Kalenders. . . .	— 264 —
Seit Einführung des verbesserten Kalenders	— 146 —
Seit Erfindung des Geschützes und Pulvers.	— 465 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunst	— 405 —
Seit Entdeckung der neuen Welt	— 354 —
Seit Erfindung der Ferngläser	— 236 —
Seit Erfindung der Pendeluhren	— 188 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen.	— 145 —
Seit Einführung der Schutzblattern	— 50 —
Seit Friedrich Wilhelms IV, Königs v. Preußen, Geburt	— 51 —
Seit Antritt seiner Regierung	— 6 —

Anmerkung. Die streng gefeierten Feste der Juden sind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Festtage der Katholiken sind mit einem ✱ bezeichnet. — Das Zeichen † bedeutet einen gebotenen Fasttag.

Bei den astronomischen Angaben ist die mittlere Zeit von **Cöln** zu Grunde gelegt.

Jänner 1845.



Alter. Dezember 1844.

			1. Von der Beschneidung Christi, Luc. 2. Ep. Gal. 3.	
Mittw.	1 **Neujahr**	♎	☾ 3. 49′ N. ☿ ist eine	20 **Quat.**
Donn.	2 Odilo	♎	Viertelstunde tief in	21 Th. Ap.
Freit.	3 Genovefa	♏	der Abenddämmerung sicht-	22 Greg. Sp.
Sonn.	4 Titus	♏	bar und verliert sich einige	23 Dagobert
			2. Von Christi Flucht nach Egypten, Matth. 2. Ep. 1. Petri 4.	
Sonntag	5 **n. Neuj.**	♐	Eduard. ☾ in ☊. Tage	24 **4. Advent**
Mont.	6 **H. 3 Kön.**	♐	später. ♀ glänzt 2 Stun-	25 **H. Christt.**
Dienst.	7 Reinold	♑	☾ Erdn. den lebhaft am	26 **Stephan**
Mittw.	8 Gudula	♑	● 7. 40′ V. Morgen-	27 Joh. Ev.
Donn.	9 Julian	♒	himmel. ♄ wird in	28 Unsch. K.
Freit.	10 Paul. Eins.	♒	den Strahlen der Abend-	29 Thom. C.
Sonn.	11 Hygin	♓	sonne unsichtb. ♀ zeigt sich,	30 David
			3. Jesus lehrt 12 Jahr alt im Tempel, Luc. 2. Ep. Röm. 12.	
Sonntag	12 **1. n. Ep.**	♓	Ernst. Unt. ☌☿☉. um	31 **n. Christt.**
Mont.	13 Hilarius	♈	6 Uhr Morgens aufgehend,	1 **Neuj. 1845.**
Dienst.	14 Felix	♈	anderthalb Stunden vor	2 Odilo
Mittw.	15 Maurus	♈	☽ 9. 18′ V. Sonnenauf-	3 Genovefa
Donn.	16 Marcellus	♉	gang. ♃ zeigt sich nach	4 Titus
Freit.	17 Anton	♉	☉ Untergang am Abend-	5 Eduard
Sonn.	18 **Krön. Tag**	♊	Prisca. ☾ in ☋. himmel u.	6 **H. 3 Kön.**
			4. Von den Arbeitern im Weinberge, Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.	
Sonntag	19 **Septuag.**	♊	Marius. ♃ in ♈. ♀ in ♑.	7 **1. n. Ep.**
Mont.	20 Fab. Seb.	♊	☉ in ♒. ♂ in ♐. ☾ Erdf.	8 Gudula
Dienst.	21 Agnes	♋	geht bald nach 10 Uhr un-	9 Julian
Mittw.	22 Vincenz	♋	ter. ♂ geht gegen 4 Uhr	10 Paul. Eins.
Donn.	23 Mar. Ver.	♌	○ 2. 48′ N. Morgs. auf	11 Hygin
Freit.	24 Bertram	♌	☿ rechtl. u. ist 3 Stun-	12 Ernst
Sonn.	25 Pauli B.	♌	den sichtbar. ♀ ist noch eine	13 Hilarius
			5. Von vielerlei Acker, Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.	
Sonntag	26 **Sexages.**	♍	Polykarp. Stunde Mor-	14 **2. n. Ep.**
Mont.	27 Chrysost.	♍	genstern. ♅ geht um 10 Uhr	15 Maurus
Dienst.	28 Karl d. Gr.	♎	Abends unter. ♄ steht in der	16 Marcellus
Mittw.	29 Franz S.	♎	☌♄☉. Nähe der Sonne.	17 Anton
Donn.	30 Adelgunde	♏	☾ ♂ geht nach halb 4 Uhr	18 Prisca
Freit.	31 Lud. Alb.	♏	2. 23′ V. Morgs. auf.	19 Marius

Mond-Wechsel.	☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Mittwoch den 1. Januar nach 3 Viertel auf 4 Uhr Abends das letzte Viertel.	Morg.		1
Mittwoch den 8. Januar gegen 3 Viertel auf 8 Uhr Morgens der neue Mond.	1 0		2
Mittwoch den 15. Januar nach 1 Viertel auf 10 Uhr Vormittags das erste Viertel.	2 17		3
Donnerstag den 23. Januar nach 3 Viertel auf 3 Uhr Nachmittags der volle Mond.	3 35		4
Freitag den 31. Januar gegen halb 3 Uhr Morgens das letzte Viertel.	4 51		5
	5 59		6
	6 59		7
		Abends	8
		6 12	9
		7 33	10
		8 52	11
		10 7	12
		11 18	13
		Morg.	14
		12 27	15
		1 35	16
		2 38	17
		3 39	18
		4 35	19
		5 24	20
		6 7	21
		6 44	22
	Abends		23
	6 6		24
	7 14		25
	8 24		26
	9 35		27
	10 49		28
	Morg.		29
	12 3		30
	1 18		31

Jeder helfe mit nach seinen Kräften!

Vom Anfang an hat dieses Kalenders Inhalt sich nicht befaßt mit dem Aberwitz des sogenannten „hundertjährigen", der, seit ihn der Abt Mauritius Knauer (geb. 1613, gest. 1664), in allerlei Wahn und mangelhafter Kenntniß befangen, herausgab, Millionen von Menschen am Narrenseil führte, unterstützt von denen, die um eigenen Vortheils willen der Thorheit dienen. Die Wissenschaft hat hier die Bahn gelichtet, demnach muß ihr Recht von den Unterrichteten bei Ehren erhalten werden und die minder Unterrichteten müssen an dies Recht und an die Wahrheit der Wissenschaft glauben, ihre Verbreitung fördern helfen; mithin dürfen weder jene noch diese die Angaben des vor der Erkenntniß und Erfahrung kindisch gewordenen „Hundertjährigen" in irgend einer Weise begünstigen oder bei sich dulden. Die Nachahmer unsres Volks-Kalenders haben es nicht verschmäht, den alten Unsinn wieder aufzunehmen, demnach der Nachahmerei auch Sündliches beigefügt; der Eine und der Andere merkt aber jetzt doch: es sey in aller Hinsicht gescheidter, uns hier ebenfalls nachzugehen, und wir wollen eine solche Folge willkommen heißen. Es hat jedoch auch jeder Einzelne die Pflicht, dafür zu sorgen, daß man mit dem „Hundertjährigen" Niemand foppe, darum soll von Gottes und des Geistes wegen in seinem Hause Keiner einen Kalender dulden, der mit offenbarer Dummheit verkehrt. Das Licht, was die Zeit mit sich brachte, soll man überall leuchten lassen, und an wem die Zeit vorbeigeht, ohne ihn zu berühren, der ist Einer, durch den es nie besser, wohl aber schlimmer werden kann in der Welt. Was dem Menschen Werth giebt, ist vor Allem Gesinnung und Mithülfe zur Besserung allgemeiner Zustände. Diese nehmen wir abermals bittend in Anspruch, damit man unsre Bemühung und unsern Kampf für das Bessere unterstütze, damit man abweise, was den Erfolg verhindert. — Das sey unser Jahresgruß, der hoffentlich auf freundliche Beachtung rechnen darf. Gß.

Der Armuth Vorzug.

Weil Reichthum viel ohne Gott verzehrt,
Ist oft bei Armuth Gott eingekehrt.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	7 St. 56 M.	8 Uhr 6 M.	4 Uhr 2 M.	16 St. 4 M.
11	8 11	8 3	4 14	15 49
21	8 36	7 54	4 30	15 24

Februar 1845.



Alter. Januar.

Sonn.	1 Brigitte	♐	☾ in ♌. ♂ ist 3 Stunden	20 Fab. Seb.

6. Jesus verkündigt sein Leiden, Luc. 18. Ep. 1 Cor. 13.

Sonntag	2 **Estomihi**	♐	**Mar. R. L.** vor Aufgang	21 3. n. **Ep.**
Mont.	3 Blasius	♐	☌♀☿. der Sonne sichtbar.	22 Vincenz
Dienst.	4 **Fastnacht**	♑	Veronica. ☾ Erdn. ☿ in der	23 Mar. Ver.
Mittw.	5 **Ascherm.**	♑	Agatha. größten westlichen	24 Bertram
Donn.	6 Dorothea	♒	● 7. 3′ N. Ausweich.	25 Pauli B.
Freit.	7 Rembertus	♒	♀ zeigt sich noch eine	26 Polykarp
Sonn.	8 Ancharius	♓	☌♅♃. halbe Stunde tief	27 Chrysost.

7. Von Christi Versuchung, Matth. 4. Ep. 2. Cor. 6.

Sonntag	9 1. **Invoc.**	♓	Apollonia. in der Morgen-	28 4. n. **Ep.**
Mont.	10 Scholast.	♈	dämmerung. ♄ ist in diesem	29 Franz S.
Dienst.	11 Desiderius	♈	Monat nicht sichtbar. ♃	30 Adelgunde
Mittw.	12 **Quat.** †	♉	♀ in ♒. zeigt sich dritthalb	31 Lud. Alb.
Donn.	13 Gisbert	♉	☿ in ♒. Stunden am Ab.-	1 **Febr.** Br.
Freit.	14 Valentin †	♉	☽ 5. 27′ V. ☾ in ☋. Him-	2 **Mar. R. L.**
Sonn.	15 Faustin †	♊	mel u. geht gegen 9 Uhr	3 Blasius

8. Vom Cananäischen Weibe, Matth. 15. Ep. 1. Theß. 4.

Sonntag	16 2. **Remin.**	♊	Juliane. ☾ Erdf. unter. ♂	4 5. n. **Ep.**
Mont.	17 Benignus	♋	geht gegen halb 4 U. Mor-	5 Agatha
Dienst.	18 Simeon	♋	gens auf und zeigt sich an	6 Dorothea
Mittw.	19 Leontius	♋	☉ in ♓. 3 Stunden, all-	7 Rembertus
Donn.	20 Eucharius	♌	mählig an Lichtstärke zu-	8 Ancharius
Freit.	21 Felix B.	♌	○ nehmend. ♅ geht bald	9 Apollonia
Sonn.	22 P. Stuhlf.	♍	7. 14′ V. ☌♄♀. ☌♀☿.	10 Scholast.

9. Jesus treibt einen Teufel aus, Luc. 11. Ep. Ephes. 5.

Sonntag	23 3. **Oculi**	♍	Serenus. nach 8 Uhr	11 **Septuag.**
Mont.	24 Matth. Ap.	♎	Abds. unter. ♀ verliert sich	12 Eulalia
Dienst.	25 Mechtildis	♎	in den Strahlen der Mor-	13 Gisbert
Mittw.	26 **Mittfast.**	♏	Nestor. gensonne. ☿ ist	14 Valentin
Donn.	27 Justus	♏	nicht sichtbar. ♃ ist noch an-	15 Faustin
Freit.	28 Romanus	♏	☾ in ♌. derthalb St. sichtb.	16 Juliane

Mond-Wechsel.

Donnerstag den 6. Februar nach 7 Uhr Abends der neue Mond.

Freitag den 14. Februar gegen halb 6 Uhr Morgens das erste Viertel.

Sonnabend den 22. Februar 1 Viertel auf 8 Uhr Morgens der volle Mond.

Sprüche.

Nicht nur Schweigen, auch Reden hat seine Zeit, und diejenigen, welche sich selbst verlassen, sind auch von Gott verlassen.

Es giebt manches Buch, was dem Licht nur aufhilft, wenn man sein Papier dazu braucht, um Fenster zu reinigen.

Mit unsern guten Entschlüssen geht's wie mit unsern Kleidern: wir erneuern sie eben so oft als wir sie zunicht machen, wenn wir nicht gar auch unsre guten Entschlüsse der Mode unterwerfen.

Mit jedem Tage dümmer zu werden, gelingt Einem leicht, der nur sich selber und den Schmeichlern glaubt.

Soll der Undank gerechte Vergeltung werden, so spende Wohlthaten aus Lohnsucht.

Haustafel.

Was bringt zu Ehren?
Sich wehren!
Was bringt in Schulden?
Sich ewig gedulden!
Was macht dich klein?
Der große Schein!

Reinigen.

Um Glas völlig frei zu machen von Fettigkeiten, ist nichts zweckmäßiger als ein starker Absud von Galläpfeln, dessen man sich bedient, um das Glas abzureiben.

T.	☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.
1	Morg. 2 33	Bei Tage.
2	3 43	
3	4 45	
4	5 36	
5	6 17	
6		Abends
7		6 24
8		7 41
9	Bei Tage.	8 55
10		10 7
11		11 17
12		Morg.
13		12 24
14		1 27
15		2 25
16		3 17
17		4 2
18		4 41
19		5 14
20		5 43
21		6 8
22	Abends	
23	7 23	Bei Tage.
24	8 37	
25	9 52	
26	11 8	
27	Morg.	
28	12 22	

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 9 M.	7 Uhr 40 M.	4 Uhr 48 M.	14 St. 51 M.
11	9 45	7 23	5 8	14 15
21	10 21	7 4	5 25	13 39

März 1845.



Alter. Februar.

Sonn.	1 Switbert.	♐	☾ 11. 7′ V. ♅ verschwin-	17 Benignus
	10. Jesus speiset 5000 Mann, Joh. 6. Ep. Gal. 4.			
Sonntag	2 4. **Lätare**	♐	Simplic. det in d. Strahlen	18 Serages.
Mont.	3 Kunigunde	♑	☾ Erdn. der Abendsonne.	19 Leontius
Dienst.	4 Casimir	♑	♀ und ☿ sind in diesem Mo-	20 Eucharius
Mittw.	5 Friedrich	♒	☿ in ♓. nat nicht sichtbar.	21 Felix B.
Donn.	6 Perpetua	♒	♂ geht um 3 Uhr Morgens	22 P. Stuhlf.
Freit.	7 Thom. v. A.	♓	● auf und ist an 2 Stun-	23 Serenus
Sonn.	8 Joh. de Deo	♓	7. 4′ V. ♀ in ♓. den	24 Matth. Ap.
	11. Von Christi Steinigung, Joh. 8. Ep. Hebräer 9.			
Sonntag	9 5. **Judica**	♈	Franziska. sichtbar. ♃ ist	25 Estom.
Mont.	10 40 Märt.	♈	♂ in ♑. noch 3 Viertel-	26 Nestor
Dienst.	11 Rosina	♉	stunden nach Untergang	27 Fastnacht
Mittw.	12 Gregor	♉	der Sonne sichtbar, und	28 Ascherm.
Donn.	13 Ernst	♉	☾ in ☋. verliert sich bald	1 März. Swt.
Freit.	14 Mathilde	♊	nachher in der Abenddäm-	2 Simplicius
Sonn.	15 Longin	♊	merung. ♄ erscheint am	3 Kunigunde
	12. Von Christi Einzug in Jerusalem, Matth. 21. Ep. Phil. 2.			
Sonntag	16 6. **Palm.**	♋	☽ 2. 20′ V. Herib. ☾ Erdf.	4 1. **Invoc.**
Mont.	17 Gertrud	♋	Morgenhimmel um	5 Friedrich
Dienst.	18 Cyrillus	♋	halb 5 Uhr aufgehend. ♂	6 Perpetua
Mittw.	19 Joseph	♌	geht um 3 Uhr Mrgs. auf.	7 Quat.
Donn.	20 **Gründonn.**	♌	Joachim. ☉ in ♈. Frühl.	8 Joh. de Deo
Freit.	21 **Charfreit.**	♍	Bened. Anf., Tag u. Nacht	9 Franziska
Sonn.	22 Octavian	♍	gleich. ☿ in ♈. Ob. ☌ ☿ ☉.	10 40 Märt.
	13. Von Christi Auferstehung, Marc. 16. Ep. 1. Cor. 5.			
Sonntag	23 **H. Osterf.**	♍	○ 8. 46′ N. Otto. ♄	11 2. **Remin.**
Mont.	24 **Ostermont.**	♎	Gabriel. zeigt sich	12 Gregor
Dienst.	25 **M. Verk.**	♎	tief in der Morgendämme-	13 Ernst
Mittw.	26 Ludgerus	♏	rung. ♅ steht in Conjunc-	14 Mathilde
Donn.	27 Rupert	♏	☌ ♅ ☉. ☾ in ☊. tion mit der	15 Longin
Freit.	28 Felix Pr.	♐	☾ Erdn. Sonne. ♂ geht 3	16 Heribert
Sonn.	29 Eustasius	♐	Viertel auf 3 Uhr Mor-	17 Gertrud
	14. Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1. Joh. 5.			
Sonntag	30 1. **Quas.**	♑	☾ 5. 28′ N. gens auf.	18 3. **Oculi**
Mont.	31 Balbina	♑	**Einzug in Paris** 1814.	19 Joseph

Mond-Wechsel.	☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Sonnabend den 1. März gegen 3 Viertel auf 11 Uhr Vormittags das letzte Viertel.	Morg. 1 32	Bei Tage	1
Sonnabend den 8. März nach 7 Uhr Morgens der neue Mond.	2 36		2
	3 29		3
Sonntag den 16. März nach 1 Viertel auf 3 Uhr Morgens das erste Viertel.	4 13		4
	4 48		5
Sonntag den 23. März 3 Viertel auf 9 Uhr Abends der volle Mond.	5 18		6
	5 43		7
Sonntag den 30. März halb 6 Uhr Abends das letzte Viertel.		Abends	8
	Bei Tage	7 45	9
Die Juden feiern das Purimfest den 23. März.		8 57	10
		10 6	11
		11 11	12
		Morg.	13
		12 11	14
		1 7	15
		1 55	16
		2 36	17
		3 12	18
		3 42	19
		4 9	20
		4 34	21
		4 55	22
	Abends		23
	7 34	Bei Tage	24
	8 52		25
	10 8		26
	11 22		27
	Morg.		28
	12 29		29
	1 25		30
	2 12		31

Lebens-Betrachtung.

Daß der Mensch viel wisse, ist gut; besser aber ist's, und viel nöthiger, daß sein Wissen Leben habe. Unsre neueste Bildung sieht aber immer noch zu viel auf das Viele, was scheint, nicht auf viel, was wirklich ist und seyn kann. So lernt der Mensch vielleicht alle Sprachen und versteht doch sich selbst nicht von innen heraus; er ist vielleicht bekannt in allen Welttheilen, nur nicht mit der Stelle, auf der er selbst wirken soll.

Natur und Unnatur.

Zwei Augen, zwei Ohren ist rechter Brauch,
Doch wird man geboren zweizüngig auch?

Wer kann's ihm verdenken!

Ein junger Mann, der, eine Anstellung hoffend, mehrere Jahre umsonst in einem Büreau gedient hatte, blieb plötzlich aus, und als man seine letzte Arbeit zur Hand nahm, fand sich am Schluß folgender Vers:

„Gar weit ist hier der Weg vom Kopfe bis zum Magen,
Der meine knurret sehr, will's Warten nicht vertragen;
Und weil trotz Arbeit man beim Essen mich vergißt,
Mach' auch die Arbeit Der, der hier statt meiner ißt."

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	10 St. 31 M.	6 Uhr 48 M.	5 Uhr 39 M.	13 St. 9 M.
11	11 31	6 26	5 57	12 29
21	12 9	6 4	6 13	11 51

April 1845



Alter. März.

Dienst.	1 Hugo B.	♒	♀ in ♈. ☿ erscheint in der	20 Joachim
Mittw.	2 Franz v. P.	♒	Abenddämmerung. ♄ ist,	21 Benedikt
Donn.	3 Richard	♓	gegen 4 Uhr Morgens auf-	22 Octavian
Freit.	4 Isidor B.	♓	gehend, eine Viertelstunde	23 Otto
Sonn.	5 Vincenz	♓	sichtbar. ♃ steht in Con-	24 Gabriel
	15. Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1. Petr. 2.			
Sonntag	6 2. **Mis. D.**	♈	● 8. 8′ N. ☌ ♃ ☉.	25 4. **L. M. V.**
Mont.	7 Hermann	♈	☿ in ♉. ☌ ♅ ♀. junc-	26 Ludgerus
Dienst.	8 Dionysius	♉	tion mit der Sonne. ♂ geht	27 Rupert
Mittw.	9 Maria Cl.	♉	☾ in ☋. gegen halb 3 Uhr	28 Felix Pr.
Donn.	10 Ezechiel	♊	Morgens auf und zeigt	29 Eustasius
Freit.	11 Leo d. Gr.	♊	sich fast 2 Stunden. ☿ ist	30 Quirinus
Sonn.	12 Julius	♊	☾ Erdf. 3 Viertelstunden	31 Balbina
	16. Jesus spricht: Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ep. 1. Petr. 2.			
Sonntag	13 3. **Jubil.**	♋	Mar. v. E. nach Sonnen-	1 **April. 5. J.**
Mont.	14 Tiburtius	♋	☽ 9. 51′ N. untergang	2 Franz v. P.
Dienst.	15 Olympius	♌	sichtbar. ♃ ist in die-	3 Richard
Mittw.	16 **Bettag**	♌	Drogo. sem Monat nicht	4 Isidor B.
Donn.	17 Rudolph	♌	☌ ♃ ♀. ☿ in der größten östl.	5 Vincenz
Freit.	18 Eleuther.	♍	Ausw. sichtbar. ☿ zeigt sich	6 Sixtus P.
Sonn.	19 Timotheus	♍	1 Stunde in Westen, ein	7 Hermann
	17. Von Christi Hingange zum Vater, Joh. 16. Ep. Jak. 1.			
Sonntag	20 4. **Cantate**	♎	Viktor. Viertel auf 10	8 6. **Palm.**
Mont.	21 Anselm	♎	☉ in ♉. Uhr untergehend.	9 Maria Cl.
Dienst.	22 Soter	♏	○ 7. 40′ V. ♂ geht gegen	10 Ezechiel
Mittw.	23 Georg	♏	☾ in ☊. 2 Uhr Morg.	11 Leo d. Gr.
Donn.	24 Albert	♐	☾ Erdn. auf und ist andert-	12 **Gründonn.**
Freit.	25 Marc. Ev.	♐	♀ in ♉. halb Stunden sicht-	13 **Charfreit.**
Sonn.	26 Ferdinand	♑	bar. ♅ und ♀ sind nicht	14 Tiburtius
	18. Von der rechten Betekunst, Joh. 16. Ep. Jak. 1.			
Sonntag	27 5. **Rogate**	♑	Anastas. ♂ in ♒. ☿ rückg.	15 **H. Osterf.**
Mont.	28 Vit. † **W.**	♒	☾ 11. 47′ N. sichtbar. ☿	16 **Ostermont.**
Dienst.	29 Petr. v. M.	♒	verliert sich in den	17 **Osterd.**
Mittw.	30 Cath. v. S.	♒	**Strahlen der Abendsonne.**	18 Eleuther.

Mond-Wechsel.	☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg U.	M
Sonntag den 6. April gegen 1 Viertel auf 9 Uhr Abends der neue Mond.	Morg. 2	48	Bei Tage.	
Montag den 14. April gegen 10 Uhr Abends das erste Viertel.	3	19		
Dienstag den 22. April gegen 3 Viertel auf 8 Uhr Vormittags der volle Mond.	3	47		
Montag den 28. April nach 3 Viertel auf 12 Uhr Abends das letzte Viertel.	4	10		
	4	32		
			Abends 7	4[illegible]
			8	5[illegible]
	Bei Tage.		9	5[illegible]
			10	5[illegible]
			11	47
			Morg. 12	3[illegible]
			1	[illegible]
			1	41
			2	9
			2	33
			2	56
			3	19
			3	41
			4	6
	Abends 9	5	Bei Tage.	
	10	16		
	11	19		
	Morg. 12	10		
	12	50		
	1	23		
	1	51		

Die Juden feiern ihr Passahfest den 22. und 23., 28. und 29. April.

Der neue Planet.

Ein österreichischer Unteroffizier war Zuhörer bei einem Gespräch, in welchem gebildete Bürger sich über Planeten unterhielten. Als der eine äußerte: „Der Planet ist ein Körper, der sein Licht von einem andern empfängt", fiel der Unteroffizier freudig ein: „Schaun's, meine Herren, da bin i halt auch a Planet; i empfang' mein Licht vom Kasernen-Inspektor!"

Das Spielhaus.

Weit ab! — die Schwelle nicht berührt!
Hier holet, wer nicht rasch entrinnt,
Verzweiflung sich, wenn er verliert,
Ehrlosigkeit, wenn er gewinnt.

Vegetabile Holzfärbung.

Man hat in Paris ein Mittel entdeckt, das frische, noch saftziehende Holz durch und durch zu färben, so daß man, wie bis jetzt das Ebenholz natürliche Schwärze hatte, nun auch natürlich gefärbtes Holz in allen Farben haben kann. Man sägt grüne Bäume ab, stellt sie dann in die farbige Flüssigkeit, sie saugen diese in ein Paar Tagen ein und das Holz ist nun durch und durch unvertilgbar gefärbt. In Paris hält man diese Entdeckung oder Erfindung für sehr wichtig.

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang.	Nachtläng
Den 1	12 St. 52 M.	5 Uhr 39 M.	6 Uhr 31 M.	11 St. 8[illegible]
11	13 32	5 16	6 48	10 28
21	14 9	4 55	7 4	9 51

Mai 1845.



Alter. April.

Donn.	1 **Himm. Chr.**	♓	Philipp Jakob. ♄ geht ein	19 Timotheus
Freit.	2 Athanasius	♓	**Viertel auf 3 Uhr Morgs.**	20 Viktor
Sonn.	3 † Erfind.	♈	**auf u. zeigt sich 1 St.** ♂ ist	21 Anselm

19. Von der Verheißung des heil. Geistes, Joh. 15, 16. Ep. 1. Petr. 4.

Sonntag	4 6. **Exaudi**	♈	Monika. **anderthalb St.**	22 1. **Quas.**
Mont.	5 Pius V.	♉	**am Morgenhimmel sichtb.**	23 Georg
Dienst.	6 Joh.v.d.Pf.	♉	10. 25′ V. **Sichtb.** ☉	24 Albert
Mittw.	7 Stanislaus	♉	☾ in ☋. **Finsterniss.**	25 Marc. Ev.
Donn.	8 Mich.Ersch.	♊	Unt. ☌☿☉. ☿ **erscheint von**	26 Ferdinand
Freit.	9 Gregor N.	♊	☌♀☿. **5 Uhr 13 Minuten**	27 Anastasius
Sonn.	10 Gordian †	♋	☾ Erdf. **Abends an vor der**	28 Vitalis

20. Von der Sendung des heiligen Geistes, Joh. 14. Ep. Ap. Gesch. 2.

Sonntag	11 **Pfingstfest**	♋	Beatrix. **Sonnenscheibe.**	29 2. **Mis. D.**
Mont.	12 **Pfingstm.**	♋	Pankratius. **Die Plane-**	30 Cath.v.S.
Dienst.	13 Servatius	♌	**ten** ♅, ♃, ♀ **und** ☿ **sind in**	1 **Mai.** Ph.J.
Mittw.	14 **Quat.** †	♌	2. 36′ N. Christian.	2 Athanasius
Donn.	15 Sophia	♍	**diesem Monat nicht**	3 † Erfind.
Freit.	16 Joh.v.N. †	♍	Ob. ☌♀☉. **sichtbar.** ♄	4 Monika
Sonn.	17 Jodokus †	♎	**geht halb 2 Uhr Mor-**	5 Pius V.

21. Von Christi Gespräch mit Nicodemus, Joh. 3. Ep. Röm. 11.

Sonntag	18 **Trinitatis**	♎	Liborius. **gens auf, und**	6 3. **Jubil.**
Mont.	19 Prudent.	♎	**ist über eine Stunde sicht-**	7 Stanislaus
Dienst.	20 Basilla	♏	♀ in ♊. ☾ in ♌. **bar.**	8 Mich.Ersch.
Mittw.	21 Constantin	♏	4.26′ **N. Ans.** ☾ **F.** ☉	9 Gregor N.
Donn.	22 **Frohnl.**	♐	in ♊. Julian. ☾ in	10 Gordian
Freit.	23 Desiderius	♐	Erdn. ♂ **geht mit zuneh-**	11 Beatrix
Sonn.	24 Johanna	♑	**mender Lichtstärke 3 Vier-**	12 Pankrat.

22. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.

Sonntag	25 **1. n. Trin.**	♑	Urban. **tel auf 1 Uhr Mor-**	13 4. **Cantate**
Mont.	26 Phil. N.	♒	**gens auf und ist anderthalb**	14 Christian
Dienst.	27 Luciana	♒	**Stunden sichtbar. Auch**	15 Sophia
Mittw.	28 Wilhelm	♓	6.53′ **V. Saturn zeigt**	16 Joh. v. N.
Donn.	29 Maximin.	♓	**sich anderthalb Stun-**	17 Jodokus
Freit.	30 Felix Pr.	♈	**den vor Sonnenaufgang, um**	18 Liborius
Sonn.	31 Petron.	♈	**1 Uhr Morgens aufgehend.**	19 Prudent.

Mond-Wechsel.

Dienstag den 6. Mai um halb 11 Uhr Vormittags der neue Mond nebst einer sichtbaren Sonnenfinsterniß.

Mittwoch den 14. Mai gegen 3 Viertel auf 3 Uhr Nachmittags das erste Viertel.

Mittwoch den 21. Mai halb 5 Uhr Nachmittags der volle Mond nebst einer unsichtbaren Mondfinsterniß.

Mittwoch den 28. Mai gegen 7 Uhr Morgens das letzte Viertel.

T.	☾ Aufg. U.	☾ Aufg. M.	☾ Untg. U.	☾ Untg. M.
	Morg.			
1	2	14	Bei Tage.	
2	2	37		
3	3	0		
4	3	24		
5	3	49		
6	Bei Tage.		Abends	
7			8	46
8			9	40
9			10	27
10			11	8
11			11	42
12			Morg.	
13			12	11
14			12	35
15			12	58
16			1	20
17			1	42
18			2	6
19			2	32
20			3	4
21	Abends			
22	9	3	Bei Tage.	
23	10	1		
24	10	47		
25	11	24		
26	11	54		
27	Morg.			
28	12	20		
29	12	44		
30	1	7		
31	1	29		

Christ —!

Ein europäischer Gesandter machte dem Kaiser von Marokko Vorwürfe darüber, daß er einen erst kurze Zeit bestehenden Vertrag verletzt habe. „Ei", entgegnete der Marokko-Kaiser, „hältst du mich etwa für einen Christen, daß ich ein Sclave meines Wortes seyn soll?" — Christ, mache wahr, was der Kaiser von Marokko von dir glaubt!

Die Hoffnung.

Die Hoffnung ist ein Affenthier,
Geht mit dir um, wie du mit dir;
Die Hoffnung giebt uns Krebsnatur,
Wir kommen dabei rückwärts nur;
An Hoffnung wirst du arm dich gaffen,
Denn That allein kann Heil dir schaffen.

Scherz und Ernst.

Ein Schmarotzer ist ein Mensch, der ungeladen kommt und geladen fortgeht.

Heutzutage wird Mancher krank vom vielen — Gesundheit-Trinken.

Manchem Liebespärchen wird vor der Hochzeit die Zeit sehr lang und nach der Hochzeit — noch länger.

Wenn Alles gehalten würde, was versprochen wird, gäb's in der Welt längst nichts mehr, was man noch versprechen dürfte.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	14 St. 46 M.	4 Uhr 35 M.	7 Uhr 20 M.	9 St. 14 M.
11	15 18	4 17	7 36	8 42
21	15 47	4 3	7 50	8 13

Junius 1845.



Alter. Mai.

23. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1. Joh. 3.

Sonntag	1 **2. n. Trin.**	♉	Simeon. ♂ geht gegen	20 **5. Rogate**
Mont.	2 Erasmus	♉	♃ in ♉. halb 1 Uhr Mor-	21 Constantin
Dienst.	3 Clothildis	♉	♄ rückg. ☌ ♄ ♂. ☾ in ☋. gens	22 Julian
Mittw.	4 Florian	♊	☿ größte westl. Ausweich.	23 Desiderius
Donn.	5 Bonifacius	♊	🌑 1. 35′ V. auf. ♄ geht	24 **Himm. Chr.**
Freit.	6 Norbert	♋	gegen Mitternacht	25 Urban
Sonn.	7 Robert	♋	☾ Erdf. auf und ist beinahe	26 Phil. N.

24. Vom verlornen Schaf, Luc. 15. Ep. 1. Petr. 5.

Sonntag	8 **3. n. Trin.**	♋	Medardus. 2 Stund. sicht-	27 **6. Exaudi**
Mont.	9 Primus	♌	bar. ☿ ist in diesem Monat	28 Wilhelm
Dienst.	10 Maurinus	♌	nicht sichtbar. ♃ geht in	29 Maximin.
Mittw.	11 Barnabas	♍	der Morgendämmerung	30 Felix Pr.
Donn.	12 Basilides	♍	auf. ⛢ geht bald nach halb	31 Petronella
Freit.	13 Ant. v. P.	♍	☽ 4. 11′ V. ♀ in ♋. ☿	1 **Jun.** Sim.
Sonn.	14 Basilius	♎	in ♊. 1 Uhr Morgens	2 Erasmus

25. Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.

Sonntag	15 **4. n. Trin.**	♎	Vitus. auf, ist aber schwer	3 **Pfingstfest**
Mont.	16 Benno	♏	zu erkennen. ♀ erscheint am	4 **Pfingstm.**
Dienst.	17 Adolph	♏	☾ in ☊. Abendhimmel, nach	5 **Pfingstd.**
Mittw.	18 Marcellus	♐	**Schl. bei Belle-All. 1815.**	6 **Quat.**
Donn.	19 Gervasius	♐	🌕 11. 46′ N. 9 Uhr un-	7 Robert
Freit.	20 Silverius	♑	☾ Erdn. tergehend.	8 Medardus
Sonn.	21 Albanus	♑	☉ in ♋. Somm. Anfang,	9 Primus

26. Von Petri reichem Fischzug, Luc. 5. Ep. 1. Petr. 3.

Sonntag	22 **5. n. Trin.**	♒	Albin. Längster Tag. ♂,	10 **Trinitatis**
Mont.	23 Walram	♒	gegen halb 12 U. Abd. auf-	11 Barnabas
Dienst.	24 Joh. d. T.	♓	gehend, ist über 2 Stunden	12 Basilides
Mittw.	25 Elogius	♓	sichtbar. ♄ geht um halb	13 Anton v. P.
Donn.	26 Pelagius	♈	☾ 3. 55′ N. 11 Uhr Abd.	14 **Frohnl.**
Freit.	27 7 Schläfer	♈	auf und zeigt sich 3 St.	15 Vitus
Sonn.	28 Leo P. †	♈	♀ ist 1 Viertelstunde tief in	16 Benno

27. Von der Pharisäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6.

Sonntag	29 **6. n. Trin.**	♉	**Petr. Paul.** ☿ in ♋. der	17 **1. n. Trin.**
Mont.	30 Pauli G.	♉	☾ in ☋. Abenddäm. sichtb.	18 Marcellus

Mond-Wechsel.	☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Donnerstag den 5. Junius nach halb 2 Uhr Morgens der neue Mond.	Morg. 1 53		1
Freitag den 13. Junius gegen 1 Viertel auf 5 Uhr Morgens das erste Viertel.	2 20		2
Donnerstag den 19. Junius nach 3 Viertel auf 12 Uhr Abends der volle Mond.	2 53		3
Donnerstag den 26. Junius gegen 4 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.	3 30		4
		Abends	5
		9 6	6
		9 43	7
Die Juden feiern ihr Wochenfest den 11. und 12. Juni.		10 14	8
		10 40	9
		11 3	10
		11 25	11
		11 46	12
		Morg.	13
		12 8	14
		12 32	15
		1 0	16
		1 34	17
		2 18	18
	Abends		19
	8 36		20
	9 21		21
	9 55		22
	10 23		23
	10 49		24
	11 11		25
	11 34		26
	11 58		27
	Morg.		28
	12 25		29
	12 55		30

Was man doch bemerkt!

Als neulich eine Hochzeit gefeiert wurde, sagte einer der Anwesenden, bei dem im Kopf nicht Alles anwesend ist: „Ich habe bemerkt, daß in diesem Jahr mehr Frauen als Männer heirathen.“

Wie man's nimmt und giebt.

Gern genommen, gern gegeben,
Wird das Wasser Saft der Reben.

Abfertigung.

Ein Bauer ließ sich eines Tages wahrsagen. Als dies geschehen, verlangte der sogenannte Prophet Bezahlung. Der Bauer sah ihn erstaunt an und sagte: „Wie, Ihr wißt das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige, und Ihr wißt nicht einmal, daß ich kein Geld habe? Packt Euch, Betrüger!“

Also drei Mal!

Nach vielfach wiederholten Versuchen hat sich ermittelt, daß bei täglichem dreimaligen Melken die Kühe mehr Milch geben als bei nur zweimaligem; in einer Meierei von dreißig Kühen betrug der Unterschied über 20 Quart (40 Seidel).

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 12 M.	3 Uhr 52 M.	8 Uhr 4 M.	7 St. 48 M.
11	16 26	3 46	8 13	7 34
21	16 32	3 45	8 18	7 28

Julius 1845.



Alter. Junius.

Dienst.	1 Rembold	♊	♀ zeigt sich 1 Viertelstunde	19 Gervasius
Mittw.	2 **M. Heims.**	♊	☉ gr. Entf. v. d. Erde. als	20 Silverius
Donn.	3 Hyacinth	♊	Abendstern u. geht 1 Vier-	21 Albanus
Freit.	4 Ulrich	♋	4. 57′ N. ☾ Erdf. tel	22 Albin
Sonn.	5 Anselm	♋	auf 10 Uhr unter. ♃	23 Walram

28. Jesus speist 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.

Sonntag	6 7. n. Trin.	♌	Isaias. Ob. ☌ ☿ ☉. zeigt	24 2. n. Trin.
Mont.	7 Wilibald	♌	sich, um Mitternacht auf-	25 Elogius
Dienst.	8 Kilian	♌	♀ in ♌. gehend, an 2 Stun-	26 Pelagius
Mittw.	9 Agilolph	♍	den. ♄ geht bald nach 2 Uhr	27 7 Schläfer
Donn.	10 7 Brüder	♍	Mrg. durch den Meridian	28 Leo P.
Freit.	11 Pius P.	♎	♂ in ♓. und ist fast die	29 **Petr. P.**
Sonn.	12 Nabor	♎	2.50′ N. ganze Nacht	30 Pauli G.

29. Von den falschen Propheten, Matth. 7. Ep. Röm. 8.

Sonntag	13 8. n. Trin.	♏	Margaretha. ☿ in ♌. sicht-	1 **Jul. 3. Tr.**
Mont.	14 Bonavent.	♏	⛢ rückg. bar. ☿ ist in die-	2 **M. Heims.**
Dienst.	15 Ap. Theil.	♐	☾ in ♌. sem Monat nicht	3 Hyacinth
Mittw.	16 Skapul.	♐	sichtbar. ⛢ geht bald nach	4 Ulrich
Donn.	17 Alexius	♐	♂ rückg. halb 11 Uhr Abd.	5 Anselm
Freit.	18 Arnold	♑	☾ Erdn. auf, ist aber	6 Isaias
Sonn.	19 Arsenius	♒	6.30′ V. schwer zu er-	7 Wilibald

30. Vom ungerechten Haushalter, Luc. 16. Ep. 1. Cor. 10.

Sonntag	20 9. n. Trin.	♒	Elias. kennen. ♃ geht ein	8 4. n. Trin.
Mont.	21 Daniel	♓	Viertel auf 12 Uhr Abends	9 Agilolph
Dienst.	22 M. Magd.	♓	auf und zeigt sich den übri-	10 7 Brüder
Mittw.	23 Apollinar	♓	☉ in ♌. Anf. d. Hundst.	11 Pius P.
Donn.	24 Christine	♈	gen Theil der Nacht am	12 Nabor
Freit.	25 Jakob	♈	☌ ♀ ☿. Morgenhim-	13 Margar.
Sonn.	26 Anna	♉	3.48′ V. mel. ♂ cul-	14 Bonavent.

31. Von der Zerstörung Jerusalems, Luc. 19. Ep. 1. Cor. 12.

Sonntag	27 10. n. Trin.	♉	Pantaleon. ☾ in ☋. minirt	15 5. n. Trin.
Mont.	28 Innocenz	♊	gegen 2 Uhr Morgens und	16 Skapul.
Dienst.	29 Martha	♊	ist als ein heller Stern	17 Alexius
Mittw.	30 Abdon	♊	☿ in ♍. die ganze Nacht	18 Arnold
Donn.	31 Ign. Loj.	♋	☾ Erdf. hindurch sichtbar.	19 Arsenius

Mond-Wechsel.	☾ Aufg. U. M.	☾ Unt… U. M…
Freitag den 4. Julius gegen 5 Uhr Nachmittags der **neue Mond**.	Morg.	
	1 31	[symbol]
Sonnabend den 12. Julius 3 Viertel auf 3 Uhr Nachmittags das **erste Viertel**.	2 12	[symbol]
	2 59	
Sonnabend den 19. Julius halb 7 Uhr Vormittags der **volle Mond**.		Abend
		8
Sonnabend den 26. Julius nach 3 Viertel auf 4 Uhr Morgens das **letzte Viertel**.	[symbol]	8
	[symbol]	9 1
		9
	[symbol]	9
		10 1
	[symbol]	10
	[symbol]	11
	[symbol]	11 3
		Morg
	[symbol]	
		12 1
		12 5
		1 5
		3
	Abends	
	8 23	[symbol]
	8 50	
	9 15	[symbol]
	9 38	[symbol]
	10 3	
	10 29	[symbol]
	10 58	
		[symbol]
	11 32	[symbol]
	Morg.	
		[symbol]
	12 11	
	12 56	
	1 47	

Gedrängte Kürze.

Ein Bettler ging über den Hof eines Ritterguts und begegnete der Besitzerin. „Was wollt Ihr?" fragte diese. — „Ach, gutes Madamchen", lautete die Antwort, „ich bitte nur um einen Schluck Wasser, denn ich bin so hungrig, daß ich nicht weiß, wo ich die Nacht schlafen soll."

Ef-ef-ef-ef!

Fromm im Wollen,
Frei im Denken und Fragen,
Frisch im Handeln,
Froh im Dulden und Tragen —
Das sind vier F, die mußt du merken,
Sie können zu allen Dingen stärken.

Frisches Fleisch frisch zu erhalten,

nimmt man Büchsen von Eisenblech, faßt damit den Rauch von Kohlen auf, füllt dann die Büchse mit Stücken des rohen Fleisches, das man frisch erhalten will und legt zwischen jede Schicht pulverisirte Holzkohlen, bis die Büchse gedrängt voll ist, welche man dann verkittet und noch mit einer Blase fest verbindet. Dann erhält sich das Fleisch im Keller den ganzen Sommer hindurch frisch, und unterscheidet sich abgewaschen nicht im Geringsten von dem, das eben vom Schlächter kommt. Auch wenn man das Fleisch gut und derb in Heu wickelt, das aber kleinfaserig und trocken seyn muß, erhält es sich im Sommer lange.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlän…
Den 1	16 St. 26 M.	3 Uhr 50 M.	8 Uhr 16 M.	7 St. 34
11	16 12	3 58	8 11	7 48
21	15 20	4 10	8 0	8 40

August 1845.



Alter. Julius.

Freit.	1 Petr. Kett.	♋	♀ in ♍. ♀ ist über 1 Vier-	20 Elias
Sonn.	2 Portiunc.	♌	telstunde als Abendstern	21 Daniel
	32. Vom Pharisäer und Zöllner, Luc. 18. Ep. 1. Cor. 15.			
Sonntag	3 11. n. Trin.	♌	🌑 7.52' V. Steph. Erf.	22 6. n. Trin.
Mont.	4 Dominicus	♌	sichtbar, und geht 3	23 Apollinar
Dienst.	5 Mar. Schn.	♍	Viertel auf 9 Uhr unter. ☿	24 Christine
Mittw.	6 Verkl. Chr.	♍	ist nicht sichtbar. ♄ steht	25 Jakob
Donn.	7 Gottschalk	♎	der Sonne gegenüber um	26 Anna
Freit.	8 Cyriakus	♎	☍♄☉. Mitternacht in	27 Pantaleon
Sonn.	9 Romanus	♎	Süden und zeigt sich die	28 Innocenz
	33. Vom Taubstummen, Marc. 7. Ep. 2. Cor. 3.			
Sonntag	10 12. n. Trin.	♏	🌓 11. 8' N. Laurenz.	29 7. n. Trin.
Mont.	11 Hermann	♏	☾ in ♌. ganze Nacht. ♅	30 Abdon
Dienst.	12 Clara	♐	ist die ganze Nacht über dem	31 Ign. Loj.
Mittw.	13 Hippolytus	♐	Horizont. ♃ geht 3 Viertel	1 Aug. P. K.
Donn.	14 Euseb. †	♑	auf 10 Uhr Abends auf und	2 Portiunc.
Freit.	15 M. Himm.	♑	☿ gr. östl. Ausw. ☾ Erdn.	3 Steph. Erf.
Sonn.	16 Rochus	♒	ist fast 6 Stunden sichtbar.	4 Dominicus
	34. Vom Samariter und Leviten, Luc. 10. Ep. Gal. 3.			
Sonntag	17 13. n. Trin.	♒	🌕 1. 45' N. Sibylla.	5 8. n. Trin.
Mont.	18 Helena	♓	☍♂☉. ♂ steht der	6 Verkl. Chr.
Dienst.	19 Sebald	♓	Sonne gegenüber und er-	7 Gottschalk
Mittw.	20 Bernhard	♈	scheint mit hellem Lichte die	8 Cyriakus
Donn.	21 Athanasius	♈	ganze Nacht. ♀ ist über eine	9 Romanus
Freit.	22 Timotheus	♉	Viertelstunde in der Abend-	10 Laurenz
Sonn.	23 Zacharias	♉	☉ in ♍. Ende der Hundst.	11 Hermann
	35. Von den zehn Aussätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.			
Sonntag	24 14. n. Trin.	♉	🌗 6.55' N. Barthol. ☾	12 9. n. Trin.
Mont.	25 Ludwig	♊	in ☋. ☌♀☿. dämme-	13 Hippolyt.
Dienst.	26 Samuel	♊	♀ in ♎. rung sichtbar, und	14 Eusebius
Mittw.	27 Joseph C.	♋	☾ Erdf. geht gegen 8 U. un-	15 M. Himm.
Donn.	28 Augustin	♋	☿ rückl. ter. ♂ geht 1 Vier-	16 Rochus
Freit.	29 Joh. Enth.	♋	tel auf 12 Uhr Abds. durch	17 Sibylla
Sonn.	30 Rosa	♌	den Meridian. ♄ culminirt	18 Helena
	36. Vom Mammonsdienst, Matth. 6. Ep. Galater 5.			
Sonntag	31 15. n. Trin.	♌	Paulin. halb 11 Uhr Abds.	19 10. n. Trin.

Mond-Wechsel.	☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Morg.		
Sonntag den 3. August gegen 8 Uhr Morgens der neue Mond.	2 44		1
Sonntag den 10. August gegen 1 Viertel auf 12 Uhr Abends das erste Viertel.	3 44		2
			—
Sonntag den 17. August 3 Viertel auf 2 Uhr Nachmittags der volle Mond.		Abends	3
Sonntag den 24. August um 7 Uhr Abends das letzte Viertel.		7 38	4
		8 0	5
		8 20	6
Die Juden feiern die Zerstörung Jerusalems den 12. August.		8 43	7
		9 7	8
		9 35	9
			—
		10 8	10
		10 51	11
		11 42	12
		Morg.	13
		12 46	14
		1 58	15
		3 17	16
			—
	Abends		17
	7 16		18
	7 40		19
	8 5		20
	8 31		21
	9 0		22
	9 33		23
			—
	10 11		24
	10 53		25
	11 43		26
	Morg.		27
	12 37		28
	1 36		29
	2 38		30
			—
	3 43		31

Gute Lehre.

Sadi, der weise Perser, saß eines Abends vertieft bei dem Koran; als er aufblickte, waren von seinen drei Söhnen zwei eingeschlafen; der dritte aber sagte sehr selbstzufrieden: „Sieh, Vater, wie die schlafen; ich aber — ich bete!" — „Mein Sohn", entgegnete sanft der Vater, „besser ist's doch wohl zu schlafen, als stolz seyn auf das, was man thut!"

Er will nicht wollen!

Wenn Einer nicht sieht aus bösem Willen,
Dem bietet umsonst ihr tausend Brillen.

Merkt's!

Wer sich nicht als Mann zeigt, wenn er es soll, der wird auch später nicht dafür erkannt, wenn er es will.

Kien.

In mehreren Gegenden Schwedens werden die Kiefern, welche nicht für die Schneidemühlen bestimmt sind, dadurch außerordentlich reich an Kien gemacht, daß man sie einige Klaftern hoch von der Erde der Rinde beraubt. Dies darf jedoch nur allmählig geschehen, in einem Zeitraum von fünf bis sechs Jahren.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	15 St. 19 M.	4 Uhr 25 M.	7 Uhr 46 M.	8 St. 41 M.
11	14 47	4 40	7 28	9 13
21	14 12	4 56	7 8	9 48

September 1845.



Alter. August.

Mont.	1 Aegidius	♍	10. 2′ N. ♄ steht ge-	20 Bernhard
Dienst.	2 Raphael	♍	gen halb 11 **Uhr Abds.**	21 Athanasius
Mittw.	3 Mansuetus	♍	in **Süden und ist noch** die	22 Timotheus
Donn.	4 Rosalia	♎	ganze **Nacht** sichtbar. ♀ zeigt	23 Zacharias
Freit.	5 Herkulian	♎	♃ rückg. sich über 1 **Vier-**	24 Barthol.
Sonn.	6 Magnus	♏	telstunde tief in der **Abend-**	25 Ludwig

37. Vom Jüngling zu Nain, Luc. 7. Ep. Ephes. 3.

Sonntag	7 16. n. **Trin.**	♏	Regina. ☾ in ♌. dämme-	26 11. n. **Trin.**
Mont.	8 **Mar. Geb.**	♐	rung. ♅ geht gegen halb 2	27 Joseph C.
Dienst.	9 Audomar	♐	5. 52′ V. **Uhr Morgens**	28 Augustin
Mittw.	10 Nicol. v. T.	♑	durch den **Mittags-**	29 J. Enth.
Donn.	11 Protus	♑	kreis. ♂ geht um halb 11	30 Rosa
Freit.	12 Winand	♒	Unt. ♂☿☉. ☾ Erdn. **Uhr**	31 Paulin
Sonn.	13 Maternus	♒	**Abd. durch d. Meridian.** ♃	1 **Sept.** Aeg.

38. Vom Wassersüchtigen, Luc. 14. Ep. Ephes. 4.

Sonntag	14 17. n. **Trin.**	♓	† Erhöhung. steht um 3	2 12. n. **Trin.**
Mont.	15 Ludmilla	♓	10. 41′ **N. Uhr Mrg.**	3 Mansuetus
Dienst.	16 Cornel	♈	in **Süden** und zeigt sich	4 Rosalia
Mittw.	17 **Quat.** †	♈	Lambertus. noch fast die	5 Herkulian
Donn.	18 Richard	♈	ganze **Nacht.** ☿ kommt in	6 Magnus
Freit.	19 Nicleta †	♉	♀ in ♏. der **Morgendäm-**	7 Regina
Sonn.	20 Eustach. †	♉	☾ in ☋. merung zum **Vor-**	8 **Mar. Geb**

39. Vom vornehmsten Gebot, Matth. 22. Ep. 1. Cor. 1.

Sonntag	21 18. n. **Trin.**	♊	Matth. Ev. ☿ rechtl. schein.	9 13. n. **Trin.**
Mont.	22 Moriz	♊	♄ steht um 9 **Uhr Abends** in	10 Nicol. v. T.
Dienst.	23 Thekla	♋	12. 54′ **N.** ☉ ♎. Herbst	11 Protus
Mittw.	24 Joh. Empf.	♋	☾ Erdf. Anf., Tag u.	12 Winand
Donn.	25 Kleophas	♋	Nacht gl. **Süden.** ☿ zeigt	13 Maternus
Freit.	26 Cyprian	♌	sich 3 **Viertelstunden** in der	14 † Erhöh.
Sonn.	27 Cosm. u. D.	♌	♂ rechtl. ☿ größte westliche	15 Ludmilla

40. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ep. Ephes. 4.

Sonntag	28 19. n. **Trin.**	♍	Wenzel. Ausweich. **Mor-**	16 14. n. **Trin.**
Mont.	29 Michael	♍	gendämmerung. ♀ ist eine	17 Lambertus
Dienst.	30 Hieronym.	♍	halbe **Stunde Abendstern.**	18 Richard

Mond-Wechsel.
Montag den 1. September nach 10 Uhr Abends der neue Mond.
Dienstag den 9. September gegen 6 Uhr Morgens das erste Viertel.
Montag den 15. September 3 Viertel auf 11 Uhr Abends der volle Mond.
Dienstag den 23. September gegen 1 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

☾ Aufg. U.	M.	☾ Untg. U.	M.	T.
		Abends		1
		6	27	2
		6	50	3
		7	15	4
		7	41	5
		8	13	6
		8	52	7
		9	38	8
		10	35	9
		11	42	10
		Morg.		11
		12	58	12
		2	16	13
		3	36	14
Abends				15
6	6			16
6	32			17
6	59			18
7	30			19
8	7			20
8	49			21
9	36			22
10	29			23
11	26			24
Morg.				25
12	27			26
1	29			27
2	35			28
3	42			29
4	51			30

Er müßte nur kein Mensch seyn!

Es rühmte sich Jemand, er könne fünf bis sechs Flaschen Wein trinken, ohne zuviel zu haben. „Sehr stark!" antwortete ein alter Herr; „doch thut's mir leid, daß Sie ein Mensch sind; wären Sie ein Schwamm, ich würde Sie wegen Ihrer Verdienste loben."

Alter Spruch über Arbeitslohn.

Zahl' Arbeit nicht nach Stunden baar,
Sonst geh'st du d'rauf mit Haut und Haar;
Gezahlt den Mann, wie weit er's bracht,
Macht flink bei Tag, legt fest bei Nacht.

Aehnlichkeit.

Welche Aehnlichkeit ist zwischen einem Gecken und einer Uhr? — Man zieht sie Beide auf und läßt sie laufen.

Bereitung des Rosen-Oels.

Die Blätter werden in ihrer vollkommenen Blüthe abgepflückt, von Samen und Stengel befreit, unter klares Brunnenwasser in ein irdenes Gefäß gethan, und sechs bis sieben Tage an die Sonne gesetzt. Gegen Ende des dritten und vierten Tages schwimmt ein gelbes Oel auf dem Wasser, welches sich zu einem Schaum sammelt und das wirkliche Rosen-Oel ausmacht. Dies nimmt man mit etwas Baumwolle ab, welche man in eine kleine Flasche ausdrückt, die aber sogleich zugestopft wird. Jeden Abend wiederholt man dies Abschäumen, bis nichts mehr erscheint.

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	13 St.	32 M.	5 Uhr	13 M.	6 Uhr	45 M.	10 St.	28 M.
11	12	54	5	29	6	23	11	6
21	12	15	5	45	5	59	11	45

Oktober 1845.



Alter. September.

Mittw.	1	Remigius	♎	● 11. 27′ V. ☍♅☉. ♅	19	Quat.
Donn.	2	Leodegar	♎	steht der Sonne ge-	20	Eustachius
Freit.	3	Ewald	♏	genüber um Mitternacht in	21	Mth. Ev.
Sonn.	4	Franz	♏	☾ in ♌. Süden. ☿ ist noch 3	22	Moriz
		41. Vom hochzeitlichen Kleide, Matth. 22. Ep. Ephes. 5.				
Sonntag	5	20. Erntef.	♐	Plac. Viertelstunden in der	23	15. n. Trin.
Mont.	6	Bruno	♐	Morgendämmerung sichtb.	24	Joh. Empf.
Dienst.	7	Sergius	♑	☿ in ♎. ♂ geht nach halb 9	25	Kleophas
Mittw.	8	Brigitta	♑	☽ 11. 59′ V. ☾ Erdn. Uhr	26	Cyprian
Donn.	9	Dionysius	♑	Abd. durch den Meri-	27	Cosm. u. D.
Freit.	10	Gereon	♒	dian u. um 1 Uhr Mrg. un-	28	Wenzel
Sonn.	11	Wimmar.	♒	ter. ♀ ist 3 Viertelstunden	29	Michael
		42. Von des Königschen krankem Sohn, Joh. 4. Ep. Ephes. 6.				
Sonntag	12	21. n. Trin.	♓	Maximilian. in der Abend-	30	16. n. Trin.
Mont.	13	Tilmann	♓	dämmerung sichtbar. ♃	1	Okt. Rem.
Dienst.	14	Kallixtus	♈	♀ in ♐. geht gegen 1 Uhr	2	Leodegar
Mittw.	15	Kön. G. T.	♈	○ 10. 24′ V. Theresia.	3	Ewald
Donn.	16	Gallus	♉	Mrgs. durch den Me-	4	Franz
Freit.	17	Florentin	♉	☾ in ☋. ridian. ☿ verschwin-	5	Placidus
Sonn.	18	Luc. Ev.	♊	Schl. bei Leipzig 1813. det	6	Bruno
		43. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ep. Phil. 1.				
Sonntag	19	22. n. Trin.	♊	Ferdinand. in der Mor-	7	17. n. Trin.
Mont.	20	Wendelin	♊	♄ rechtl. gendämmerung.	8	Brigitta
Dienst.	21	Ursula	♋	♅ culminirt um halb 11	9	Dionysius
Mittw.	22	Cordula	♋	☾ Erdf. Uhr Abds. ♄ geht	10	Gereon
Donn.	23	Severinus	♌	☾ 8. 42′ V. ☉ in ♏. nach	11	Wimmar.
Freit.	24	Evergist	♌	☿ in ♏. 3 Viertel auf	12	Maximil.
Sonn.	25	Raphael	♌	7 Uhr Abds. durch den Me-	13	Tilmann
		44. Vom Zinsgroschen, Matth. 22. Ep. Phil. 3.				
Sonntag	26	23. n. Trin.	♍	Amandus. Ob. ☌☿☉. ri-	14	18. n. Trin.
Mont.	27	Sabina	♍	dian u. um 11 U. unter. ♃,	15	Theresia
Dienst.	28	Sim. J.	♎	in Opposition mit d. Sonne,	16	Gallus
Mittw.	29	Narcissus	♎	☍♃☉. ist die ganze Nacht	17	Florentin
Donn.	30	Theonest	♏	☾ in ☊. hindurch sichtb.	18	Luc. Ev.
Freit.	31	Wolfg. †	♏	● 12. 10′ V. Uns. ☉ F.	19	Ferdinand

Mond-Wechsel.	☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Mittwoch den 1. Oktober gegen halb 12 Uhr Vormittags der neue Mond.		Abends	1
		5 43	2
Mittwoch den 8. Oktober um Mittag das erste Viertel.		6 15	3
		6 52	4
Mittwoch den 15. Oktober gegen halb 11 Uhr Vormittags der volle Mond.		7 37	5
Donnerstag den 23. Oktober 3 Viertel auf 9 Uhr Vormittags das letzte Viertel.		8 32	6
		9 35	7
Freitag den 31. Oktober gegen 1 Viertel auf 1 Uhr Morgens der neue Mond nebst einer unsichtbaren Sonnenfinsterniß.		10 46	8
		Morg.	9
		12 2	10
		1 19	11
Die Juden feiern das Neujahrsfest ihres 5606ten Jahrs den 2. und 3. Oktober, ihr Versöhnungsfest den 11. Oktober und ihr Laubhüttenfest den 16. und 17., 23. und 24. Oktober.		2 37	12
		3 52	13
		5 8	14
	Abends		15
	5 28		16
	6 2		17
	6 43		18
	7 28		19
	8 19		20
	9 15		21
	10 14		22
	11 16		23
	Morg.		24
	12 20		25
	1 25		26
	2 32		27
	3 42		28
	4 53		29
	6 8		30
	V. T.	Abends	31

Waffen des Weibes.

Drei edle Waffen hat das Weib. Gegen das grobe Geschütz überraschender Angriffe: weiblichen Stolz; gegen das Schlafpulver der Verführung: männliche Kraft; gegen die Lockspeise der Sinnlichkeit: kindliches Gebet.

Antrieb.

So lange man im Lichte lebt,
Muß man sich wacker regen;
Im Grabe hat dann Jeder Zeit,
Gemächlich sich zu pflegen.

Gegen Gährung.

Eingemachte Früchte und Säfte, die bereits in saure Gährung übergingen, werden durch Beimischung von einer Messerspitze gereinigter Potasche auf ein halbes Maaß, oder, was besser ist, durch nochmaliges Kochen mit derselben, zu dauernder Haltbarkeit in unschädlicher Weise hergestellt, nur mit dem Verlust eines Theils ihrer ursprünglichen Farbe.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	11 St. 37 M.	6 Uhr 0 M.	5 Uhr 38 M.	12 St. 23 M.
11	10 58	6 17	5 15	13 2
21	10 20	6 34	4 54	13 40

November 1845.



Alter. Oktober.

Sonn.	1 **All. Heil.**	♏	♀ glänzt über eine Stunde	20 Wendelin
	45. Von Jairi Töchterlein, Matth. 9. Ep. Col. 1.			
Sonntag	2 **24. n. Trin.**	♐	All. Seel. als Abendstern	21 **19. n. Trin.**
Mont.	3 Hubert	♐	☾ Erdn. und geht 1 Viertel	22 Cordula
Dienst.	4 Karl Bor.	♑	auf 7 Uhr unter. ♂ geht	23 Severinus
Mittw.	5 Zacharias	♑	gegen halb 8 Uhr Abends	24 Evergist
Donn.	6 Leonhard	♒	☽ 6.42′ N. durch den Me-	25 Raphael
Freit.	7 Engelbert	♒	ridian und gegen halb	26 Amandus
Sonn.	8 Gottfried	♓	1 Uhr Morgens unter. ♃	27 Sabina
	46. Vom Gräuel der Verwüstung, Matth. 24. Ep. 1. Theff. 4.			
Sonntag	9 **25. n. Trin.**	♓	Theodor. ♀ in ♑. steht ge-	28 **20. n. Trin.**
Mont.	10 Mart. P.	♈	gen 11 Uhr Abends im Sü-	29 Narcissus
Dienst.	11 Mart. B.	♈	den und zeigt sich noch die	30 Theonest
Mittw.	12 Kunibert	♉	♂ in ♐. ganze Nacht. ♄ ist	31 Wolfgang
Donn.	13 Stanisl.	♉	☾ in ☋. 5 Stunden am Ab.-	1 **Nov. A. H.**
Freit.	14 Levin	♉	○ 1.23′ V. Sichtb. ☾ F.	2 All. Seel.
Sonn.	15 Leopold	♊	Himmel sichtbar und	3 Hubert
	47. Vom jüngsten Gericht, Matth. 25. Ep. 2. Petr. 3.			
Sonntag	16 **26. n. Trin.**	♊	Edmund. geht um 10 Uhr	4 **21. n. Trin.**
Mont.	17 Gertrud	♋	unter. ☿ ist in diesem Mo-	5 Zacharias
Dienst.	18 Maximus	♋	nat nicht sichtbar. ♂ geht	6 Leonhard
Mittw.	19 Elisabeth	♋	☾ Erdf. gegen 7 Uhr Abds.	7 Engelbert
Donn.	20 Simplic.	♌	durch den Meridian u. bald	8 Gottfried
Freit.	21 **M. Opf.**	♌	☾ nach Mitternacht un-	9 Theodor
Sonn.	22 Cäcilia	♍	4.54′ V. ☉ in ♐. ter.	10 Martin P.
	48. Von den zehn Jungfrauen, Matth. 25. Ep. 1. Theff. 5.			
Sonntag	23 **27. n. Trin.**	♍	Clemens. Feier zum Ge-	11 **22. n. Trin.**
Mont.	24 Joh. v. Kr.	♍	dächtniſs der Gestorbenen.	12 Kunibert
Dienst.	25 Katharina	♎	♅ geht um 8 Uhr Abends	13 Stanisl.
Mittw.	26 Konrad	♎	durch den Meridian und um	14 Levin
Donn.	27 Bithildis	♏	halb 3 Uhr Morgens unter.	15 Leopold
Freit.	28 Günther	♏	● ☾ in ☊. ♄ sinkt gegen	16 Edmund
Sonn.	29 Saturnin	♐	12.9′ N. 9 U. Abds.	17 Gertrud
	49. Von Christi Einzuge in Jerusalem, Matth. 21. Ep. Röm. 13.			
Sonntag	30 **1. Advent**	♐	Andr. Ap. unter den Horiz.	18 **23. n. Trin.**

Mond-Wechsel.

Donnerstag den 6. November 3 Viertel auf 7 Uhr Abends das erste Viertel.

Freitag den 14. November gegen halb 2 Uhr Morgens der volle Mond nebst einer sichtbaren Mondfinsterniß.

Sonnabend den 22. November gegen 5 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Sonnabend den 29. November gegen 1 Viertel auf 1 Uhr Nachmittags der neue Mond.

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Abends 5 31	1
B	6 24	2
e	7 26	3
i	8 37	4
	9 52	5
T	11 9	6
	Morg.	7
a	12 25	8
g	1 39	9
e	2 53	10
	4 6	11
	5 17	12
	5 26	13
Abends		14
5 21		15
6 10	B	16
7 4		17
8 2	e	18
9 2	i	19
10 5		20
11 9	T	21
Morg.	a	22
12 14	g	23
1 21		24
2 30	e	25
3 42		26
4 56		27
6 11		28
B.	Abends	29
T.	5 10	30

Alles mit Profit!

Ein im Ruf des Geizes stehender Spekulant grüßte an der Börse manchen Bekannten nicht; als davon die Rede war, bemerkte Jemand: „Er will mit Profit grüßen, drum wartet er, bis mehrere Bekannte beisammen stehen."

Der Gotteslengner.

Der Gottesleugner — glaub' es, guter Christ! —
Glaubt, was nicht ist, und glaubet nicht, was ist.

Alte aber gute Erklärung.

Die Frau ist aus der Rippe des Mannes geschaffen, weil sie ihm treulich zur Seite stehen soll. Nicht aus seinem Haupte wurde sie geschaffen, weil sie ihm nicht Gebieterin, nicht aus seinen Füßen, weil sie ihm nicht Sclavin seyn soll.

Der Heimgekehrte.

Von Reisen heimgekehrt, verbirgt der dumme Tropf
Die leeren Taschen wohl, doch nicht den leeren Kopf!

Tinte, welche die Stahlfedern nicht verdirbt.

Werden ½ Quentchen Eisen-Oxyd, 1 Loth gestoßene schwarze Galläpfel, ½ Loth Gummi, 10 Loth Regenwasser in einer Flasche 24 Stunden lang angesetzt und zuweilen umgeschüttelt, so erhält man eine vorzügliche Tinte für Stahlfedern, die gleich hinlänglich schwarz und, trocknet sie ein, mit Wasser wieder zu verdünnen ist.

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 40 M.	6 Uhr 53 M.	4 Uhr 33 M.	14 St. 20 M.
11	9 7	7 10	4 17	14 53
21	8 37	7 27	4 4	15 23

Dezember 1845.



Alter. November.

Tag	Datum	Zeichen	Witterung / Aspekten	Alter Kal.
Mont.	1 Eligius	♑	☾ Erdn. ♀ glänzt 2 und	19 Elisabeth
Dienst.	2 Balbina	♑	1 halbe Stunde am Abend-	20 Simplic.
Mittw.	3 Franz Xav.	♒	☿ in ♏. himmel u. geht um	21 **M. Opf.**
Donn.	4 Barbara	♒	7 Uhr unter. ♃ geht um 9	22 Cäcilia
Freit.	5 Crispina	♓	☽ ♀ in ♒. Uhr Abd. durch	23 Clemens
Sonn.	6 Nicolaus	♓	3. 20′ V. den Meridian	24 Joh. v. Kr.

50. Von den Zeichen des jüngsten Tages, Luc. 21. Ep. Röm. 15.

Tag	Datum	Zeichen	Witterung / Aspekten	Alter Kal.
Sonntag	7 **2. Advent**	♈	Ambrosius. und um 4 Uhr	25 24. n. Trin.
Mont.	8 **M. Empf.**	♈	Morgens unter. ♂ steht	26 Konrad
Dienst.	9 Leocadia	♈	um halb 7 Uhr Abends in	27 Bithildis
Mittw.	10 Judith	♉	☿ gr. östl. Ausw. ☾ in ☋.	28 Günther
Donn.	11 Damasus	♉	♅ rechtl. Süden. ☿ zeigt	29 Saturnin
Freit.	12 Epimachus	♊	○ sich einige Minuten	30 Andr. Ap.
Sonn.	13 Lucia	♊	7. 11′ N. tief in der	1 Dez. Elig.

51. Von Johannis Gesandtschaft, Matth. 11. Ep. 1. Cor. 4.

Tag	Datum	Zeichen	Witterung / Aspekten	Alter Kal.
Sonntag	14 **3. Advent**	♋	Nikas. Abenddämmerung.	2 **1. Advent**
Mont.	15 Eusebius	♋	♄ geht bald nach 8 Uhr	3 Franz Xav.
Dienst.	16 Adelheid	♋	Abends unter. ☿ verschwin-	4 Barbara
Mittw.	17 Quat. †	♌	Lazarus. ☿ rückg. ☾ Erdf.	5 Crispina
Donn.	18 Wunibald	♌	det in der Abenddämme-	6 Nicolaus
Freit.	19 Nemesius †	♌	rung. ♀ glänzt 3 und eine	7 Ambrosius
Sonn.	20 Julius †	♍	☌ ♄ ♀. ♀ gr. östl. Ausweich.	8 **M. Empf.**

52. Von Johannis Zeugniß, Joh. 1. Ep. Phil. 4.

Tag	Datum	Zeichen	Witterung / Aspekten	Alter Kal.
Sonntag	21 **4. Advent**	♍	☾ 11. 55′ N. ☉ ♑. Kürz-	9 **2. Advent**
Mont.	22 Greg. Sp.	♎	ster Tag, Winters	10 Judith
Dienst.	23 Dagobert	♎	Anfang. ♂ in ♈. halbe	11 Damasus
Mittw.	24 Adam, E. †	♏	Stunde lebhaft als Abend-	12 Epimachus
Donn.	25 **H. Christt.**	♏	☾ in ☊. stern. ♄ ist noch	13 Lucia
Freit.	26 **Stephan**	♐	♃ rechtl. 2 Stunden am	14 Nikasius
Sonn.	27 Joh. Ev.	♐	Unt. ☌ ☿ ☉. Abendhim-	15 Eusebius

1. Von Simeon und Hanna, Luc. 2. Ep. Gal. 4.

Tag	Datum	Zeichen	Witterung / Aspekten	Alter Kal.
Sonntag	28 **n. Christt.**	♑	● 11. 20′ N. Unsch. K.	16 **3. Advent**
Mont.	29 Thom. C.	♑	☾ Erdn. mel sichtbar.	17 Lazarus
Dienst.	30 David	♒	♃ geht um halb 8 Uhr Abd.	18 Wunibald
Mittw.	31 Sylvester	♒	durch den Mittagskreis.	19 **Quat.**

Mond-Wechsel.

Sonnabend den 6. Dezember gegen halb 4 Uhr Morgens das erste Viertel.

Sonnabend den 13. Dezember 1 Viertel auf 8 Uhr Abends der volle Mond.

Sonntag den 21. Dezember gegen Mitternacht das letzte Viertel.

Sonntag den 28. Dezember gegen halb 12 Uhr Abends der neue Mond.

Landmanns-Witz.

Mit Bezug auf die Wunderkraft des Guano (Vogelmistes) und anderer neuerer Düngungsmittel sagte jüngst ein englischer Landmann zu seinem Nachbar: „Man wird bald den Dünger eines ganzen Feldes in eine Westentasche stecken können!“ — „Ja wohl, und in die andre Westentasche dann die Erndte!“ erwiederte der Nachbar.

Unabhängig und frei.

Man nennt dich unabhängig, wenn dir Niemand befehlen darf, du bist es erst, wenn du auch Keinem zu befehlen hast; frei aber kannst du nur seyn, wenn du dir selber gehorchen lernteſt.

Scherz und Ernst.

Es machen sich am meisten die über Andere lustig, die über sich selber traurig seyn müßten.

Ist ein Mann oft vom Trunk „selig“, wird seine Frau nur selig seyn, wenn er ihr Seliger ist.

Was nicht im Spiegel zu sehen, sollte immer das Vorzüglichste am Menschen seyn.

Die Liebe ist freilich blind; die Ehe sticht ihr aber sehr oft den Staar.

Spruch.

Du träumest viel, bring'st ird'sche Sorge du
Zum Lager mit; — gleich freudenlose Ruh'
Mußt du im Schlaf zu jenem Leben haben,
Wenn ird'sche Sorge mit dir ist begraben;
Drum mach' dich frei zum Auferstehungsmorgen,
Was hier zurück dann bleibt — Gott wird's besorgen!

Tag	☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.
		Abends
1	Bei Tage	6 20
2		7 36
3		8 54
4		10 13
5		11 30
6		Morg.
—		
7		12 44
8		1 56
9		3 6
10		4 15
11		5 20
12		6 21
13	Abends	
—		
14	4 56	Bei Tage
15	5 52	
16	6 52	
17	7 53	
18	8 56	
19	10 0	
20	11 5	
—		
21	Morg.	
22	12 11	
23	1 20	
24	2 31	
25	3 44	
26	4 56	
27	6 6	
—		
28	Bei Tage	Abends
29		5 8
30		6 29
31		7 50

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	8 St. 12 M.	7 Uhr 42 M.	3 Uhr 55 M.	15 St. 48 M.
11	7 57	7 55	3 51	16 3
21	7 50	8 3	3 53	16 10

Zeitrechnung des Jahres 1845.

Das gegenwärtige 1845ste Jahr der christlichen Zeitrechnung wird von der Geburt Christi gerechnet. Es ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder von 52 Wochen und einem Tage, und fängt mit dem 1. Januar neuen Stils an, welcher im alten Kalender der 20. Dezember 1844 ist. Das Osterfest fällt im neuen Kalender auf den 23. März und im alten auf seinen 15. April, so daß die vom Osterfeste abhangenden beweglichen Feste in diesem Jahre nach dem alten Kalender 3 Wochen später, als nach dem neuen gefeiert werden.

Die vier Jahreszeiten.

Es nimmt seinen Anfang: Der Frühling am 20. März um 6 Uhr 3 Minuten Abends. Der Sommer am 21. Juni um 3 Uhr 2 Minuten Nachmittags. Der Herbst am 23. September um 5 Uhr 13 Minuten Morgens. Der Winter am 21. Dezember um 10 Uhr 47 Minuten Vormittags.

Von den Finsternissen.

Es ereignen sich in diesem Jahre vier Finsternisse, zwei an der Sonne und zwei am Monde, von denen wir nur die eine Sonnen- und die eine Mondfinsterniß sehen werden.

Die erste Sonnenfinsterniß tritt am 6. Mai ein und ist in einem großen Theil der nördlichen Halbkugel der Erde, namentlich in fast ganz Europa, sichtbar. Ihr Anfang erfolgt zu Cöln Vormittags um 9 Uhr 11 Minuten wahrer Zeit und ihr Ende um 11 Uhr 26 Minuten, nachdem sie 2 Stunden 15 Minuten gedauert hat. Ihre Größe beträgt 4 Zoll am nördlichen Rande.

Die erste Mondfinsterniß erfolgt am 21. Mai in den Nachmittagsstunden und ist in Neuholland, dem südöstlichen Theil von Asien und in dem östlichen von Afrika sichtbar.

Die zweite Sonnenfinsterniß findet in der Nacht vom 30. zum 31. Oktober statt. Sie ist hauptsächlich in der Südsee sichtbar.

Die zweite Mondfinsterniß ist partial und ereignet sich in der Nacht vom 13. auf den 14. November. Sie fängt nach mittlerer Zeit um 11 Uhr 38 Minuten Abends an, erreicht um 1 Uhr 17 Minuten Morgens, wo sich fast 11 Zoll am nördlichen Rande verfinstert zeigen werden, ihr Mittel, und hört nach einer Dauer von 3 Stunden 17 Minuten um 2 Uhr 55 Minuten auf. Sie ist ihrem ganzen Verlauf nach in Europa und Afrika, theilweise in Asien und Amerika sichtbar.

Lauf und Erscheinung der Planeten im Jahr 1845.

Uranus.

Dieser von Herschel am 13. März 1781 entdeckte Planet zeigt sich bis Ende Februars am Abendhimmel. Den 27. März kommt er zur Sonne, in deren Strahlen er bis zur Mitte des Junius verborgen bleibt. Er erscheint dann im 10ten Grade des Widders am Morgenhimmel, wo er jedoch bei der nächtlichen Dämmerung als ein Stern fünfter bis sechster Größe nur mit bewaffneten Augen zu erkennen seyn wird. Den 25. Junius geht er bereits um Mitternacht auf. Den 14. Julius wird er rückläufig, was er bis zum 21. Dezember bleibt. Den 1. Oktober steht er im neunten Grade des Widders am Bande der Fische in einer ziemlich sternleeren Gegend um Mitternacht der Sonne gegenüber, und ist mit unbewaffneten, aber scharfen Augen leicht zu erkennen. Am Schlusse des Jahres geht er um Mitternacht unter.

Saturn.

Saturn ist zu Anfange des Jahres noch kurze Zeit in der Abenddämmerung sichtbar. Den 29. Januar kommt er zur Conjunction mit der Sonne, in deren Strahlen er bis zu Ende des März verborgen bleibt. Er erscheint dann in der Morgendämmerung, in der er immer früher zum Vorschein kommt, als den 3. April um 4 Uhr Morgens, den 5. Mai um 2 Uhr und den 3. Junius um Mitternacht, um welche Zeit er im 19ten Grade des Wassermanns rückgängig wird. Den 4. Julius geht er schon um 10 Uhr Abends auf, worauf er sichtbar culminirt, als den 12. Julius um 2 Uhr Morgens und den 8. August um Mitternacht. An letzterem Tage steht er im 16ten Grade des Wassemanns bei einem Grade südlicher Breite unter den Sternen des Steinbocks der Sonne gegenüber und ist die ganze Nacht über dem Horizont. Er geht dann in den Abendstunden durch den Meridian, als den 6. September um 10 Uhr, den 6. Oktober um 8 Uhr, den 5. November um 6 Uhr, und sichtbar unter, als den 12. November um 10 Uhr, den 15. Dezember um 8 Uhr und mit dem Ausgange des Jahres bald nach 7 Uhr Abends. Seit dem 20. Oktober wieder rechtläufig geworden ist er am Ende des Jahres bis zum 17ten Grade des Wassermanns vorgerückt.

Jupiter.

Jupiter steht zu Anfange des Jahres nach Sonnenuntergang am Abendhimmel und geht allmählig früher unter, als den 20. Januar um 10 Uhr, den 5. März um 8 Uhr. Einige Tage später verschwindet er in den Strahlen der Abendsonne, in denen er bis zum Anfange

des Junius verborgen bleibt. Unterdessen ist er am 6. April zur Sonne gekommen. Nachdem er am Morgenhimmel wieder erschienen ist, geht er täglich früher in der Nacht auf, als den 21. Junius um 1 Uhr Morgens, den 24. Julius um 11 Uhr Abends, den 25. August um 9 Uhr. Vom Anfange des Septembers an geht er sichtbar durch den Meridian. Am 20. Oktober culminirt er um Mitternacht, wo er sich im 6ten Grade des Stiers unter den Sternen des Widders der Sonne gegenüber die ganze Nacht zeigt. Hierauf steht er in den Abendstunden in Süden, als den 21. November um 10 Uhr, am Schlusse des Jahres ein Viertel auf 8 Uhr. In den 4 letzten Monaten ist er rückläufig.

Ceres, Pallas, Juno, Vesta.

Diese vier Planeten füllen eine längst bemerkte Lücke zwischen dem Mars und dem Jupiter aus. Sie sind erst in diesem Jahrhundert entdeckt worden, Ceres am ersten Tage desselben, am 1. Januar 1801, von Herrn Piazzi in Palermo; Pallas am 28. März 1802 vom Herrn Doktor Olbers in Bremen; Juno am 1. September 1804 von Herrn Harding in Lilienthal bei Bremen, und Vesta am 29. März 1807 von Herrn Doktor Olbers. Sie sind nur mit bewaffneten Augen zu erkennen und mit Hülfe guter Ephemeriden aufzufinden.

Mars.

Dieser Planet geht in den drei ersten Monaten des Jahrs als ein unscheinlicher Stern zwischen 3 und 4 Uhr Morgens auf, während er die Zeichen Skorpion, Schütze und einen Theil des Steinbocks durchläuft. Vom April an nimmt seine Lichtstärke merklich zu. Den 21. dieses Monats geht er um 2 Uhr, den 9. Junius um Mitternacht und den 18. Julius um 10 Uhr Abends auf. Von dieser Zeit an, wo er rückgängig wird, geht er sichtbar durch den Meridian und ist als ein glänzender Stern die ganze Nacht sichtbar. Den 18. August kommt er im Bilde des Wassermanns um Mitternacht der Sonne gegenüber in Süden. Hierauf culminirt er in den Abendstunden, z. B. den 1. September um 11, den 1. Oktober um 9, den 17. November um 7 und am Ende des Jahrs 3 Viertel auf 6 Uhr, während er sichtbar untergeht und allmählig an Lichtstärke verliert. Am 27. September wird er wieder rechtläufig und rückt dann bis zum Schlusse des Jahrs über den Frühlingspunkt hinaus bis in die Nähe des Uranus vor. Am 2. Junius Morgens ist er der geraden Aufsteigung nach mit dem Saturn in Conjunction, dem er südlich vorbeigeht.

Venus.

Dieser Planet ist im Januar und Februar Morgenstern, dann über drei Monate unsichtbar, und die übrigen Monate des Jahrs, von der Mitte des Junius an, Abendstern. Zu Anfange des Jahrs geht er um halb 6 Uhr Morgens auf und glänzt über 2 Stunden. Die Dauer seiner Sichtbarkeit nimmt dann täglich ab, bis zum 25. Februar, wo er in der Morgendämmerung verschwindet. Am 16. Mai befindet er sich in seiner oberen Zusammenkunft mit der Sonne. Erst nach der Mitte des Junius, wo er bis zum Sommerpunkt vorgerückt ist, erscheint er in der Abenddämmerung, Anfangs nur einige Minuten, späterhin bis zum Schlusse des Oktobers höchstens eine Stunde. Erst nachdem er den halben Thierkreis rechtläufig bis zum Winterpunkt zurückgelegt hat, verweilt er länger am Abendhimmel. Am 21. Dezember erreicht er seine größte östliche Elongation von etwas über 47 Grad, in der er sich 3 und eine halbe Stunde mit ausgezeichnetem Glanze zeigt. In sichtbare Conjunction kommt er in diesem Jahr nur mit dem Saturn, einmal am Morgenhimmel den 22. Februar, und dann am Abendhimmel den 20. Dezember.

Merkur.

Merkur ist selten und immer nur auf kurze Zeit sichtbar; dieses Jahr drei Mal. Zuerst zeigt er sich im Verlauf des Aprils in der Abenddämmerung so vortheilhaft, als er nur in unsern Gegenden zu Gesicht kommen kann. In den ersten Tagen dieses Monats erscheint er nämlich unter den Sternen des Widders am westlichen Himmel. Am 4ten ist er um 8 Uhr Abends eine Viertelstunde sichtbar. In den folgenden Tagen des Monats bis zum 18ten nimmt die Dauer seiner Sichtbarkeit bis auf eine Stunde zu, wo er in einer ziemlich sternleeren Gegend unterhalb der Plejaden bis 1 Viertel auf 10 Uhr zu verfolgen ist. Mit dem Ausgange des Monats verschwindet er wieder. Am 8. Mai bei dem Durchgange durch seine untere Conjunction tritt er Abends vor die Sonne, in der er sich mit Fernröhren als ein kleiner dunkler Fleck zeigt. Wer diese seltene Erscheinung (im ganzen neunzehnten Jahrhundert finden nicht mehr als 13 solcher Durchgänge statt, die bei uns nicht einmal alle in ihrem ganzen Verlauf gesehen werden können) beobachten will, wird die näheren Umstände derselben aus dem Berliner astronomischen Jahrbuche entnehmen können. Etwas weniger günstig zeigt sich der Planet im Herbst am Morgenhimmel, am vortheilhaftesten in den drei letzten Tagen des Septembers, zur Zeit seiner größten westlichen Elongation. Er geht dann 1 Viertel auf 5 Uhr Morgens auf, und zeigt sich 3 Viertelstunden unter den kleinen Sternen am Kopfe der Jungfrau. Gegen die Mitte des Oktobers wird er wieder unsichtbar. Noch einmal kommt er vom 10. bis zum 18. Dezember in der Gegend des Winterpunkts zum Vorschein, jedoch höchstens auf eine halbe Viertelstunde.

Genealogie
des Königl. Preussischen Hauses
und
die jetzigen Regenten nebst deren Gemahlinnen und Kindern

Preußen.

Friedrich Wilhelm IV, König, geb. 15. Okt. 1795, folgte seinem Vater Friedrich Wilhelm III in der Regierung am 7. Juni 1840, Großherzog vom Niederrhein und von Posen Herzog von Sachsen, vermählt den 29. Nov. 1823 mit Elisabeth Ludovike, Schwester des Königs von Bayern, geb. 13. Nov. 1801.

Geschwister des Königs: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preußen, geb 22. März 1797, General der Infanterie, Commandeur des Garde-Corps 2c., vermählt den 11 Juni 1829 mit Marie Luise Auguste Katharina, Tochter des Großherzogs von Sachsen-Weimar geb. 30. Sept. 1811. Kinder: 1] Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, geb. 18. Okt. 1831 Seconde-Lieutenant im ersten Garde-Regiment 2c. 2] Luise Marie Elisabeth, geb. 3. Dez. 1838 — 2) Die Kaiserin von Rußland, Alexandra Feodorowna (zuvor: Friederike Luise Charlotte) geb. 13. Juli 1798. — 3) Friedrich Karl Alexander, geb. 29. Juni 1801, General-Lieutenant commandirender General des vierten Armee-Corps 2c., vermählt den 26. Mai 1827 mit Marie Luise Alexandrine, Tochter des Großherzogs von Sachsen-Weimar, geb. 3. Febr. 1808. Kinder: 1] Friedrich Karl Nikolaus, geb. 20. März 1828, Seconde-Lieutenant im ersten Garde-Regim. 2c. 2] Marie Luise Anna, geb. 1. März 1829. 3] Marie Anna Friederike, geb. 17. Mai 1836. — 4) Die verwittwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene, geb. 23. Febr. 1803. — 5) Die Gemahlin des Prinzen Friedrich der Niederlande, Luise Auguste Wilhelmine Amalie, geb. 1. Febr. 1808. — 6) Friedrich Heinrich Albrecht, geb. 4. Okt. 1809, General-Lieutenant, Commandeur der fünften Division 2c., vermählt den 14. Sept. 1830 mit Wilhelmine Friederike Luise Marianne, geb. 9. Mai 1810, Tochter des verstorbenen Königs Wilhelm I der Niederlande. Kinder: 1] Friederike Luise Wilhelmine Marianne Charlotte, geb. 21. Juni 1831. 2] Friedrich Wilhelm Nikolaus Albrecht, geb. 8. Mai 1837. 3] Friederike Wilhelmine Luise Elisabeth Alexandrine, geb. 1. Febr. 1842.

Des am 28. Dez. 1796 verstorb. Prinzen Ludwig, Vater-Bruders des Königs, Kinder: 1) Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 30. Okt. 1794, General der Cavallerie 2c., vermählt den 21. Nov. 1817 mit Wilhelmine Luise, Schwester des Herzogs von Anhalt-Bernburg, geb. 30 Okt. 1799. Söhne: 1] Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander, geb. 21. Juni 1820, Premier-Lieutenant. 2] Friedrich Wilhelm George Ernst, geb. 12. Febr. 1826, Seconde-Lieutenant. — 2) Die Herzogin von Anhalt-Dessau, Friederike Wilhelmine Luise Amalie, geb. 30. Sept. 1796.

Vater-Geschwister des Königs: 1) Friedrich Heinrich Karl, geb. 30. Dez. 1781, General der Infanterie 2c., Großmeister des Königl. Preuß. St. Johanniter-Ordens. — 2) Friedrich Wilhelm Karl, geb. 3. Juli 1783, General der Cavallerie 2c., vermählt den 12. Jan. 1804 mit Marie Anne Amalie, Schwester des Landgrafen von Hessen-Homburg, geb. 13. Okt. 1785. — Kinder: 1] Heinrich Wilhelm Adalbert, geb. 29. Okt. 1811, General-Major, erster General-Inspecteur der Artillerie 2c. 2] Marie Elisabeth Caroline Victorie, geb. 18. Juni 1815, Gemahlin des Prinzen Karl von Hessen und bei Rhein. 3] Friedrich Wilhelm Waldemar, geb. 2. Aug. 1817, Major 2c. 4] Friederike Franziska Auguste Maria Hedwig, geb. 15. Okt. 1825, Gemahlin des Kronprinzen von Bayern.

Anhalt-Bernburg.

Alexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805, reg. 24. März 1834, verm. 30. Okt. 1834 mit Friederike Caroline Juliane, Prinzessin von Schleswig-Holstein-Glücksburg, geb. 9. Okt. 1811.

Anhalt-Dessau.

Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817, verm. 18. April 1818 mit Friederike Wilhelmine Luise Amalie, Prinzessin von Preußen. — Kinder: 1. Friederike Amalie Agnes, geb. 24. Juni 1824. 2. Leopold Friedrich Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831. 3. Marie Anna, geb. 14. Sept. 1837.

Anhalt-Köthen.

Heinrich, Herzog, geb. 30. Juli 1778, reg. 23. Aug. 1830, verm. 18. Mai 1819 mit Auguste Friederike Esperance, Prinzessin von Reuß-Schleiz-Köstritz, geb. 3. Aug. 1794.

Baden.

Karl Leopold Friedrich, Großherzog, geb. 29. Aug. 1790, reg. 30. März 1830, verm. 25. Juli 1819 mit Sophie Wilhelmine, Tochter des verstorbenen Königs Gustav IV Adolph von Schweden, geb. 21. Mai 1801. — Kinder: 1. Die Gemahlin des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha. 2. Ludwig, Erbgroßherzog, geb. 15. Aug. 1824. 3. Friedrich Wilhelm Ludwig, geb. 9. Sept. 1826. 4. Ludwig Wilhelm August, geb. 18. Dez. 1829. 5. Karl Friedrich Gustav Wilhelm Maximilian, geb. 9. März 1832. 6. Maria Amalia, geb. 20. Nov. 1834. 7. Cäcilie Auguste, geb. 20. Sept. 1839.

Bayern.

Ludwig Karl August, König, geb. 25. Aug. 1786, reg. 13. Okt. 1825, verm. 12. Okt. 1810 mit Therese Charlotte Luise Friederike Amalie, Schwester des Herzogs von Sachsen-Altenburg, geb. 8. Juli 1792. — Kinder: 1. Maximilian Joseph, Kronprinz, geb. 28. Nov. 1811. 2. Die Erbgroßherzogin von Hessen und bei Rhein, geb. 30. Aug. 1813. 3. Der König von Griechenland. 4. Luitpold Karl Joseph Wilhelm Ludwig, geb. 12. März 1821. 5. Die Erbprinzessin von Modena, geb. 19. März 1823. 6. Hildegarde Luise Charlotte Therese Friederike, Gemahlin des Erzherzogs Albrecht von Oesterreich, geb. 10. Juni 1825. 7. Alexandra Amalia, geb. 26. Aug. 1826. 8. Adalbert Wilhelm Georg Ludwig, geb. 19. Juli 1828.

Belgien.

Leopold I Georg Christian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 12. Juli 1831, verm. 9. August 1832 mit Luise Marie Therese Charlotte Isabelle, ältesten Tochter des Königs Ludwig Philipp der Franzosen, geb. 3. April 1812. — Kinder: 1. Leopold Ludwig Philipp Maria Victor, Herzog von Brabant, Kronprinz, geb. 10. April 1835. 2. Philipp Ferdinand Eugen Leopold Georg, Graf von Flandern, geb. 24. März 1837. 3. Marie Charlotte Amalie Auguste Victorie Clementine Leopoldine, geb. 7. Juni 1840.

Brasilien.

Dom Pedro II de Alcantara Johann Carl Leopold, Kaiser, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831, verm. 30. Juni 1843 mit Therese Christine Marie, Schwester des Königs beider Sicilien, geb. 14. März 1822.

Braunschweig-Wolfenbüttel.

August Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806, reg. 20. April 1831.

Dänemark.

Christian VIII, König, geb. 18. Sept. 1786, reg. 3. Dez. 1839, zum zweitenmal verm. 22. Mai 1815 mit Caroline Amalie, Schwester des Herzogs von Holstein-Sonderburg-Augustenburg, geb. 28. Juni 1796. — Sohn erster Ehe: Friedrich Karl Christian, Kronprinz, geb. 6. Okt. 1808.

Frankreich.

Ludwig Philipp I, König, geb. 6. Okt. 1773, reg. 9. Aug. 1830, verm. 25. Nov. 1809 mit Marie Amalie, Tante des Königs von Neapel, geb. 26. April 1782. — Kinder: 1. Die Königin der Belgier. 2. Ludwig Karl Philipp, Herzog von Nemours, geb. 25. Okt. 1814. 3. Die Gemahlin des Prinzen Ferdinand Georg von Sachsen-Coburg-Cohary, geb. 3. Juni 1817. 4. Franz Ferdinand Philipp Ludwig Maria, Prinz von Joinville, geb. 14. Okt. 1818. 5. Heinrich Eugen Philipp Ludwig, Herzog von Aumale, geb. 16. Jan. 1822. 6. Anton Maria Philipp Ludwig, Herzog von Montpensier, geb. 31. Juli 1824. — Des verstorbenen Herzogs von Orleans ältester Sohn: Ludwig Philipp Albert, Graf von Paris, geb. 24. Aug. 1838.

Griechenland.

Otto I, König, geb. 1. Juni 1815, 3. Okt. 1832 zum König erklärt, reg. nach erlangter Volljährigkeit seit 1. Juni 1835, verm. 22. Nov. 1836 mit Maria Friederike Amalie, ältesten Tochter des Großherzogs von Oldenburg, geb. 21. Dez. 1818.

Großbritannien und Irland.

Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837, verm. 10. Febr. 1840 mit Albrecht Franz Carl August Emanuel, zweitem Sohn des verstorbenen Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha, geb. 26. Aug. 1819. — Kinder: 1. Victoria Adelheid Marie Luise, geb. 21. Nov. 1840. 2. Albrecht Eduard, Prinz von Wales und Graf von Chester, geb. 9. Nov. 1841. 3. Alice Maud Mary, geb. 25. April 1843.

Hannover.

Ernst August (früher Herzog von Cumberland), König, geb. 5. Juni 1771, reg. 20. Juni 1837, Wittwer 29. Juni 1841 von Friederike Caroline Sophie Alexandrine, Schwester des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz. — Sohn: Georg Friedrich Alexander Karl Ernst August, Kronprinz, geb. 27. Mai 1819.

Hessen-Cassel.

Wilhelm II, Kurfürst, geb. 28. Juli 1777, reg. 27. Febr. 1821, auch Großherzog von Fulda, Wittwer 19. Febr. 1841 von Auguste Friederike Christine, Tante des Königs von Preußen. — Kinder: 1. Caroline Friederike Wilhelmine, geb. 29. Juli 1799. 2. Friedrich Wilhelm, Kurprinz und Mitregent seit 1. Okt. 1831, geb. 20. Aug. 1802. 3. Die regierende Herzogin von Sachsen-Meiningen-Hildburghausen.

Hessen und bei Rhein (Darmstadt).

Ludwig II, Großherzog, geb. 26. Dez. 1777, reg. 6. April 1830, Wittwer 27. Jan. 1836 von Wilhelmine Luise, Nichte des Großherzogs von Baden. — Kinder: 1. Ludwig, Erbgroßherzog, geb. 9. Juni 1806. 2. Karl Wilhelm Ludwig, geb. 23. April 1809. 3. Alexander Ludwig Christian Georg Friedrich, geb. 15. Juli 1823. 4. Die Gemahlin des Thronfolgers von Rußland, geb. 8. August 1824.

Holstein-Oldenburg.

Paul Friedrich August, Großherzog, geb. 13. Juli 1783, reg. 21. Mai 1829, Fürst von Lübeck und Birkenfeld, Wittwer 27. Jan. 1844 von Cäcilie, Tochter des vormaligen Königs von Schweden Gustav IV Adolph. — Kinder aus den drei Ehen: 1. Die Königin von Grie-

chenland. 2. Elisabeth Marie Friederike, geb. 8. Juni 1820. 3. Nikolaus Friedrich Peter, Erbgroßherzog, geb. 8. Juli 1827. 4. Anton Günther Friedrich Elimar, geb. 23. Jan. 1844.

Kirchenstaat.

Gregor XVI (Mauro Capellari), Papst, geb. 18. Sept. 1765, erwählt 2. Febr. 1831.

Leuchtenberg.

Maximilian Joseph Eugen August Napoleon, Herzog, geb. 2. Okt. 1817, reg. 28. März 1835, verm. 14. Juli 1839 mit Maria Nikolajewna, ältesten Tochter des Kaisers von Rußland, geb. 18. Aug. 1819. — Kinder: 1. Maria Maximilianowna, geb. 16. Okt. 1841. 2. Nikolaus Maximilianowitsch, geb. 4. August 1843.

Lucca.

Karl Ludwig, Herzog, geb. 22. Dez. 1799, reg. 13. März 1824, verm. 15. Aug. 1820 mit Marie Therese, Tochter des Königs Victor Emanuel v. Sardinien, geb. 19. Sept. 1803. — Sohn: Ferdinand Karl Maria Joseph Victor Balthasar, Erbprinz, geb. 14. Jan. 1823.

Mecklenburg=Schwerin.

Friedrich Franz Alexander, Großherzog, geb. 28. Febr. 1823, reg. 7. März 1842.

Mecklenburg=Strelitz.

Georg Friedrich Karl Joseph, Großherzog, geb. 12. Aug. 1779, reg. 6. Nov. 1816, verm. 12. Aug. 1817 mit Marie Wilhelmine Friederike, Tochter des verstorbenen Landgrafen Friedrich von Hessen=Cassel, geb. 21. Jan. 1796. — Kinder: 1. Friedrich Wilhelm Georg Ernst Karl Adolph Gustav, Erbgroßherzog, geb. 17. Okt. 1819. 2. Caroline Charlotte Mariane, Gemahlin des Kronprinzen von Dänemark, geb. 10. Jan. 1821. 3. Georg Karl Ludwig, geb. 11. Jan. 1824.

Modena=Reggio.

Franz IV Joseph Karl, Erzherzog von Oesterreich, Herzog, geb. 6. Okt. 1779, reg. März 1814, Wittwer 15. Sept. 1840 von Beatrix Marie Victoria, Tochter des Königs Victor Emanuel von Sardinien. — Kinder: 1. Marie Therese Beatrix, geb. 14. Juli 1817. 2. Franz Ferdinand Geminian, Erbprinz, geb. 1. Juni 1819. 3. Ferdinand Karl Victor, geb. 20. Juli 1821. 4. Maria Beatrix Anna Franziska, geb. 13. Febr. 1824.

Nassau.

Adolph Wilhelm Karl August Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817, reg. 20. Aug. 1839, verm. 31. Jan. 1844 mit der Großfürstin Elisabeth Michailowna, zweiten Tochter des Großfürsten Michael von Rußland, geb. 26. Mai 1826.

Neapel und Sicilien (jetzt Königreich beider Sicilien).

Ferdinand II Karl, König, geb. 12. Jan. 1810, reg. 8. Nov. 1830, zum zweitenmal verm. 9. Jan. 1837 mit Maria Theresia Isabella, Tochter des Erzherzogs Karl von Oesterreich, geb. 31. Juli 1816. — Kinder aus beiden Ehen: 1. Franz d'Asis Maria Leopold, Kronprinz, geb. 16. Jan. 1836. 2. Karl Ludwig Maria, Graf v. Trani, geb. 1. Aug. 1838. 3. Alfonso Maria, Graf v. Caserta, geb. 28. März 1841. 4. Maria Annunziata Isabella, geb. 24. März 1843. 5. Maria Clementine Immaculata, geb. 14. April 1844.

Niederlande.

Wilhelm II Alexander, geb. 6. Dez. 1792, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, reg. 7. Okt. 1840, verm. 21. Febr. 1816 mit Anne Paulowna, Schwester des Kaisers von Rußland, geb. 18. Jan. 1795. — Kinder: 1. Wilhelm Alexander Paul Friedrich Ludwig, Prinz von Oranien, geb. 19. Febr. 1817. 2. Wilhelm Alexander Ludwig Konstantin Nikolaus Michael, geb. 2. Aug. 1818. 3. Wilhelm Friedrich Heinrich, geb. 13. Juni 1820. 4. Die Erbgroßherzogin von Sachsen=Weimar, geb. 8. April 1824.

Oesterreich.

Ferdinand I Karl Leopold Joseph Franz Marcellin, Kaiser, geb. 19. April 1793, reg. 2. März 1835, verm. 27. Febr. 1831 mit Marie Anne Caroline Pia, Tochter des verstorbenen Königs Victor Emanuel von Sardinien, geb. 19. Sept. 1803.

Parma und Piacenza.

Marie Luise, Erzherzogin, Schwester des Kaisers von Oesterreich, Herzogin, geb. 12. Dez. 1791, Wittwe den 5. Mai 1821 des Kaisers der Franzosen Napoleon, reg. 30. Mai 1814.

Portugal.

Donna Maria II da Gloria, Königin, geb. 4. April 1819, reg. 2. Mai 1826, zum zweitenmal verm. 9. April 1836 mit Ferdinand August Franz Anton, Fürsten von Sachsen=Coburg, geb. 29. Okt. 1816, jetzt König von Portugal. — Kinder: 1. Pedro de Alcantara, Kronprinz, geb. 16. Sept. 1837. 2. Ludwig Philipp Maria Fernando, Herzog von Oporto, geb. 31. Okt. 1838. 3. Johann Maria Ferdinand Gregor, Herzog von Beja, geb. 16. März 1842. 4. Maria Anna, geb. 21. Juli 1843.

Rußland.

Nikolaus I, geb. 25. Juni alten Stils (welcher damals dem 6. Juli, jetzt dem 7. Juli neuen Stils entspricht) 1796, reg. 1. Dez. 1825 als Kaiser von Rußland und König von Polen, verm. 13. Juli 1817 mit Alexandra Feodorowna, Schwester des Königs von Preußen. — Kinder: 1. Alexander Nikolajewitsch Cesarewitsch, Thronfolger, geb. 29. April 1818. 2. Die

Gemahlin des Herzogs von Leuchtenberg. 3. Olga Nikolajewna, geb. 11. Sept. 1822. 4. Konstantin Nikolajewitsch, geb. 21. Sept. 1827. 5. Nikolaus Nikolajewitsch, geb. 8. Aug. 1831. 6. Michael Nikolajewitsch, geb. 25. Okt. 1832.

Sachsen. I. Albertinische Linie.

Friedrich August, König, geb. 18. Mai 1797, reg. 6. Juni 1836, zum zweitenmal verm. 24. April 1833 mit Marie Anne Leopoldine Elisabeth Wilhelmine, Schwester des Königs von Bayern, geb. 27. Jan. 1805.

II. Ernestinische Linie. 1. Sachsen-Weimar-Eisenach.

Karl Friedrich, Großherzog, geb. 2. Febr. 1783, reg. 14. Juni 1828, verm. 3. Aug. 1804 mit Marie Paulowna, Schwester des Kaisers von Rußland, geb. 16. Febr. 1786. — Kinder: 1. Die Gemahlin des Prinzen Karl von Preußen. 2. Die Gemahlin des Prinzen von Preußen. 3. Karl Alexander August Johann, Erbgroßherzog, geb. 24. Juni 1818.

2. Sachsen-Meiningen-Hildburghausen.

Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803, verm. 23. März 1825 mit Marie Friederike Wilhelmine Christine, Tochter des Kurfürsten von Hessen-Cassel, geb. 6. Sept. 1804. — Kinder: 1. Georg, Erbprinz, geb. 2. April 1826. 2. Auguste Luise Adelheid Karoline Ida, geb. 6. Aug. 1843.

3. Sachsen-Altenburg.

Joseph Georg Friedrich Ernst Karl, Herzog, geb. 27. Aug. 1789, reg. 29. Sept. 1834, verm. 24. April 1817 mit Amalie Luise Wilhelmine Philippine, Tochter des verst. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg, geb. 28. Juni 1799. — Kinder: 1. Die Kronprinzessin von Hannover, geb. 14. April 1818. 2. Henriette Friederike Therese Elisabeth, geb. 9. Okt. 1823. 3. Elisabeth Pauline Alexandrine, geb. 26. März 1826. 4. Alexandra Friederike Henriette Pauline Mariane Elisabeth, geb. 8. Juli 1830.

4. Sachsen-Coburg-Gotha.

August Ernst Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Herzog, geb. 21. Juni 1818, reg. 29. Jan. 1844, verm. 3. Mai 1842 mit Alexandrine Luise Amalie Friederike Elisabeth Sophie, ältesten Tochter des Großherzogs von Baden, geb. 6. Dez. 1820.

Sardinien.

Karl Albert, König, geb. 2. Okt. 1798, reg. 27. April 1831, verm. 30. Sept. 1817 mit Therese Marie Franziska, Schwester des Großherzogs von Toskana, geb. 21. März 1801. — Söhne: 1. Victor Emanuel, Kronprinz, Herzog von Savoyen, geb. 14. März 1820. 2. Ferdinand Maria Albert Amadeus Philibert Vincenz, Herzog von Genua, geb. 15. Nov. 1822.

Schweden und Norwegen.

Oskar I Joseph Franz, König, geb. 4. Juli 1799, reg. 8. März 1844, verm. 19. Juni 1823 mit Josephine Maximiliane Auguste, Schwester des Herzogs von Leuchtenberg, geb. 14. März 1807. — Kinder: 1. Karl Ludwig Eugen, Kronprinz, Herzog von Schonen, geb. 3. Mai 1826. 2. Franz Gustav Oskar, Herzog von Upland, geb. 18. Juni 1827. 3. Oskar Friedrich, Herzog von Ost-Gothland, geb. 21. Jan. 1829. 4. Charlotte Eugenie Auguste Amalie, geb. 24. April 1830. 5. Nikolas August, Herzog von Dalekarlien, geb. 24. Aug. 1831.

Spanien.

Marie Christine, Schwester des Königs von Neapel, Wittwe Königs Ferdinand VII seit 29. Sept. 1833, geb. 27. April 1806. — Töchter: 1. Marie Isabella Luise, geb. 10. Okt. 1830. 2. Marie Luise Ferdinande, geb. 30. Jan. 1832.

Toskana.

Leopold II Johann Joseph, Großherzog, geb. 3. Okt. 1797, reg. 18. Jun. 1824, zum zweitenmal verm. 7. Juni 1833 mit Maria Antonia, Schwester des Königs von Neapel, geb. 19. Dez. 1814. — Kinder aus beiden Ehen: 1. Auguste Ferdinande Luise Marie Johanne Josephe, Gemahlin des Prinzen Luitpold von Bayern, geb. 1. April 1825. 2. Maria Isabella, geb. 21. Mai 1834. 3. Ferdinand Salvator Maria Joseph Johann, Erbgroßherzog, geb. 10. Juni 1835. 4. Maria Christina Annunciata Luise Anna Josephe Johanna Agatha Dorothea Filomena, geb. 5. Febr. 1838. 5. Karl Salvator Maria Joseph, geb. 30. April 1839. 6. Maria Anna Carolina Annunciata Johanna, geb. 9. Juni 1840. 7. Salvator Maria Stephan Joseph Johann Philipp Joachim Anton Zanobi Ludwig Gonzaga, geb. 1. Mai 1842.

Türkei.

Abdül-Medschid, Großsultan, geb. 19. April 1823, reg. 1. Juli 1839, mit dem Schwert Muhammeds umgürtet 11. Juli. — Sohn: Murad, geb. 22. Sept. 1840.

Württemberg.

Wilhelm Friedrich Karl, König, geb. 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816, zum zweitenmal verm. 15. April 1820 mit Pauline Therese Luise, Tochter des verst. Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg, geb. 4. Sept. 1800. — Kinder aus beiden Ehen: 1. Marie Friederike Charlotte, geb. 30. Okt. 1816, verm. 19. März 1840 mit Alfred, Grafen von Neipperg. 2. Die Gemahlin des Prinzen von Oranien, geb. 17. Juni 1818. 3. Katharine Friederike Charlotte, geb. 24. Aug. 1821. 4. Karl Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. 6. März 1823. 5. Auguste Wilhelmine Henriette, geb. 4. Okt. 1826.



Wo?

Johannes, der mit mildem Sinn
Sich als Apostel hat bewähret,
Der stets gethan, wie er gelehret,
Trat einst zur Schaar des Volkes hin,
Bescheid zu geben allen Fragen;
Da drängt ein Knabe sich heran,
Der sprach: „Du kannst gewiß mir sagen:
Wo rechte Lehr' ich finden kann,
Und wo des Guten höchste Kraft,
Die mir das Glück des Lebens schafft?"

Und Jener gab d'rauf diese Kunde:
„In deiner Mutter sanftem Wort;
In Lieb' und Zorn aus Vaters Munde;
In echter Freundschaft stillem Port;
In Deines eig'nen Herzens Grunde;
Und folgst Du treulich solchen Lehren,
Wirst and'res Glück Du gern entbehren!" G z.

Anreden.

Eine merkwürdige Eigenheit unserer Sprache ist, daß wir alle persönliche Fürwörter oder auch alle Beugfälle des Zeitwortes gebrauchen, um einen einzelnen Menschen anzureden. — „Du" sagt der Freund, der Liebende, der Gatte, der Bruder;

— ein schönes Wort, das „Du". Herzlichkeit, inniges Verständniß liegt darin, und mit dem vollen Tone des Herzens ausgesprochen, ist's wie Kuß und Händedruck. — „Er" sagte sonst (wohl auch zuweilen jetzt noch) der Vornehme zu dem Niedern. Ein unangenehmes Wort, das „Er"; es klingt, als dräng' es gleich in die Faust, damit sie sich balle. — „Sie" in der einfachen Zahl sagt das gnädige Fräulein zum Kammermädchen, deren Hände sie zu Dingen gemiethet hat, zu denen ihre eigenen zu ungeschickt, höflicher Weise zu vornehm sind; — „Sie" sagt die Dame auf dem Markte zu der Verkäuferin, um die Würde ihres höheren Standes zu behaupten, während sie um einen Pfennig feilscht und zehn Mal weggeht und wiederkommt. „Er" und „Sie" sagen die Polizei-Actuarien zu Leuten, deren Tuch am Rocke unter zwei Thaler kostet oder deren Hauben nicht mit Spitzen garnirt sind. — „Wir" war sonst die gebräuchlichste Anrede der Schulmänner für ihre Schüler, und es klingt komisch genug, wenn solch ein alter Pedant mit dem größten Ernst zu dem demüthig vor ihm stehenden, schuldbewußten Schüler sagt: „wir sind faul gewesen, wir sind ein Esel, wir werden in das Carcer spazieren." — „Ihr" ist größtentheils — aber leider — veraltete Anrede der Höflichkeit für eine einzelne Person. Doch kommt es bei dem Volke fast noch in allen Gauen Deutschlands vor. Es liegt viel Trauliches in dem „Ihr", die Beugfälle davon: „Euer, Euch", sind so volltönend und so wohlklingend! — „Sie" endlich ist die eingeführte Anrede unserer Höflichkeits-Sprache; eigentlich ein Unsinn, denn wie kann man Jemand in der dritten Person der Mehrzahl anreden! Dieses „Sie" ist in unsere Sprache gekommen, als unsere Väter die deutsche Tracht ablegten und die französische Geschmacklosigkeit mit Perrücke und Haarbeutel nachäfften. Wenn dieses „Sie" nun auch Unsinn ist, so bezeichnet es doch ganz unsern Gesellschafts-Zustand, die Art und Weise unseres Umgangs. Es liegt etwas Entfernendes in der dritten Person, sie schließt alles Herzliche des „Du" und „Ihr" aus; es liegt etwas so Kalt-Höfliches darin, etwas Unnahbares, wie denn in unserer Gesellschaft von Liebe, Theilnahme, Herzlichkeit keine Rede ist, wie wir nur einen Umgangston mit stehenden Redensarten haben, die im Grunde nichts bedeuten. Ein Vorwurf mit „Du" kommt aus dem Herzen und hat etwas Versöhnendes — ein Vorwurf mit „Sie" kommt aus der Stellung und ärgert bis auf's Blut. Auf eine Grobheit mit „Du" kann man, bei höflichen Nichtswürdigkeiten mit „Sie" aber muß man immer die Zähne zusammenbeißen und still seyn. Gegen „Dich" kann ich meinen ganzen Zorn aussprudeln und mein Herz erleichtern, gegen „Sie" muß ich meinen Zorn

in Baumwolle wickeln und kann an innerem Grimm ersticken. — Ob unsre Sprache mit der Einführung des „Sie" und der dadurch nöthigen Wendungen und Fügungen gewonnen hat? Ob das Steife unseres Gesellschafts- und Umgangstons, das man namentlich im Vergleich mit dem französischen finden will, nicht wesentlich mit dem „Sie" zusammenhängt? Ob es möglich und wenn das, ob es rathsam wäre, das „Sie" wieder zu verdrängen? Vielleicht dürften diese Fragen der Beachtung nicht unwerth seyn.

Bemerkungen.

Wer gar leicht Thränenperlen im Auge hat, bei dem kommen sie nicht, wie die echten Perlen, aus der — Tiefe.

Wohlthun trägt Zinsen! — Mancher aber ändert für sich den Spruch so: was Zinsen trägt, thut wohl!

Es giebt „verschämte Arme"; doch würd' es ihrer weit weniger geben, wenn wir mehr „verschämte Reiche" hätten.

„Besserdenkende" heißen jetzt meist diejenigen, die von den Dingen besser denken, als sie sind.

So viele gehen nur deshalb fehl, weil sie mehr wünschen, als thätig wollen; im thätigen Willen des Menschen liegt die Frucht aller haltbaren Wünsche.

Setze alles Vertrauen auf Gott, nicht zu viel auf die Menschen, nicht zu wenig auf dich selbst.

Die vier Sprach-Mittel.

Zum Sprechen hätte das Gesicht
Die Zunge nur? — Ei, das glaubt nicht!
Vier Mittel hat's, womit es spricht
In Freud' und Leid, in Lust und Nöthen:
Mund, Aug', Erblassen und Erröthen.

Singsang.

Es war davon die Rede, daß es jetzt so viele schlechte Lieder-Compositionen gebe. „Ja", sagte ein älterer Mann, „ich habe schon längst gemerkt, Alles, was zum Sprechen zu schlecht ist, das wird jetzt gesungen."

Selbstsucht.

Wie selten tiefere Erkenntniß in den Menschen lebt, davon geben die Selbstsüchtigen und Alle, die man gar oft sagen hört: „Niemand glücklicher als der Egoist!" das offenbarste Zeugniß. Wäre ihre Erkenntniß so weit gediehen, um einzusehen, welch ein Genuß darin liegt, die Selbstsucht verleugnen und endlich möglichst überwinden zu können, sie würden mit Eifer und Drang

ihr höchstes Heil darin suchen, das Wohl Anderer als ihr eigenes zu betrachten, und so ihrer Selbstsucht gleichsam eine Göttlichkeit zu verleihen. „O daß sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit der jungen Liebe!" so sprechen gar Viele mit kränkelnder Wehmuth unserm Schiller nach, ohne daran zu denken, daß die schöne Zeit der jungen Liebe dauernd seyn kann, wenn diese nicht sinnliche, überhaupt nicht egoistische Zwecke hat, sondern zu der Hoheit gekommen ist, das, was man liebt, in voller Anspruchslosigkeit zum Glück zu führen. Dazu gehört freilich Kraft und die heiligste Selbstverleugnung: denn die Welt ist so in ihrem Wahn und Mißtrauen befangen, daß man eben den edelsten Entschlüssen und Opfern am wenigsten glaubt, und während Du mit schweren Kämpfen Dich selbst und jeden Wunsch überwindest, um Anderer willen, wird man vielleicht mit tausend Dir ganz fremden Absichten den Werth Deiner That schmälern oder ganz vernichten. Aber bei überwundener Eigensucht liegt hierin nichts Schmerzliches, denn des Edlen Grund und Boden, sein Himmel auf Erden ist das entschiedene, ihm allein gehörende Bewußtseyn, nicht mehr das prahlende, womit so Viele, nach Lob geizend, sich selbst schmeicheln, wenn sie einmal auf eine Viertelstunde etwas besser waren wie Dieser oder Jener.

Genüge dir selbst.

Die Geschichte ist eine große Lehrerin, die aber auch, geht man ihr emsig nach, zur Verführerin werden kann; denn sie legt bis auf den heutigen Tag dar, daß nur in seltenen Fällen die freie Wahrheit, die absichtslose Tugend nicht dem sich hervordrängenden Scheine erlegen ist. Der Inhalt des Lebens bewährt sich aber keinesweges nur durch äußere Erfolge, die anspruchslose Zufriedenheit, die innere Freudigkeit über die rechte That steht über aller Anerkennung und Belobung, und so muß Jeder, der zum Allgemeinen mitwirkt, in seiner eigenen Geschichte mehr haltbaren Grund und Boden haben als bis jetzt die Weltgeschichte hat, ihn aber bekommen wird, wenn jeder Einzelne mit seiner Thätigkeit hauptsächlich seinem bessern Selbst genügt.

Der Gleichmuth.

Die Probe der Weisheit ist der Gleichmuth bei allen Wendungen des eigenen Schicksals und der Aufwand jeglicher Kraft, um in schlimmen Fällen Andern, denen der Geist nicht so hülfreich ist im Ertragen, die Lasten des Unheils zu erleichtern.

Das höchste Glück.

Des Menschen höchstes Glück besteht
Im Unglück, dem der Mensch — entgeht.

Worte in der Wüste.

Man wird in dieser Zeit oft wieder recht schmerzlich an die vielen Opfer erinnert, welche die Schwindsucht namentlich aus dem jugendlichen weiblichen Geschlecht in ihrer, den Jahren nach rechten Blüthezeit dem Tode in die Arme wirft. Von England hat man berechnet, daß da im Durchschnitt jährlich allein 31,000 Mädchen an der Schwindsucht sterben. — Die Aerzte, und ihnen stimmt jeder halbweg Vernünftige bei, sind längst darüber einig, daß das Stubenleben, die Schnürleiber und nun gar das Tanzen bei solcher Einschnürung fast die einzige Quelle sind, aus der die Mädchen gerade in der Zeit, wo ihr Knospenleben zur jungfräulichen Blüthe sich entfalten sollte, den frühen Tod trinken. Ist das nicht Warnung genug? Ist der frühzeitig drohende Tod euch lebenslustigen Schönen nicht Macht genug, eure Taillen-Eitelkeit zu besiegen? Und verräth es denn übrigens wirklich Geschmack, ist es denn wirklich schön, wenn ihr aussehт als beständet ihr aus zwei spitzigen Kegeln, die mit ihren Spitzen auf einander stehen? Seht doch die medicäische Venus, seht die Grazien und alle die musterschönen Göttinnen Griechenlands, haben sie eine andere Taille, als die, welche ihnen die Natur gab? Die Natur! Sie hat in der Gestaltung eurer Körper ihren ganzen Schönheitssinn erschöpft, eure Formen sind das Höchste, was die Natur Schönes hervorzubringen vermochte. Sündigt nicht an ihr und zwängt die schönen blühenden Formen nicht so frevelhaft ein, denkt an den 21. Dezember 1140, wo einst die Frauen von Weinsberg ihre Männer auf den Schultern trugen! Wenn sie so versessen auf schwindsüchtige Taillen gewesen wären, wie ihr, hätten sie es wohl müssen bleiben lassen, ihre massiven Kleinodien auf den Schultern fortzutragen. Wenn heute ein solcher Fall vorkäme, ihr nähmt vielleicht euren Schnürleiber-Vorrath. — Was ist euch lieber, zaunsteckendünne Taille, Schwindsucht und früher Tod, oder die schöne Taille der Natur, jungfräuliche Blüthe und langes, freudiges Leben?

Morgenländisches Sprüchwort.

„Hätte die Katze Flügel, kein Sperling wär' mehr in der Luft; hätte Jeder, was er wünscht — wer hätte noch was?"

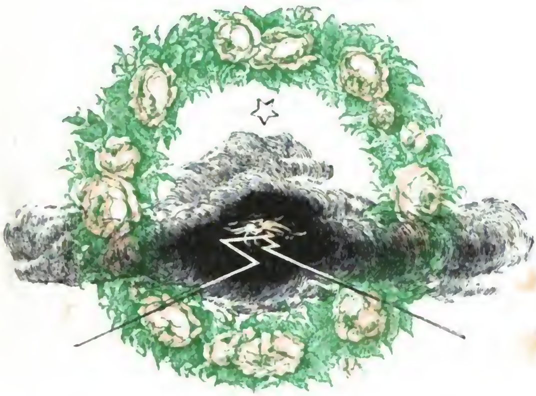
Furcht.

Vor Einem, der Verhältnisse und Absichten scharf durchschaut, haben die nur zu kluger Selbstsucht Gebildeten ohne Treu' und Glauben gleiche Furcht, wie das abergläubige Volk vor Gespenstern.

Jahrbuch
des
Nützlichen
und
Unterhaltenden.

Herausgegeben von **F. W. Gubitz.**

Mit mehr als hundert Holzschnitten, theils von demselben, theils unter dessen Leitung gefertigt.



Nicht Freud' und Friede nur wird uns auf Erden,
Die Ros' umkränzt nicht jeden Lebenstag;
Durch Kämpf' und Stürme muſs uns Läut'rung werden,
Und in das Herz trifft oft ein Wetterschlag; —
Doch muthig vorwärts, frei von Sorg' und Zittern,
Der Allmacht Stern herrscht über Ungewittern!

1845.

Berlin, Vereins-Buchhandlung.

Fest aller Christen.

Im Jahr 1845 steht ein Fest bevor, das einer allgemeinen Feier würdig wäre: das Drei-Jahrhundert-Fest der Lutherischen Bibel.

Nachdem nämlich der große Urheber der protestantisch-evangelischen Kirche eine aus dem Staube der Verachtung hervorgezogene Bibel in lateinischer Sprache gelesen und lieb gewonnen hatte, übersetzte er 1517 vorerst die Bußpsalmen in's Deutsche. Im Mai 1521 wurde er bekanntlich durch die Vorkehrungen des frommen Kurfürsten von Sachsen auf die Wartburg gerettet und blieb dort bis März 1522. In jener Zeit des erzwungenen Aufenthalts auf der Wartburg verdeutschte Luther schon das ganze Neue Testament, nicht etwa aus der damaligen lateinischen Uebersetzung, Vulgata genannt, welche noch heute die einzige kirchlich genehmigte Uebersetzung der katholischen Kirche ist, son-

dern aus dem griechischen Urtexte und vom alten Testamente die fünf Bücher Mosis aus dem Hebräischen. In Wittenberg wurde die Uebersetzung des Neuen Testaments von ihm und dem gelehrten Philipp Melanchthon nochmals durchgesehen und sofort in Wittenberg in Druck gegeben bei Hans Lufft, so daß noch in demselben Jahre eine neue zweite Ausgabe möglich wurde. Im Jahr 1523 folgten schon die fünf Bücher Mosis; mit den übrigen Büchern des Alten Testaments ging es dann etwas langsamer, so daß erst 1534 das ganze große Werk mit den Apokryphen vollendet und nun in diesem Jahre die erste vollständige Bibel in der Lutherischen Uebersetzung durch Hans Lufft ausgegeben wurde.

Schon bis dahin hatte Luther immer an seiner Arbeit in den einzelnen Büchern gebessert, im Jahr 1539 aber begann er eine neue Durchsicht des Ganzen, so daß diese verbesserte Ausgabe der ganzen Bibel 1541 im Druck erschien. Seine öftere Kränklichkeit bewog jetzt Luther zu der öffentlichen Bitte an das christliche Volk, „es möge sich dieses Druckes annehmen, denn er denke nicht so lange zu leben, um die Biblia nochmals zu überlaufen"; gleichwohl besserte er immerfort auch jetzt noch an seinem Werk und 1545 erschien die letzte Ausgabe, welche er selbst noch besorgt hat, unter dem Titel: „Biblia, das ist die ganze heilige Schrift deutsch — auf's Neue zugericht von **Dr.** Martin Luther, begnadet mit Kurfürstlicher zu Sachsen Freiheit. Gedruckt zu Wittenberg durch Hans Lufft **MDXLV.**" Mit diesem Jahr also erhielt die protestantisch-evangelische Kirche Deutschlands die Lutherbibel in ihrer vollendeten Gestalt oder jenen Text der Uebersetzung, welcher noch heute die Grundlage aller deutschen Bibeln ist; folglich fällt das Jubelfest der Lutherbibel nur in das Jahr 1845, wo wir das heilige Geschenk des großen Mannes dreihundert Jahre besitzen. — Daß Luthers Uebertragung eine höchst gediegene sey, darüber sind seit dem

Bestehen der protestantisch-evangelischen Kirche nur bejahende Stimmen gehört worden. Er trug nicht allein den frommen Geist der Bibel in aller Fülle in sich, sondern vereinigte auch selbst als Dichter und Volksschriftsteller alle Kraft und gemüthliche Tiefe des deutschen Geistes mit den nöthigen Kenntnissen in sich. Die Innigkeit eines Johannes, die Denkkraft eines Paulus, der Schwung der Psalmendichter, die Prophetenkraft eines Jesaia finden in Luther ebenso ihren rechten Vertreter, wie die Zweifel eines Predigers, die verständigen Sprüche eines Salomo oder die weisen und dichterischen Betrachtungen eines Hiob; ihm gelingt stets der rechte Ton, das angemessene treffende Wort. Gar mancher Gelehrte seit Luther hat die Bibel ebenfalls übersetzt, aber Keiner es auch nur so gut gemacht, wie er, geschweige daß ihn Jemand übertroffen hätte. Und doch besitzen wir jetzt hunderte von Hülfsmitteln, welche das Verstehen schwieriger Stellen erleichtern, während es zu Luthers Zeit überall an solchen Erleichterungen fehlte. Freilich mußte die Gelehrsamkeit seines Freunde Philipp Melanchthon, Justus Jonas, Bugenhagen, Amsdorf, Goldhahn (Aurogallus), Creuziger, George Rörer u. A. sein großartiges, mit sicherem Takt begabtes Talent unterstützen; wie schlimm es aber selbst mit dieser Hülfe nicht selten stand, bezeugt er selbst in seinem Sendeschreiben vom Dolmetschen: „Ist uns wohl oft begegnet, daß wir vierzehn Tage, drei bis vier Wochen haben ein einiges Wort gesucht und gefragt, haben's dennoch zuweilen nit funden. Lieber, wie es verdeutscht und bereit ist, kann's ein Jeder lesen und meistern; wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, da er jetzt überhin geht, wie über ein gehöfelt Bret, da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten, ehe denn wir solche Wacken und Klötze aus dem Wege räumten, auf daß man könnte so fein daher gehen." Aber dies war nur eins der großen Hinder-

nisse von Seiten des Textes, „daß" — so sagt' er selbst — „die ebräische Sprache gar zu sehr danieder lag"; die andere Schwierigkeit war: Luther mußte sich erst die hochdeutsche Schriftsprache, in die er übersetzen wollte, schaffen, über welchen Punkt er selbst einmal bemerkt: „ich meinte auch, ich wäre gelehrt, aber nun sehe ich, daß ich auch noch nicht meine angeborne deutsche Sprache kann; habe auch noch bisher kein Buch noch Brief gelesen, da rechte Art deutscher Sprache innen wäre." So ist die Bibel auch die ehrwürdigste Grundlage der deutschen Sprache, und was sie in dieser Hinsicht geleistet, ist gleichfalls eine That, die ewig zum Ruhme Luthers sprechen wird. Eine dritte große Schwierigkeit der Uebersetzung lag in Luthers beispielloser Gewissenhaftigkeit, die sich selbst vor den größten Weitläufigkeiten und Umständen nicht scheute, wenn sie nur zum Zweck führten. Er ging in den Werkstätten umher, sich zu unterrichten; er ließ einen Schöps abstechen, um gründlich die Namen der innern Theile desselben zu erfahren; einmal erwirkte er sich durch den Hofprediger Spalatin die Uebersendung der kurfürstlichen Edelsteine zu eigner Ansicht, um das 21ste Kapitel der Offenbarung Johannes richtig zu übersetzen. Gleichwohl war er nach Ueberwindung so unsäglicher Hindernisse weit entfernt, seine Verdeutschung neben den Grundtext setzen zu wollen. Wie kühn er sonst über dies große Werk seines Geistes gegen Fremde sich aussprach, so äußert er doch gegen seinen Freund Wenzel Link brieflich: wie ihm seine Uebersetzung im Vergleich zum Urtext vorkomme als „ein Kukuk, welcher die liebliche Melodie der Nachtigall nachzusingen versuche."

Nun läßt sich allerdings aus den Verhältnissen, unter welchen die deutsche Bibel Luthers entstanden, von selbst entnehmen, daß es in manchen Stellen an Mißgriffen nicht fehlen könne; allein auch hier gesteht **Dr.** de Wette, gleichfalls ein Verdeutscher der Bibel, daß sinnstörende Irrungen in Luthers Uebersetzung nicht eben häufig

seyen. Wo aber Luther des Grundtextes Sinn wirklich verfehlte, macht man eine Bemerkung, die dem großen Manne nicht allein zur höchsten Ehre gereicht, sondern auch unsre obige Behauptung beweist, daß derselbe von dem Geiste der Bibel getragen worden sey. Er ersetzt nämlich den nicht oder mißverstandenen Spruch durch einen andern, der bisweilen tief-biblisch ist und verdiente, an der Stelle des mißverstandenen zu stehen. Dies gilt z. B. von der Uebersetzung von Epheius 3, 19: „Christum lieb haben ist besser denn alles Wissen", und um ein Beispiel aus dem Alten Testament anzuführen, von Hiob 19, 25: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebet, und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken." Beide Gedanken gehören nicht dem Grundterte an; aber wer weiß es nicht, daß letztere Stelle zu Paul Gerhards herrlichem Liede: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt", Veranlassung gegeben und erstere zu Neumeisters Liede: „Christum über Alles lieben"! Also selbst in den Irrungen Luthers läßt sich noch seine geistige Größe im altgläubigen Sinne erkennen, und wer fühlte nicht die herzlichste Verehrung für den Mann, der über seine Bibel folgendes Geständniß ablegen konnte! „Das kann ich mit gutem Gewissen bezeugen, daß ich meine höchste Treue und Fleiß darin erzeigt' und nie keine falsche Gedanken gehabt hab': denn ich habe keinen Heller dafür genommen; so hab' ich meine Ehre drin nicht gemeint, das weiß Gott, mein Herr: sondern hab' es zu Dienst gethan den lieben Christen und mit Freuden und von Herzen zu Ehren Einem, der droben sitzt."

So viel von dem hohen Werthe der Bibel-Uebersetzung Luthers an sich, der zweifellos so groß ist, daß sie, als Grundstein der protestantischen Kirche von ihrem Urheber gelegt, auch solcher bleiben wird, so lange es eine protestantische Kirche giebt. Mag man bessern, wo Luther geirrt hat, mag man die Sprache mit der Zeit fortbilden, so weit es ohne Schädigung ihrer

nisse von Seiten des Textes, „daß" — so sagt' er selbst — „die ebräische Sprache gar zu sehr danieder lag"; die andre Schwierigkeit war: Luther mußte sich erst die hochdeutsche Schriftsprache, in die er übersetzen wollte, schaffen, über welchen Punkt er selbst einmal bemerkt: „ich meinte auch, ich wäre gelehrt, aber nun sehe ich, daß ich auch noch nicht meine angeborne deutsche Sprache kann; habe auch noch bisher kein Buch noch Brief gelesen, da rechte Art deutscher Sprache innen wäre." So ist die Bibel auch die ehrwürdigste Grundlage der deutschen Sprache, und was sie in dieser Hinsicht geleistet, ist gleichfalls eine That, die ewig zum Ruhme Luthers sprechen wird. Eine dritte große Schwierigkeit der Uebersetzung lag in Luthers beispielloser Gewissenhaftigkeit, die sich selbst vor den größten Weitläufigkeiten und Umständen nicht scheute, wenn sie nur zum Zweck führten. Er ging in den Werkstätten umher, sich zu unterrichten; er ließ einen Schöps abstechen, um gründlich die Namen der innern Theile desselben zu erfahren; einmal erwirkte er sich durch den Hofprediger Spalatin die Uebersendung der kurfürstlichen Edelsteine zu eigner Ansicht, um das 21ste Kapitel der Offenbarung Johannes richtig zu übersetzen. Gleichwohl war er nach Ueberwindung so unsäglicher Hindernisse weit entfernt, seine Verdeutschung neben den Grundtext setzen zu wollen. Wie kühn er sonst über dies große Werk seines Geistes gegen Fremde sich aussprach, so äußert er doch gegen seinen Freund Wenzel Link brieflich: wie ihm seine Uebersetzung im Vergleich zum Urtext vorkomme als „ein Kukuk, welcher die liebliche Melodie der Nachtigall nachzusingen versuche."

Nun läßt sich allerdings aus den Verhältnissen, unter welchen die deutsche Bibel Luthers entstanden, von selbst entnehmen, daß es in manchen Stellen an Mißgriffen nicht fehlen könne; allein auch hier gesteht **Dr. de Wette**, gleichfalls ein Verdeutscher der Bibel, daß sinnstörende Irrungen in Luthers Uebersetzung nicht eben häufig

seyen. Wo aber Luther des Grundtextes Sinn wirklich verfehlte, macht man eine Bemerkung, die dem großen Manne nicht allein zur höchsten Ehre gereicht, sondern auch unsre obige Behauptung beweist, daß derselbe von dem Geiste der Bibel getragen worden sey. Er ersetzt nämlich den nicht oder mißverstandenen Spruch durch einen andern, der bisweilen tief-biblisch ist und verdiente, an der Stelle des mißverstandenen zu stehen. Dies gilt z. B. von der Uebersetzung von Ephesus 3, 19: „Christum lieb haben ist besser denn alles Wissen", und um ein Beispiel aus dem Alten Testament anzuführen, von Hiob 19, 25: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebet, und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken." Beide Gedanken gehören nicht dem Grundtexte an; aber wer weiß es nicht, daß letztere Stelle zu Paul Gerhards herrlichem Liede: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt", Veranlassung gegeben und erstere zu Neumeisters Liede: „Christum über Alles lieben"! Also selbst in den Irrungen Luthers läßt sich noch seine geistige Größe im altgläubigen Sinne erkennen, und wer fühlte nicht die herzlichste Verehrung für den Mann, der über seine Bibel folgendes Geständniß ablegen konnte! „Das kann ich mit gutem Gewissen bezeugen, daß ich meine höchste Treue und Fleiß darin erzeigt' und nie keine falsche Gedanken gehabt hab': denn ich habe keinen Heller dafür genommen; so hab' ich meine Ehre drin nicht gemeint, das weiß Gott, mein Herr: sondern hab' es zu Dienst gethan den lieben Christen und mit Freuden und von Herzen zu Ehren Einem, der droben sitzt."

So viel von dem hohen Werthe der Bibel-Uebersetzung Luthers an sich, der zweifellos so groß ist, daß sie, als Grundstein der protestantischen Kirche von ihrem Urheber gelegt, auch solcher bleiben wird, so lange es eine protestantische Kirche giebt. Mag man bessern, wo Luther geirrt hat, mag man die Sprache mit der Zeit fortbilden, so weit es ohne Schädigung ihrer

Kraft und Eigenthümlichkeit geschehen darf; das Wesen der Luther-Bibel wird und muß bleiben, und es kann auch keine gediegnere und freiere Grundlage der evangelischen Kirche geben, als sie. Wie sehr wir aber Ursache haben, uns des dreihundertjährigen Besitzes dieser Bibel zu freuen, wie groß die uns durch Luther gewordene Wohlthat ist, geht aus dem Werth der Bibel selbst und aus der geschichtlichen Stellung der Lutherischen Uebersetzung hervor.

Was den Werth der Bibel in religiöser Hinsicht anlangt, so ist dieser zwar für gläubige Christen außer allen Zweifel gestellt; sie tragen nicht das mindeste Bedenken, sie über alle menschliche Worte und Bücher zu setzen und auf den Inhalt zu leben und zu sterben. Indeß giebt es Viele, welche dieses heilige Bibelbuch um sein ganzes Ansehen, um alle Geltung gebracht zu haben wähnen, wenn sie darauf aufmerksam gemacht: alle Bücher der Bibel seyen doch nur von Menschen geschrieben worden. Das läßt sich nicht leugnen, beweist aber nicht, was es beweisen soll, daß wir mit unsrer Bildung weit über die Bibel hinaus seyen. Wir sind allerdings über die Lehre der Bibel hinaus, insofern sie Dinge betrifft, von denen wir nach zweitausendjährigem und längerem Forschen bessere Einsicht gewonnen haben, als sie z. B. den Zeitgenossen eines David möglich war, die von uns durch einen Zeitraum von mehr als dreitausend Jahren getrennt sind. Auch kann der damalige Geist den regelmäßigen Bildungsgang der Menschheit durch solche Offenbarungen über äußere Dinge, über Natur und Welt als solche nicht haben unterbrechen wollen. Nur in der höchsten Angelegenheit des Menschen, in dem „Einen, was noth thut", hat er die Wahrheit einem Volke offenbart, das durch seinen Charakter zum Priesterthume der Menschheit von ihm berufen, oder, biblisch zu sprechen, begnadigt war. Diese Offenbarung wurde aber ebenfalls auf naturgemäßem Wege durch Menschen gegeben, welche die religiösen Hö-

henpunkte ihres Volkes in ihren himmelaufragenden Geistern bezeichneten, und in einer Entwickelung vom Unvollkommnen zum Vollkommnen ausbildeten, welcher Gipfel der Offenbarung in Christus Mittelpunkt der Welt- und Bildungsgeschichte geworden ist. Alles, was sich sonst und unter andern Völkern an trefflichen religiösen Gedanken zeigt, verhält sich zu dem Schatze in der Bibel, wie die Sterne zur Sonne. Haben wir nichts dagegen, wenn — bildweise — ein Goethe unter Einfluß eines übermenschlichen Geistes, Dämon genannt, seine Poesien geschaffen haben will: wird man folgerecht auch zugeben, daß die Schriftsteller der Bibel unter dem besondern Einflusse des ewigen Geistes gestanden haben, soweit sie unser Verhältniß zu Gott besprechen; und wenn man sonst im Leben willig dem sich unterordnet, der in einer Sache zugestandener Maßen mehr Einsicht hat, als wir: so muß auch die Bibel immer eine gewisse Bevormundung in religiösen Dingen ausüben, und um so mehr, da wir mit unsrer zerfasernden Richtung in der Bildung es wohl zu krankhaften Einseitigkeiten im Glauben bringen, aber nicht zu einer natürlichen schöpferischen Krafthöhe auf dem Gebiete der Religion, welche Höhe seit dem apostolischen Zeitalter überhaupt nie mehr dagewesen ist. Diese Reinheit und Tiefe der Betrachtung alles Göttlichen, welche in der Bibel niedergelegt ist, hat dies Gottesbuch zum Tröster und Prediger und Propheten der Menschheit gemacht. Die Bibel hat durch alle Jahrhunderte seit ihrem Daseyn, auch bei verschiedener Auffassung, den Mittel- und Höhenpunkt rechter Bildung angegeben und wird ihn angeben, so lange es Menschen auf Erden giebt, die für etwas Göttliches Sinn und Empfänglichkeit haben. An der Tiefe der in der Bibel aufbewahrten religiösen Ideen haben wir zu ergründen, so lange Menschen über göttliche Dinge denken werden; und wer etwas ohne sie gefunden zu haben wähnt, wie will er uns und sich überzeugen, daß die Bibel keinen Antheil

daran gehabt? Alles Denken der christlichen Völker wäre jedenfalls ein andres geworden, als es jetzt ist, wenn die Denker nicht in der frommen Einwirkung der Bibel aufgewachsen wären.

Wenn aber die Bibel, so weit wir sehen können, die Mustergründe der Religion enthält: wie hoch steht Luther als Werkzeug Gottes auch in der Hinsicht, daß er uns deutschen Christen die Bibel erst eigentlich gegeben hat! Das klingt unglaubhaft, aber es ist reine Wahrheit, wie sich gleich ergeben wird.

Die älteste christliche Kirche brauchte nicht allein die biblischen Bücher zum Vorlesen beim Gottesdienste, sondern es war auch ihr ausdrücklicher Wille, daß alle Laien die Bibel lesen sollten; wer selbst kein Exemplar besäße, sollte sie beim Bischofe lesen. Aber schon die Bemühung des alexandrinischen Diakonus Euthalius, der um die Mitte des fünften Jahrhunderts eine Sammlung von Abschnitten der heiligen Schrift für die anordnete, welche die Bibel nicht selbst lesen konnten — unsre heutigen Perikopen — beweist, daß jenem Willen der alten Kirche in keinem gar zu großen Kreise Folge geleistet worden sey; und da die Hauptschwierigkeit der hohe Preis der Abschriften blieb, scheint sich die Sache nicht wesentlich geändert zu haben, sondern wurde mit der Verpflanzung des Christenthums unter Franken und Germanen noch schlimmer. Denn wie soll da unter dem rohen Volke die Bibel verbreitet gewesen seyn, wenn für gewöhnliche Geistliche im achten Jahrhundert als unerläßliche Forderung nur galt, Glaubenssymbol, Vaterunser und liturgische Formulare übersetzen und auslegen zu können! Trotz den Bemühungen Karls des Großen um die Bildung der Geistlichen waren diese gegen das zehnte Jahrhundert so weit hinabgesunken, daß viele nicht einmal im Besitz einer vollständigen Bibel waren und die Bischöfe besserer Art nichts weiter verlangten, als jene sollten die Evangelien und Pauli Briefe in der Vulgata

nur lesen können. So vernachlässigt blieb die Bibel selbst noch im zwölften Jahrhundert, wo man im südlichen Frankreich dieselbe zu übersetzen begann, bis endlich im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts durch manche Sekten große Begierde nach Bibellesen geweckt wurde. Man bildete Vereine dazu, und es ward klar, daß die Geistlichen sich die größten Blößen gaben in ihren Predigten, wonach nur noch der große Papst Innocenz III das Bibellesen der Laien etwas in Schutz nahm, seine Nachfolger dagegen die bedingte Erlaubniß in ein Verbot verwandelten; ja, ein Concil zu Toulouse war 1229 so unevangelisch, den Laien sogar den Besitz biblischer Bücher zu verbieten. Die Verhältnisse hatten sich also bis dahin so wesentlich geändert, daß, was Gemeingut hätte seyn sollen, den Christen gewaltsam aus den Händen genommen wurde. Und als nun im funfzehnten Jahrhundert die Buchdruckerkunst die größte Verbreitung dieses Segenswerkes möglich gemacht, da mußte diese an dem Eigensinn und der Furchtsamkeit der Päpste scheitern. Wenn daher kurz vor der Reformation ergraute Priester nie die Bibel gelesen hatten und nicht einmal wußten, in welcher Sprache Paulus seine Briefe geschrieben, wenn sie, statt der Bibel, die Moral des heidnischen Philosophen Aristoteles ihren läppischen Predigten zu Grunde legten, so war das ganz natürlich, und wie hätte da die Bibel ihrer Bestimmung gemäß je Volksbuch werden können, erschien nicht Luther als Retter. Hatte er doch selbst nie geglaubt, daß es mehr von der Bibel gäbe, als die sonntäglich verlesenen Episteln und Evangelien, und erstaunte gewaltig, als er in seinen Studentenjahren auf der Erfurter Universitäts-Bibliothek die erste vollständige Bibel fand. Später, im Kloster, konnte er nur ein Exemplar studiren, das — sehr bedeutsam — an der Kette lag. Luther hat also recht eigentlich uns die Bibel erst gegeben und sie, bis dahin nur die möglichst vernachlässigte Zwangsleserei der geistlichen Kaste, zum Ge-

meingut der ganzen evangelischen Christenheit gemacht, obwohl von Rom aus fort und fort päpstliche Befehle ausgingen gegen Verbreitung der Bibel, was sogar erst noch vor Kurzem geschehen ist. Wie die Kirchenverbesserung durch ganz Europa zog, so ging die Bibel in mehreren Sprachen (1523 holländisch und schwedisch, 1526 englisch, 1530 italienisch, dann selbst spanisch) mit ihr, als die Charte oder Constitution des neuen Himmelreiches, das auf Erden neu gegründet werden sollte.

Und da das feststeht, so werde schließlich noch besonders darauf hingewiesen, daß die Lutherische Bibelübersetzung durch die Umstände, unter welchen wir sie erhalten, der protestantischen Kirche ewig der Freiheitsbrief seyn wird, den der Reformator uns über die Entfesselung von jedem Menschenjoch in Glaubenssachen ausgestellt. Sein ganzes Thun ist nur eine große Thaten-Begleitung zu dem Worte des Paulus: „Ihr seyd theuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte!“ Als die Urkunde dieser geistigen Los- und Mündigsprechung müßte uns Luthers Bibel heilig seyn, wenn das Wort, was er uns verdeutscht, es nicht sonst schon wäre.

Darum durchgehe das ganze Jahr 1845 eine festliche Erinnerung an das Große, was vor dreihundert Jahren für uns geschehen. Es bringe uns dies Jubelfest neue Liebe zum Worte Gottes, daß sein Geist immer reichlicher unter uns wohne, und neuen ehrfurchtsvollen Dank dem Manne, der Leib und Leben für unsre geistige Freiheit gewagt und mit Recht sagen durfte, „wie seine Person im Himmel und auf Erden gleich wohlbekannt sey.“

Doctor Martin Luther.



Wir haben im Jahrgange für 1836 (da wir eine Abbildung des Luther-Denkmals in Wittenberg brachten), dann im Jahrgange für 1840, bei Anlaß der Reformations-Feierlichkeiten, schon über Luther gesprochen, aber noch keine geschichtliche Gesammt-Schilderung über ihn gegeben, was nun hier erfolgen mag, da wir ihn in den Bildnissen derer voranstellen, die sich mit ihm hauptsächlich um das Bibelwerk verdient machten.

Martin Luther, geboren am 10. November 1483, war der Sohn eines verständigen, aber unbemittelten Bergmannes, Hans Luther, und der Margaretha Lindemann, zu Eis-

leben *) in der Grafschaft Mansfeld. In Armuth, aber sehr streng und gottesfürchtig erzogen, kam er in seinem vierzehnten Jahre in die Schule nach Magdeburg, und im fünfzehnten nach Eisenach, wo er seinen Unterhalt, gleich mehreren Schülern, durch Herumsingen vor den Häusern suchen mußte. Früh jedoch zeigte er schon einen aufgeweckten, fähigen Geist, der ihm die Zuneigung einer menschenliebenden Gesangfreundin, der wackern Gattin des Bäckermeisters Cotta erwarb, welche den geistvollen Knaben zu sich nahm, und wie ein eigenes Kind behandelte. So schwanden für ihn einige Jahre froh und sorglos dahin, bis er in seinem achtzehnten Jahre (1501) die Schule zu Erfurt besuchen konnte, wo sich alle seine Geistesfähigkeiten entwickelten. — Hier fand er zu seiner großen Freude die erste Bibel, in welcher ihn gleich die Geschichte der Jugend Samuels besonders anzog, und zu dem Wunsch und Vorsatz begeisterte, gleich Samuel sein ganzes Leben dem Dienste Gottes zu weihen. Er studirte deshalb mit großem Eifer fort, und ward 1503, in seinem zwanzigsten Jahre, Magister der freien Künste. Sein Vater äußerte den Wunsch, er möchte sich der Rechtsgelehrsamkeit befleißigen; allein davon brachte ihn ein plötzlich sich ereignender Vorfall ab. Auf einem Spaziergange ward sein Freund Alexis neben ihm vom Blitz erschlagen, welches den frommen Jüngling so erschütterte, daß er von Stunde an sich entschloß, den geistlichen Stand anzunehmen. Er begab sich daher am 18. Juli 1505 in das Augustinerkloster des Barfüßer-Ordens zu Erfurt, wo er zum Glück einen sehr aufgeklärten Vorgesetzten fand, der ihn bald liebgewann und, da er anfänglich voll Gemüthsunruhe studirte, ihn mit dem Zuspruch aufheiterte: „Fasse Muth, denn Gott hat Dich zu etwas Großem ersehen." Dieser Aufruf des würdigen Mannes — es war der General-Vicar des Ordens, Staupitz — riß ihn aus seinem Tiefsinn, und Staupitz war es auch, durch dessen Empfehlung Luther in seinem sechsundzwanzigsten Jahre (1508) zum Lehrer der Weltweisheit und der Naturgeschichte nach Wittenberg berufen wurde, wo ihn sehr bald die Bürgerschaft zu ihrem Stadtprediger erwählte. — 1510 wurde er von seinem Orden in Geschäften nach Rom gesandt, wo damals Papst Julius II auf dem Stuhle saß. Diese Reise ward für ihn sehr unterrichtend, denn er fand da zu seinem großen Leide weder die wahre christliche Kirche noch echte Gottesverehrung im Geiste und in der Wahrheit, sondern eitles Gepränge und große Mißbräuche. Traurig und erstaunt über das, was er gesehen und gehört, kehrte er zurück; sagte aber

*) Der ehemalige Bischof und päpstliche Gesandte in der Sache Luthers an den Kurfürsten von Sachsen, Petrus Paulus Vergerius — der später selbst des Reformators Anhänger wurde — sagt in einem lateinischen Verse: „Glückselig bist du, Eisleben, daß in deinen Mauern Luther geboren wurde; der an Ruhm Alle übertrifft, die vierzehn Jahrhunderte vor ihm lebten."

dennoch: „Ich wollte nicht tausend Gulden nehmen und Rom nicht gesehen haben." Von nun an suchte er das Heil nicht mehr in Menschenlehren, sondern in dem Urquell des Wahren und Guten, in der Bibel, und drang eben so eifrig, wie der vortreffliche Reuchlin vor ihm, auf die Lesung derselben, und auf ein thätiges Christenthum. Dieser redliche Eifer zog ihm aber heftige Widersacher zu, und viele Streitigkeiten, wobei er oft ausrief: „Wie Schade! Da ich Segen erwartete, kam Blitz und Donner über mich!" — Ernster Weigerungen ungeachtet, welche sein demüthig frommer Sinn nicht zurückhalten konnte, mußte er im Jahre 1512 die von seinem weisen Kurfürsten ihm zugedachte Würde eines Doctors der heiligen Schrift bei der Universität zu Wittenberg annehmen. Bald darauf machte er die bitterste Erfahrung vom Mißbrauche der Religionslehren durch die Ablaßkrämerei des Dominicaner-Mönchs Tetzel. Als er diesem sich aus allen Kräften widersetzte, verlangte der Römische Hof Luther's Auslieferung nach Rom, wo seine Ankläger seine Richter seyn sollten. Doch sein edler und kräftiger Herr, Kurfürst Friedrich der Weise, schlug es gänzlich ab, nahm Luther in seinen Schutz, und so wagte er es nun, seine, aus fünfundneunzig Sätzen bestehende Widerlegung der päpstlichen Irrthümer an der Schloßkirche zu Wittenberg anzuschlagen, und die große Sache, die er führte, ferner durch Schriften und Predigten zu vertheidigen. Diese, für die damalige Zeit und für einen armen Mönch höchst kühne That, die Bekanntmachung jener Sätze (Theses), hatte die allerbedeutendsten Folgen, und das Jahr (1517), in welchem dies geschah, wird mit Recht als der Anfang der Reformation angesehen. Auch um diese Zeit gewann Luther viele Anhänger, besonders von den Ersten des deutschen Adels, die ihm ihre Unterstützung und Zuflucht anboten; unter ihnen zeichneten sich aus: Franz von Sickingen, bei dem damals der berühmte Ritter Ulrich von Hutten zu seiner Sicherheit lebte, und Götz von Berlichingen. Er mußte sich nun im folgenden Jahre (1518) vor dem Cardinal Cajetan zu Augsburg stellen, wodurch dieser aber seinen Zweck nicht erreichte, Luther vielmehr in seinem Eifer bestärkt ward, das durch seinen Landesfürsten so schön unterstützte Werk zu fördern. Da derselbe sich erklärt hatte, nichts gegen Luther unverhört anzunehmen noch veröffentlichen zu lassen, faßte dieser nun Muth zu dem gewagtesten Schritt: die gegen ihn ergangene päpstliche Bulle nebst dem Jure Canonico am 10. des Christmonats 1520 vor den Thoren Wittenbergs vor einer großen Menge von Zuschauern öffentlich zu verbrennen, so wie es mit seinen Schriften von römischer Seite geschehen war. Er fuhr fort, ein allgemeines Concilium zu begehren, um von demselben ordentlich verhört zu werden, und sich vertheidigen zu können. — Statt dessen aber ward der Reichstag zu Worms eröffnet, und

Luther dazu von Kaiser Karl V durch einen Vorladungs- und einen Sicherheitsbrief (vom 6. März 1521) einberufen. In Begleitung seiner Freunde und unter ihren Segenswünschen verließ er am 4. April Wittenberg, und kam am 17. in Worms an. Hier fand er versammelt, was die Welt Hohes und Angesehenes versammeln konnte, erschien in zwei nacheinander folgenden Sitzungen, sprach vor dieser hohen Versammlung muthvoll und freimüthig, wie ein Mann und Christ sprechen muß, und ward am 26. April wieder vom Reichstage mit freiem Geleite entlassen. Er nahm zwar seinen Weg gen Wittenberg, allein sein vorsichtiger Beschützer, der weise Kurfürst, hatte zu mehr Sicherheit veranstaltet, daß Luther unterwegs im Thüringer Wald, nahe beim Schloß Altenstein, von einigen verkappten Reitern ergriffen, auf ein Pferd gesetzt, und, in einen Mantel gehüllt, auf die Wartburg bei Eisenach, unter dem Namen eines Junkers Georg, gebracht, dort unerkannt angenommen und mit allem Nöthigen bedient und versorgt wurde. Das Jahr, welches er da zubrachte, verwandte er auf das wichtige Geschäft der Bibel-Uebersetzung in's Deutsche. — Zwei Jahre darauf wieder in Wittenberg, legte Luther die Mönchskleidung ab, und zog dafür den Priesterrock an, wozu ihm sein gütiger Kurfürst das Tuch verehrte; denn unser Gottesmann war blutarm, weil er es seyn wollte, da er weder für seine Vorlesungen noch für seine vielen Schriften irgend Bezahlung nahm, um sich, wie er sagte, den Lohn im Himmel nicht zu verkümmern. — Im Jahre 1525 bemühte er sich, den Bauern-Aufstand in Deutschland zu stillen und kämpfte gegen viele Widerwärtigkeiten. In eben diesem Jahre aber, um durch eigenes Beispiel seine Lehre von rechtmäßiger Ehe zu bestätigen, verheirathete er sich in seinem zweiundvierzigsten Jahre mit dem adeligen Fräulein Katharina von Bora, die schon seit einigen Jahren nebst fünf andern Fräulein das Kloster Nimpsch verlassen und sich nach Wittenberg begeben hatte, wo sie mit Jenen die neue Ordnung annahm und eingezogen lebte. Am 13. Juni 1525 geschah, im Hause des damaligen Stadtschreibers Reichenbach, die priesterliche Einsegnung durch Luther's Collegen Doctor Johann Bugenhagen, Pomeranus genannt, im Beiseyn seines Freundes, des Malers Lucas Cranach, und eines Rechtsgelehrten, Namens Apel. Bei dieser Verbindung empfing das neue Ehepaar von Seiten der Universität und des Magistrats zu Wittenberg große Ehren- und Achtungsbezeugungen, und bei dem Feste selbst herrschten Frohsinn mit Würde und Ordnung. — Auf dieses häusliche Glück erfolgte bald das höchste, was nach allen jenen Vorbereitungen im Religionswesen erwartet werden konnte. Auf dem Reichstage zu Augsburg nämlich, am 20. Juni 1530, übergaben die vereinigten Kurfürsten und Städte dem Kaiser Karl V das von ihnen angenommene, von Luther und

Melanchthon besprochene, und von Letzterem in achtundzwanzig Artikeln abgefaßte Glaubensbekenntniß. Melanchthon war bei dieser Uebergabe zugegen, Luther aber hielt sich in der Nähe auf dem Schlosse zu Coburg auf, und leitete von dort aus die Geschäfte. Von da ging er wieder nach Wittenberg, und begab sich im Jahre 1537, auf Begehren der protestantischen Stände, nach Schmalkalden, wo er die sogenannten Schmalkaldischen Artikel aufsetzte. — Im Jahre 1539 besorgte er die Einrichtung des Gottesdienstes in Leipzig, fand aber, als er von da zurückkehrte, in Wittenberg ein solches Sittenverderbniß, daß er sich vornahm, auf's Land und in die Stille zu ziehen, die Stadt bat jedoch den Kurfürsten, Luther zum Bleiben zu bewegen. Luther gehorchte zwar, allein der treue Gottesdiener blieb beständigem Kampf und mancher Anfechtung ausgesetzt, wo der Dornen viel, der Rosen aber wenig wuchsen, wie das Jedem geschieht, der zum Rechten und Wahren im Kampfe vorwärts muß. — Sein letztes wichtiges Geschäft war die Besorgung einer verbesserten Ausgabe der deutschen Bibel; darüber haben wir im vorhergehenden Aufsatz umständlich berichtet. Außer und neben diesem Hauptwerk hatte der unermüdete Mann eine beinahe nicht glaubliche Anzahl Predigten, Abhandlungen und anderer Schriften, deren Zahl bei 500 beträgt, zum Druck befördert, wobei er immer kränklicher und schwächer wurde, so daß er einem Freunde schrieb: „Ich alter abgelebter und beinahe einäugiger Mann hoffte noch einige Ruhe zu finden, aber leider umsonst.“ — Statt nun der so sehnlich gewünschten Ruhe endlich genießen zu können, mußte der gute Luther noch einmal einem ehrenvollen Rufe folgen. Die Grafen von Mansfeld luden ihn nämlich zu einem Versöhnungswerk zwischen ihnen und ihren Unterthanen nach seiner Vaterstadt Eisleben ein, wohin der brave Mann nebst seinen drei Söhnen am 23. Januar 1546 reisete, auch auf der Durchreise durch Halle seinen Freund Justus Jonas mitnahm. Während eines dreiwöchentlichen Aufenthalts in Eisleben beschäftigte sich der Unermüdete ohne Unterlaß, und predigte noch am Sonntage den 14. Februar in der Pfarrkirche in Gegenwart vielen Volkes, kam aber so schwach nach Hause, daß er vier Tage darauf, am 18. Februar 1546, sein thaten- und ruhmvolles Leben beschloß, und es nicht höher als auf dreiundsechszig Jahre brachte, beweint von seinen Zeitgenossen, bewundert von der Nachwelt, verherrlichet durch sein unvergängliches Werk. — Seine Leiche wurde bald von Eisleben mit vielen Ehrenbezeigungen nach Wittenberg geschafft und dort in der Schloßkirche unweit dem Predigtstuhl beigesetzt. Ein einfacher Stein sagt mit seiner Inschrift aus: Martin Luthers Körper ist hier begraben. In seiner glücklichen Ehe wurden ihm drei Söhne und drei Töchter geboren. Seine Wittwe (geboren am 29. Januar 1499)

überlebte den verehrten Gatten nur sechs Jahre: sie starb am 20. des Christmonat 1552, nicht in Wohlhäbigkeit, aber mit dem ehrenden Nachruhm einer häuslichen, liebevollen und frommen Gattin.

Philipp Melanchthon.



Dieser, für Luther und die gute Sache so ganz geschaffene, beachtungswürdige Gelehrte ward am 6. Februar 1497 zu Bretten in der Unterpfalz geboren. Schon in seinem elften Jahre verlor er seinen Vater, der sich Georg Schwarzerde nannte, welchen Namen nachher sein gelehrter Sohn in das griechische Wort Melanchthon übersetzte. Seine Mutter war eine Ver-

wandte Reuchlin's. — Nach dem Tode seines Vaters wurde der Knabe bei seinem Großvater mütterlicher Seits erzogen. Er besuchte dabei die Schule des Orts, hatte dann einen Privatlehrer, und endlich brachte man ihn nach Pforzheim, wo er sich bei seinem Verwandten, dem berühmten und edlen Reuchlin, aufhielt, dessen Leitung ihn zu dem Mann scheint gebildet zu haben, den man hernach in ihm fand und bewunderte. Er bezog sodann die Universität Heidelberg und wurde im vierzehnten Jahre Baccalaureus. Da man ihm seiner Jugend wegen die Magisterwürde verweigerte, ging er von da nach Tübingen, erhielt dieselbe, und las nun dort über den Virgil, Terenz und andere Autoren, verwaltete auch eine Buchdruckerei, in welcher unter seiner Aufsicht das von ihm vermehrte und verbesserte Chronicon Naucleri heraus kam. — Nach sechsjährigem Aufenthalt in Tübingen erhielt er 1518 einen Ruf nach Wittenberg. Hier erwarb er sich durch seine Gelehrsamkeit hohe Achtung, ward Luther's vertrauter Freund, begleitete denselben 1519 nach Leipzig zu der Unterredung zwischen Carlstadt und Eck, und schrieb 1521 Luther's Rechtfertigung und andere Schriften. Während Luther auf dem Reichstag zu Worms und auf der Wartburg war, besorgte er das Schulwesen in Wittenberg, und kämpfte mit Carlstadt und den Anabaptisten, gegen die er Luther wieder zurückrief. — Im Jahre 1526 richtete er die neue Schule in Nürnberg ein, war darauf bei der ersten Kirchen-Visitation in Kursachsen gegenwärtig, und ging 1529 mit dem Kurfürsten auf den Reichstag nach Speyer. — Am 20. Juni 1530 war er in Augsburg bei Uebergabe des berühmten in achtundzwanzig Artikeln von ihm verfaßten Glaubensbekenntnisses an Kaiser Karl V; fand sich in der Folge auch bei der Zusammenkunft in Schmalkalden ein, und setzte im Namen des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen Philipp von Hessen (als der beiden Häupter des Schmalkaldischen Bundes) ein Schreiben in Religionssachen auf. — Ein im Jahr 1543 gemachter Versuch, die Reformation in Köln, wohin Melanchthon berufen wurde, einzuführen, mißlang; allein er beantwortete die bittere Schrift, welche dagegen herausgekommen war, auf eine siegende Weise. — Als Luther gestorben, hielt sich Melanchthon während der damaligen Unruhen einige Zeit in Zerbst und Magdeburg auf, kehrte aber bald nach Wittenberg zurück. Nach der Schlacht bei Mühlberg (1547) mußte er Wittenberg wieder verlassen und ging nach Weimar, wo er den Charakter eines Fürstlichen Raths erhielt, und zum Professor der Theologie und Philosophie auf der Universität Jena ernannt wurde, welche Stelle er aber bald wieder aufgab. — Die vielen Streitigkeiten, welche das sogenannte Interim veranlaßte, verwickelten Melanchthon in manchen Verdruß mit andern protestantischen Geistlichen, der ihn bei seinem sanften Charakter sehr empfindlich kränkte. — Bei

Gelegenheit der Tridentinischen Kirchen-Versammlung im Jahre 1550 schrieb er seine **Synopsis Doctrinae Christianae**, und verfertigte die deutsche Uebersetzung der Augsburgischen Confession, war auch einer von den Deputirten des Kurfürsten Moritz. Er reiste deswegen bis nach Nürnberg, da aber hier das sichere Geleit ausblieb, kehrte er nach Torgau zurück, wohin die Universität von Wittenberg der Pest wegen damals war verlegt werden. Im Jahre 1555 kam er wieder nach Nürnberg und beendigte die Osiandrischen Streitigkeiten, indem er Osiander's Meinung widerlegte. Das Colloquium zu Worms 1557 war seine letzte Unterredung mit der katholischen Partei. Er wurde von da nach Heidelberg berufen, wo er durch seinen Freund Joachim Camerarius die Nachricht vom Tode seiner Ehegattin erhielt. Er starb am 19. April 1560 und hinterließ den Ruhm eines allgemein geschätzten, eben so gelehrten als bescheidenen, sanften und unbestechlich redlichen Mannes, dem keine Partei die Hochachtung und Liebe versagen konnte, die ihm in aller Hinsicht gebührte. Sein Leben war ein unruhvolles, aber er selbst sagte: „Hätt' ich keine Sorgen, würd' ich Gott nicht so fleißig suchen; die Sorgen treiben mich zu Gott, und Gott vertreibt mir die Sorgen!"

Johannes Bugenhagen.

Er wurde im Jahre 1485 am 24. Juni zu Wollin geboren, wo sein Vater Rathsherr war, studirte die Theologie zu Greifswalde, und ging im Jahre 1505 nach Treptow an der Rega, wo er die alten Sprachen lehrte und großen Zulauf hatte. Die Erklärung einiger biblischen Bücher und sein Eifer für Religion und wahre Frömmigkeit machten ihn bei den Einwohnern so beliebt, daß er eine Prediger-Stelle erhielt. Er schrieb daselbst die Geschichte von Pommern, welche aber erst zweihundert Jahre nachher, nämlich 1728, zu Greifswalde im Druck erschien. — Als das reinere Licht der Religion durch Luther zu leuchten anfing, erklärte Bugenhagen sich ganz für dessen Lehre, vermochte auch den Abt zu Treptow, so wie andere Geistliche, ein Gleiches zu thun. Dies zog ihm heftige Verfolgung von Seiten des Bischofs von Camin zu. — Er begab sich nun nach der Quelle selbst, nach Wittenberg, wo er 1522 Pfarrer bei der Stadtkirche wurde und sich verheirathete. In der Folge erhielt er die Stelle eines Professors der Theologie und die Superintendentur. Er arbeitete mit Luther an der Bibel-Uebersetzung und veröffentlichte selbst mehrere Schriften im Geist der Reformation. Von Wittenberg aus wurde er nach verschiedenen Orten und Ländern berufen, um durch seine Einsicht und Thätigkeit die Kirchenverfassung, der bessern Lehre gemäß, einzurich-



ten. Er ging daher im Jahre 1528 nach Braunschweig und Hamburg, dann 1529 nach Holstein, 1530 nach Lübeck, und 1537 nach Kopenhagen. In Dänemark, wo König Christian III das große Werk der Reformation glücklich vollendete, weihte Bugenhagen sieben Bischöfe ein, ward 1538 Rector und Professor der Theologie zu Kopenhagen, schrieb die auf königlichen Befehl öffentlich eingeführte Kirchenordnung, und verließ 1541 dies Königreich wieder. Im Jahre 1542 ordnete er die Kirchenverfassung in Braunschweig und in Hildesheim. Endlich kehrte er nach Wittenberg zurück, wo er am 20. April 1558 starb. Die bischöfliche Würde zu Schleswig und zu Camin, wovon ihm jene 1532 und diese 1544 angetragen wurde, hatte er nicht angenommen.

Justus Jonas.



Dieser vertraute Freund Luther's wurde am 5. Juni 1493 zu Nordhausen geboren, wo sein Vater Bürgermeister war. Er widmete sich anfänglich der Rechtsgelehrsamkeit, studirte aber bald nachher Theologie, und ward 1521 Probst zu Wittenberg und darauf Doctor der Theologie. — Er war zugegen bei verschiedenen Zusammenkünften, die der Religion wegen veranstaltet wurden. Im Jahre 1529 befand er sich bei dem Religionsgespräch zu Marburg, und 1530 nebst Melanchthon auf dem Reichstage zu Augsburg. — Nicht lange nachher wurde er Prediger und Professor der Theologie zu Wittenberg. Als Herzog

Heinrich (Vater des nachherigen Kurfürsten Moritz) 1539 von seinem, der Reformation stets abgeneigt gebliebenen Bruder, Herzog Georg, dessen Landesantheil erbte, und auch da die verbesserte Lehre einführen wollte, bediente er sich dazu des Justus Jonas, welcher in eben diesem Jahre noch zur Ober-Leitung der Kirche nach Halle berufen wurde. 1546 begleitete er seinen lieben Freund Luther zu seiner letzten Reise nach Eisleben und war bei dessen Tode. In der Folge hielt er sich an mehreren Sächsischen Höfen auf, wurde Prediger zu Eisfeld, und darauf zu Coburg Inspector der Fränkischen Kirchen, woselbst er auch am 9. October 1555 starb, als ein würdiger Freund Luther's und eifriger Lehrer und Beförderer der Glaubensverbesserung durch Wort und Schriften. — Ein vorzüglich großes Verdienst erwarb er sich durch seine treue Beihülfe bei Luther's Bibel-Uebersetzung.

Friedrich (III) der Weise.

Es geziemt sich, hier auch näher des wackern Beschützers und ausdauernden Freundes unsres Luther's zu gedenken, jenes Fürsten, ohne dessen Kraft und Vorsicht das Werk der Reformation, welches unausbleiblich erfolgen mußte, sich gewiß noch weiter verzögert hätte.

Friedrich war ein Sohn des Kurfürsten Ernst zu Sachsen (des Stifters der Ernestinischen Linie), und der Prinzessin Elisabeth, Tochter des Herzogs Albrecht III von Bayern; geboren am 17. Januar 1463. — Nachdem er seinen Vater im Jahr 1486 zu Colditz durch den Tod verloren hatte, übernahm er die Kurwürde und den Kurkreis allein, die Regierung der übrigen Lande aber mit seinem Bruder Johann (der ihm nachher auch als Kurfürst folgte) gemeinschaftlich. Er war die Zierde der deutschen Fürsten damaliger Zeit, und verdankte sein hohes Ansehen bei denselben und den ihm überall folgenden Ruhm seinen Tugenden und seiner Klugheit. — Während der Abwesenheit des Kaisers Maximilian I in den Jahren 1496 und 1507, so wie nach dessen Tode (1519) verwaltete er das Reichs-Vicariat. Er wurde von dem genannten Kaiser so hoch geschätzt, daß ihn derselbe zum beständigen Statthalter in Reichsgeschäften ernannte, daher er den Titel führte: „Römisch-Kaiserlicher Majestät General-Reichs-Statthalter", oder auch: „Kaiserlicher Majestät oberster Rath". — Nach dem Tode Maximilians wollten ihn die übrigen Kurfürsten auf den Kaiser-Thron erheben; allein er lehnte dies ab, und bewirkte, daß die Wahl auf den Spanischen König Karl V fiel und demselben die erste Wahl-Capitulation vorgelegt wurde. Der Kurfürst aber nahm das Geschenk nicht an, womit der neue Kaiser ihm



seine Dankbarkeit beweisen wollte, behielt jedoch die Würde bei, die ihm dessen verstorbener Großvater ertheilt hatte. Er vermehrte seine Länder, und stiftete im Jahr 1502 die Universität zu Wittenberg. Das Allerdenkwürdigste aber unter seiner Regierung ist die große Kirchen-Verbesserung, wobei er fürstlich und treulich seinen Freund Luther schützte, und durch persönliche Beförderung der Reformation seine Liebe zu dem heiligen Werk an den Tag legte, die ihm den Segen der Welt und Nachwelt erworben hat. — Er starb unvermählt am 5. Mai des Jahrs 1525, nachdem er vorher das heilige Abendmahl im Sinne der Reformation unter beiderlei Gestalt empfangen hatte. — In Ewigkeit Ehre seinem Andenken, und den Völkern zum Heil Seinesgleichen auf den Thronen!

Modegecken.

„Versprechen macht Schulden!“ — „Versprechen ist ehrlich, halten beschwerlich!“ — Ich stehe beklommen zwischen diesen beiden Wahrheiten. Im vergangenen Jahre mußt' ich, eines einzulösenden Pfandes wegen, den Modedamen eine Stachelrede halten, und die ehrsamen Frauen, welche zuhörten, verlangten die Genugthuung, daß ich einmal mein eigen Geschlecht in gleicher Weise behandeln möge. Ein Mann, ein Wort! — ich will das meine zu lösen suchen, und wenn hier des Versprechens Erfüllung allerdings beschwerlich, ist's nur, weil ein Modenarr viel widerwärtiger erscheint als eine Modenärrin. Den Frauen ist eher und mehr Eitelkeit erlaubt als den Männern, obwohl es sehr liebens- und preiswürdig ist von jenen, wenn sie darin recht streng Maaß halten. Um aber nicht aus meiner jetzigen Aufgabe wieder in die frühere zu kommen, lade ich rasch alle neugierigen Frauen mir als Zuhörerinnen ein und rechne demnach auf eine sehr große Versammlung. Sie im Geiste vor mir sehend, grüß' ich Sie achtungsvoll und beginne:

Verehrte Frauen und Fräulein!

Als Gott die Menschen geschaffen hatte, ein „Männlein und Fräulein“, wie uns die Schrift besagt, „da sah er an Alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut!“ wie das auch die Schrift besagt. Das konnte sie sagen, denn es gab damals eben nichts als Natur, keine Moden und Kulturen, bis die Schürzen aus Feigenblättern von den ersten Menschen für nothwendig erachtet und sie dadurch zu den ersten Modisten wurden. Ein eigenes Wort, mit dem man vor Erfindung des Buchdrucks die Schönschreiber bezeichnete; — was jetzt die Modisten schreiben, findet man oft genug sehr unangenehm und es bringt für manche Familie den Druck gleich mit. Auf das Wort „Männlein“ kann sich indeß Jeder berufen, der kein Mann ist, und der Modegeck ist kein Mann, welches ich hiemit kund thue, damit mir Niemand den Vorwurf machen könne, ich griffe zu weit um mich; denn vor einem wahrhaften Manne habe ich so große Achtung, wie Sie, verehrte Frauen und Fräulein, unumgänglich haben werden, wenn eben ein wahrhafter Mann in Ihre Nähe kommt und sich als ein solcher ausweist. Aber auch das „Männlein“ ist für den Modegecken noch viel zu ehrenvoll, drum hat man erstens diesen Namen für ihn erfunden, und dann noch manchen andern, von denen ich etliche, so weit sie mir in's Gedächtniß kommen, erwähnen will.

Man nennt ihn Stutzer, aber sehr ungeeignet, denn Modegecken stutzen vor gar nichts und bilden sich im Gegentheil ein, sie machen Alles stutzen ob ihrer fabelhaften Liebenswürdigkeit.

Seht's Fantchen an! — gereckt und aufgeblasen,
Als blies' er die Welt um mit seiner Nasen;
Als fliegen die Gedanken über's Meer des Lichts
Noch weiter hinaus als in's erste Nichts;
Und's fällt ihm doch allzeit nichts ein,
Als: wär' Ich's nicht schon, so möcht' Ich's seyn!

Man nennt ihn ferner Zierling, Zierbengel; mit den Zierpflanzen, die immer doch Natur haben, ist er aber nicht zu vergleichen, außer mit solchen, die in einem unangenehmen Geruch stehen, obwohl er sich den Pariser Wohlgeruch für schweres Geld erkauft oder ihn dem Parfümeur (zu deutsch: Wohlduftsmacher) schuldig bleibt. Dann heißt er noch Petitmaitre, Kleinmeister, weil er's nur in Kleinlichem zur Meisterschaft bringt; auch Bonvivant, welches der derbe Deutsche kurzweg mit Lüstling übersetzt, während der Franzose mit dem bon manches Ueble eben nur verfeinert, wie zum Beispiel der bon-ton meist ein sehr schlechter Ton und das bon-mot oft eine boshafte Schlechtigkeit ist. Bekannt sind noch seine Namen: Courmacher oder ganz französisch: Courtisan (welches durch die Endung gleich an partisan, Parteigänger und Ueberläufer erinnert), weil er allen Damen den Hof macht, ihr Höfling ist, das heißt: ihnen die Wahrheit verbirgt, weil er sie selbst am meisten zu fürchten hat. Die graddurchgehende Wahrheit nennt ihn Modelaffe, Modeaffe, welcher Reim alle Poesie über ihn erschöpft. In neuester Zeit nennt man ihn lion, Löwe, wobei wir die Aehnlichkeit höchstens darin finden könnten, daß der Löwe zum Katzengeschlecht, ja sogar in die letzte Abtheilung desselben gehört — indem es im Gehirn der Katzen besser aussieht wie im Gehirn des Löwen, und er für weniger bildungsfähig gehalten wird als jene — fielen uns nicht noch die buschigen Bärte und jezuweiligen hängenden Haare ein, wo diese nicht schon durch Perrücken ersetzt werden mußten. Denn die Modegecken haben nicht die Stufenalter von Kind, Jüngling, Mann und Greis, sie sind nur Kind und Greis, ohne als solcher aufzuhören, kindisch zu seyn.

Sie sehen, verehrte Zuhörerinnen, daß ich nicht so zart mit dem Gegenstande dieser Rede umgehe wie ein jugendfrisches Fräulein, dem ein solcher Courtisan, unwillig, daß er sich von der Schönen sichtlich übersehen sah, erbittert sagte: „Ich weiß recht gut, wie Sie über mich denken!" und die Antwort erhielt: „Nun, dann erfährt es gewiß kein Dritter!" Wir wollen im Gegentheil das Werden und Gedeihen eines Modegecken scharf beäugeln und alle Welt soll davon erfahren.

Es giebt Väter, die selbst sogenannte Lebemänner — um uns des verschleiernden Ausdrucks zu bedienen — waren und sind, die keine Kraft haben und mithin keine geben können. Diese abgestumpften und abgeschliffenen Väter wissen, daß man in der Richtung zum Vortheil von Vielem nur Etwas zu wissen braucht,

um gelegentlich aus einem Etwas Viel zu machen. Ein Papa, der's so getrieben und den das Glück begünstigt hat, geht nun auf die Zerfahrenheit unsres Treibens und Unterrichts ein und sagt zum Söhnchen: „Die Intelligenz" — ich bitte für unsre Zeit dies Wort mit Verstandes-Einseitigkeit zu übersetzen, nicht mit Verstandes-Einsicht, wie es geschehen sollte — also Papa sagt: „Die Intelligenz geht jetzt in's Unermeßliche; neues Wissen und neue Behauptungen schießen über Nacht empor. Du mußt eilen, um nachzukommen, du mußt Alles ergreifen; weil man nicht weiß, womit man in der Welt sich erheben soll, muß man sich auf Alles einrichten. Geschwind das Alterthum verschlungen, todte Sprachen erlernt, Geschichte studirt, denn die lebenden Sprachen warten schon auf dich und die Geschichte des Tages muß nach allen Seiten verfolgt werden. Englische, französische, italienische, spanische, russische, türkische, indische, chinesische Zustände und Literaturen und Nicht-Literaturen müssen gekannt seyn, damit du bald zu den Naturwissenschaften übergehen kannst. Rasch lerne Mathematik, Chemie, Physik, Geologie, Astronomie" — und nun tik't, sik't, gie't und nie't es noch eine Weile so fort; denn, wie bemerkt, es schießen neue Wissenschaften über Nacht auf. Dem Söhnchen wird bange ob des Papa's Worten, er steht verdutzt und beginnt: „Aber —!" — „Was aber", fällt der Papa ein, „da ist kein Aufenthalt möglich! Hast du nun die genannten Vorbereitungs-Kenntnisse, dann mußt du an Statistik, Staatswirthschaft, Gesetzgebung. Willst du verstummen, wenn von großen Verhältnissen und Verhängnissen die Rede ist? Ich weiß wohl, der Mensch muß sich erholen; da lernst du tanzen und Musik; lerne singen, malen, fechten, reiten — die Welt ist wunderlich; ein encyclopädischer (allumfassender) junger Mensch ist jetzt schon ein sehr gewöhnliches Ding, er muß sich durch irgend eine gesellige Fähigkeit, ein Erforderniß der Unterhaltung auszeichnen; das schafft Gönner und — Gönnerinnen, und nur damit schiebt und drängt man sich vor; bei allem Lernen muß man indeß nicht zu leben vergessen, denn Gewandtheit ist unerläßlich! Du fragst: woher die Zeit nehmen zu dem Allen? O, nur gut eingetheilt, nichts zur Grübelei und Liebhaberei gemacht, dann bleibt Zeit genug. Bist du halb durch, hast du dann die Woche zur Ermunterung ein Paar Bälle besucht, ein Conzert, eine neue Vorstellung im Theater, Kunstschau gehalten, die Zeitschriften zu durchblättern nicht vergessen, Vorlesungen gehört und — deine Gesundheit nicht zu vernachlässigen! — einen Ritt gemacht, so wirst du dich hernach desto ungehinderter all deinen Studien überlassen und den Rest des Tages kannst du mit Gedanken über die neuesten Wechselungen der Philosophie und der Religion, oder auch im Müßiggange und in der Poesie hinbringen."

Wie gefällt Ihnen dieses Zertheilen und Verbrauchen der Kräfte? Verwundern dürfen wir uns nun wenigstens nicht, wenn Gründlichkeit, Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit gänzlich entwichen scheinen aus dem Leben; wenn wir mehr Anmaßung als Tiefe, mehr Affen als Vorbilder, und überall nur das Gemachte und Erkünstelte finden. Wollt ihr Männer, die in ihrem Fache tüchtig sind, so laßt die Jugend je Eines mit voller Entschließung und Liebe erfassen und danach ihre Bildung fürerst bestimmen und beschränken. Soll der Mensch frischen Athem behalten, so treibt ihm den Athem nicht aus im Sturmschritt nach hundert und aber hundert verschiedenen Zielen. Er unterliegt und wird ein abgemüdetes, zerrissenes Wesen; — er wird, um das Modewort zu gebrauchen, „blasirt", und kettet ihn später irgend ein Geschäft, spricht er davon nur im Mißbehagen und behandelt es mit Vernachlässigung.

Ist er nun im Greifen nach Mannigfachem in sich selber verwirrt, leidet er, ohne geistig-sicher genährt zu seyn, an erdrückender Ueberfüllung des Geistes, dann wird's dem Ermatteten Hauptzweck, sich zu unterhalten, und sich unterhalten heißt jetzt: von sich selber scheiden. Weil man so viel sollte und wollte nach Außen, hat man in sich keinen Halt gewonnen; man fühlt die Leere, überläßt sich dem Strudel, sucht sich überall einzuschwänzeln und beliebt zu machen. So entstehen die Pflastertreter, die Koketten des männlichen Geschlechts, die Zwitter-Geschöpfe, welche man Modegecken nennt, die, weil sie nichts sind, mit dem Schein verkehren und sich so in ihn einleben, daß er zur Gewohnheit wird, die ihnen endlich als das Echte und Rechte gilt. Die deutsche Sprache ist keine Höflings-Sprache, deshalb hilft man sich eben noch immer so bereitwillig mit dem Französischen. Unsere Sprache hat, wenn sie zart seyn will, für das Wort kokett den Ausdruck: reizgierig, und will sie den Nagel auf den Kopf treffen, sagt sie: buhlsüchtig, und in solchem Sinne jagen die Modegecken nach Allem, und durch diese männlichen Kokettcn entstehen die weiblichen; denn das Verderben der Frauen geht von den Männern aus, obwohl dann meist der Unschuldige, Unerfahrene büßt, was die Weltklüglinge und Frechen verschuldeten ohne Gewissensbisse, indem sie, als folgerichtig für i h r e n Umgang mit Frauen, sich überzeugten, daß auch deren Herzen nicht mehr so spröde sind, um brechen zu können, vielmehr so biegsam, daß sie allen Verhältnissen sich anpassen.

Eines Modegecken Trachten ist: sein Glück machen. Was heißt Glück? Da es immer schwerer wird, ein einträglich Amt zu erhalten, und die Staaten von dem Rechtsgefühl, Arbeiten nicht umsonst anzunehmen, sich entfremdeten, man also Jahrelang die Amts-Beanspruchcr ohne Lohn dienen läßt, so heißt Glück im heutigen Sinne vor Allem: Geld, und wenn ein Modegeck keins hat, so erscheint als nächstes Mittel, daß er sich's er-



heirathe, wobei er indeß sein Augenmerk zugleich mit auf die Gönnerschaft richtet. Der Antrieb zu Bewerbung und Ehe ist also Geld. Es tröstet für den Verlust der Ehre und den etwaigen üblen Ruf der Erwählten, denn auch gesellige Achtung gründet sich in den Kreisen, wo der dickste Dünkel mit dünner Politur und hohe Ansprüche mit niederer Gesinnung sich paaren, auf Geld, und daß man dies gar nicht verhehlt, gehört mit zu den wenigen Aufrichtigkeiten des Tages, die indeß dem wahren Manne nur verächtlich sind. Um zu Gelde zu gelangen, was ohne Frau nicht zu haben ist, muß man sich beliebt machen, und wie fängt man's an, nach dem Spruch zu handeln: „Drei M sind's, die auf Erden thronen: Meinung, Mode, Millionen"! Man hat erstens gar keine andere Meinung, als die der Andern, bequemt sich zweitens zum Knechte der Mode und hat drittens vor Millionen die kniebeugendste Verehrung. Daraus geht denn ohne Weiteres hervor, daß im Spiele des Glückmachens die Buben zu Haupt-Trümpfen werden, und die Welt, welche eben nur von Mode und Vortheil beherrscht wird, hat sich so spitzfündig verfeinert, daß jetzt die Schande nicht mehr auf den Betrüger fällt, sondern auf den, der sich betrügen ließ.

Der Modegeck übt sich nun auf jede mögliche Weise im Ton des Tages. Dazu gehört hauptsächlich Vornehmthuerei, die in allen Dingen den Ernst von sich abweist und nur das Ergötzen zum Götzen erhebt. Man kleidet sich nach den Pariser Mustern, die man in den Mode-Journalen und an den Schaufenstern, deren eines ich in Abbildung, zur Stärkung meines Verdrusses, mir vorlegte, eifrig studirt. Dem wahren Manne muß es in's Unbegreifliche gehen, wenn eben der Mann mit so viel Unnützem sich umgiebt; aber Mode ist ja meist nur die Kunst, das Unnütze und Nichtnothwendige geltend und unentbehrlich zu machen! Daß man hierbei durchweg das Ausländische immer vorzugsweise begünstigt, versteht sich von selbst. Was kümmert es die Modenarren, wenn dadurch die arbeitende Menge im Vaterlande verarmt, und daß dagegen der Wohlstand hergestellt wäre, wenn man des Ausländischen sich entschlüge!. Sie sind sich nicht nur die Nächsten, sondern die Einzigen, auf die sie Rücksicht nehmen! — Der Geck braucht Stunden zu seiner Toilette; er schönwässert, pomadisirt, schnürleibert und liebäugelt mit dem Spiegel, damit er sich übe in der Ziererei und Täuschung. Er liest Journale, aber nur die schlechtesten, welche durchweg nur auf die Mode berechnet sind die mit flachem Witz, Lüge und Verleumdung verkehren, damit er in der Gesellschaft durch die gestohlenen Erbärmlichkeiten sich unterhaltend zeige; er thut dann noch Einiges hinzu im Lächerlichmachen der Personen, die in einem und dem andern Kreise zu den Besseren, hier also zum Ueberflüssigen gehören, wobei er auch wohl im Entwürdigen aller seiner Bekannten reih-herum kommt. Glaube man ja nicht, daß



hier der Heiligenschein der Wahrheit den Kampf aushalten kann: eine einzige, die Seuche der Langeweile für Augenblicke vertreibende Lüge besiegt ihn, wenn sie nur zum „Amüsement“ dient, und dazu gehört meist aller Zeitvertreib des Allerwelttreibens, zu welchem man die guten Gedanken nicht nöthig hat und sie Andern überläßt.

Der Modegeck scharwenzelt nun überall und spielt den Charmanten und Süßen, den Hin- und Herträger, und ist die Gefälligkeit und Unterwürfigkeit selber, Leuten gegenüber, die um jeden Preis, und sey's mit Verleugnung der letzten Scham, gewonnen werden sollen. Wo diese Absicht jedoch nicht vorwaltet, da tritt leicht und rasch die Rohheit hervor. Behüte der Himmel ein junges Mädchen, das allein geht, von diesen Modegecken, wo sie versammelt sind, um einmal der Fesseln sich zu



entschlagen, erlugt zu werden; die Arme ist gleich umringt und hat Zudringlichkeiten aller Art und die dreistesten Reden und frechsten Fragen zu fürchten. Man höre sie unter sich! — da ihnen die Fähigkeit zu echt geistvoller Unterhaltung fehlt oder auch diese gradhin verbannt ist, könnte man sagen: aus Nichts wird Nichts; wer aber die Gespräche im zeitgemäßen geselligen Treiben solcher Modegecken mit angehört, der weiß, es entwickelt sich aus dem Nichts doch Etwas, wenn's auch nur durch und durch Schlechtes ist. Der Mann von Ehre schaudert oft darüber, wessen sie sich rühmen, und bedauert namentlich die weiblichen Wesen, welche den Unwürdigen Stoff für ihre heillose Zunge gegeben haben. Wie zudringlich ungezogen sie sind, das sieht man öfter auf Spaziergängen, im Schauspiel, im Concert, wenn einmal eine Besucherin aufgespürt ist, der ein männlicher Begleiter fehlt; obgleich selbst dieser zuweilen nicht der Unver-



schämtheit wehren kann, mit welcher man von allen Seiten wenigstens eine Musterung vornimmt. Darüber „amüsiren" sich denn oft auch Damen von der emancipirten Sorte, mit deren Toilette und Jahren es so steht, daß man unter ihr Bildniß den Goethe'schen Titel schreiben könnte: „Kunst und Alterthum"; die längst vergessen haben, daß es noch Befangenheit und Erröthen in der Welt giebt, alle Tage aber in ihrem Neide über die jugendlichen Schönen durch Naserümpfen sich die gehaßten Falten im Antlitz mehren.

Wie ist's nun mit solchen Männchen in der Ehe! — Man pflegt zu sagen: die Liebe ist blind, und offen gestanden, sie muß es gewissermaßen seyn, wenn's überhaupt Liebe ist; denn diese kennt keine Mängel, oder sie sind ihr keine, und sie fragt nicht nach Gütern, denn sie ist und hat in sich das höchste Gut. Tritt sie mit Absichtlichkeit und Berechnung der Vortheile auf, da ist sie Unwahrheit und verfällt sogleich der Nichtigkeit. Das muß jedes ehrenwerthe Mädchen empfinden und sich nicht verkaufen,

noch verkaufen lassen; muß nicht bei der Wahl ihres Gatten flinkernde, sogenannte gesellige Vorzüge vorzugsweise hoch stellen, nicht von glitzernder Schale sich den faulen Kern verdecken lassen und sich hüten vor einer neuen Bewährung des Sprüchworts: „Ein Gran Unverschämtheit bringt weiter als hundert Pfund Bescheidenheit.“ Alle wahrhafte Liebe ist schüchtern und unbehülflich, denn sie erhebt immer ihren Gegenstand über sich selbst und schaut zu ihm hinauf, während der Modegeck das Weib immer nur als Sache behandelt, die unter seinem Werth ist, weshalb er eben die schmeichelnde Beredsamkeit mit besonnener Geschicklichkeit zu handhaben weiß; er übersieht in geübter Pfiffigkeit das Feld seines Plans, während der wahrhaft Liebende überwältigt ist und eben hierin seine Seligkeit findet. Und nun gar, wenn der Mammon in Betracht kommt! Eine Mitgabe ist schätzenswerth und auch der Mann von Kraft und Ehre darf sie nehmen, um wirksamer und sorgenfreier für das Glück der Familie eingreifen zu können; doch kein echter Mann wird von einer Geliebten sich trennen, die ihm nichts mitbringt, als sich selbst; ja höher wird ihm das Herz schwellen, wenn er weiß, er allein kann ihr eine frohe Zukunft schaffen. Wo man einer solchen Gesinnung des Mannes nicht gewiß ist, da giebt sich nur Leichtsinn oder eine verwerfliche Neben-Absicht kund; da vereint man sich ohne würdigen Ernst und trennt sich wieder ohne Scheu, da geht der Werth jeder heiligen Empfindung verloren.

Wenn ich schon bemerkt habe, daß die Frauen von Denen verzogen und verdorben werden, die mit Unrecht den Namen „Mann“ tragen, so ist's doch gewiß, daß im Gegensatze ein reines, sittliches weibliches Wesen selbst über den Mann, dessen Grundsätze schwanken, eine Macht hat, die ihn läutert und befestigt, so daß für Beide eine segnende Bahn der Treue sich erschließt. Aber auch die Mütter können hier viel thun, wenn sie von früh auf ihren Knaben, der mit Alfanzerei sich ziert, zur Beschämung und zu der Einsicht bringen, daß ein Liebäugeln mit aller äußern Form dem Manne Hohn spricht und bei selbstgefälligen Blicken in den Spiegel der Narr in ihm wächst, bis er dann sein Lebelang diesen zur Schau trägt.



Was aber die in ihren Lüsten verhärteten Modegecken betrifft, an denen ist eines edlen Weibes Bemühung vergeblich und jeder Glaube an ihre Besserung führt in's Verderben. Diese lasse man entschieden den Werth der Sittlichkeit fühlen, und sie, damit kein Mädchen an ihrer Seite zum Elend verdammt sey, mit Genugthuung zu den Hagestolzen übergehen, die dann in ihrer Genußsucht aus den jungen Modegecken alte werden und sich, da nun einmal jede tiefere Empfindung ihnen mangelt, bei der Wohlleberei trösten; sie bleiben Genüßlinge, wie sie es waren, und zeigen dies zuletzt heimlich bei Schmaus und Flasche, ohne übrigens die Modegeckerei aufzugeben. Indeß heißt es jetzt:



Als Jüngling zeigen dich die Kleider,
Als Greis das Angesicht;
Doch hoffe nicht zu viel vom Schneider,
Die Runzeln bügeln kann er nicht! —

Ich hoffe, daß Sie, verehrte Frauen und Fräulein, mir nicht nachsagen, ich hätte die bösen Auswüchse meines eigenen Geschlechts geschont, und doch darf ich versichern, ich habe die Grenzen der Wahrheit nicht überschritten, bin aber, da ich mich durchdrungen fühle von den hier besprochenen Mißständen, mitunter ernster geworden, als es in unserer flauen Zeit — Mode ist. Doch werden Sie darin zugleich eine Genugthuung finden für die Wahrheiten, die ich Ihnen im vergangenen Jahre, auf Ihren Befehl, aussprechen mußte. Ich bekenne mich aber nicht nur zu der Antwort, welche auf die Aeußerung: „Es geht doch nichts in der Welt über ein treffliches Weib!" ein ehrlicher Oekonom gab mit den Worten: „Ja, es ist offenbar das Beste, was wir in der Art haben!" — sondern ich bekräftige seine Worte mit dem Zusatz: Ein trefflich Weib ist in aller Art das Trefflichste auf Erden! — und ich bitte mir nur damit Dank zu sagen, daß Sie mir glauben, was ich sagte und meiner freundlicher gedenken, als Sie es vielleicht im vorigen Jahre gethan haben. Bertram.



Hu, wie der Bursch' aussieht, als ging's ihm an's Leben,
Weil sorglich man ihn will des Schmutzes entheben! —
Er putzt sich wohl gerne, doch reinlich zu seyn,
Das fällt ihm aus eigenem Antrieb nicht ein!
O pfui, wenn man's nicht an dem Knaben entdeckt,
Daß Tücht'ges vom künftigen Mann in ihm steckt! —
Etsch, etsch, du! — wer solche Grimassen uns macht,
Der wird nach Gebühr nur von Jedem verlacht!
Denn wisse, du weichlicher, wimmernder Tropf,
Das Leben wäscht Allen weit derber den Kopf,
Und willst du da zittern, zieh'st sauere Mienen,
So wird's dich nur immer noch ärger bedienen; —
Denn was auch geschieht, nie darf zagen der Mann,
D'rum fang' mit dem Muthe hübsch frühzeitig an!



Wie Jener bei'm Waschen, so Dieser bei'm Kämmen,
Das sind doch wahrhaftig nicht Knaben, nein Memmen
Sie liefen, nichts wissend von Sitt' und von Ehr',
Im Schmutze und wirrig und zottlich daher,
Und thun, wenn ein Büschelchen Haare man schnitt,
Als ginge der Kopf, der vernagelte, mit.
Die Katze daneben, stets reinlich und glatt,
Beschämet den Narr'n, der so winf'lig sich hat!
Ei, wart' nur, die Welt wird gehörig dich zausen,
Wirst Haar ihr noch lassen, trotz Flausen und Grausen!
Sie schont nicht, wie Vater und Mutter zu Haus,
Der Stark' oft weiß da nicht wo ein und wo aus! —
Doch was auch geschieht, nie darf zagen der Mann,
D'rum fang' mit dem Muthe hübsch frühzeitig an!

Jagd-Friedel.

Wir haben (in den Jahrgängen 1841 und 1843) von dem Eheglück des Actuar Sinnig erzählt und von seinem alten Freunde, der noch immer rüstig ist, die Sinnig'sche Familie auch gern noch Abends auf seinem Landhause bei sich sieht und dann Allerlei aus seinem eigenen Leben mittheilt. So kam er neulich recht in seine Jugendzeit hinein, als seine Bilder-Mappe durchblättert wurde; denn mehrere Zeichnungen, theils eigener Erfindung, theils Nachahmung, hatten ihn in seine Vergangenheit versetzt. In der Jugend, sagte er, hat der Mensch oft seltsame Einfälle und man liebt vor Allem die Gegensätze, so ging's mir denn auch. Es war sonst in vielen Familienkreisen eingeführt — und es wäre noch heut empfehlenswerth — daß man die Kinder mit Handwerks-Arbeiten beschäftigte und so hatte ich, Siegfried Randel, einen Freund, Karl Strober, der tischlerte, indeß ich in Mußestunden drechselte. Als wir nun unsre Studien vollendet hatten und unsre beiderseitigen Eltern uns eine ansehnliche Summe zu einer Erholungs-Reise gaben, beschlossen wir, sie gemeinschaftlich zu machen, und zwar — als Handwerksburschen. Den Spaß möglichst vollständig ausführen zu können, verschafften wir uns durch Fürsprache unsrer ehemaligen Lehrherren im Tischlern und Drechseln, versteht sich, nur für die Tage unsres Reisescherzes, Wanderbücher, zogen nun getrost und guter Dinge aus, und wie wir angethan waren, sagt Euch diese flüchtige Zeichnung.



Nach dem Süden ging's, durch Bayern, Salzburg und Tyrol. Ueberall, wo sich das Volksleben kund gab, waren wir mitten darunter, so daß wir oft in den Dorf-Wirthshäusern auch wohl ein hübsches Bauermädel ergriffen und die Staubwolken



in der engen Stube tüchtig vermehren halfen, dabei immer willkommen waren, weil wir was d'rauf gehen ließen, indem wir uns für Söhne wohlhabender Meister ausgaben. Gar viel hab' ich da erlebt und erlauscht und allerlei Abenteuerchen fielen auch vor; zwei Blättchen meiner Mappe erinnern mich aber namentlich an den sogenannten Jagd-Friedel, von dem ich fürjetzt hauptsächlich reden wollte.

Wir wandten uns möglichst immer von der großen Landstraße ab, um dahin zu kommen, wo die Menschen nicht durch steten Verkehr so abgeschliffen sind, daß Jeder sich wenig vom Andern unterscheidet. Es ging nun Kreuz und Quer und eines Abends, da die Dunkelheit immer sichtlicher im Vorrücken war, hatten wir uns durch die mancherlei Seitenwege, die wir nach und nach gewählt, über unsre Richtung so in's Unklare gebracht, daß wir, ohnehin sehr ermüdet, uns gewaltig sehnten nach Einem, der uns den nächsten Weg zu einem annehmbaren Obdach zeigen könne. Wir standen mitten in einem dichten Walde, wohin ein Fußpfad geleitet hatte, der aber eben völlig ein Ende zu nehmen schien, und sprachen nun über unser doch manchmal bedenkliches Umherschweifen in der Art, wie wir es trieben, riethen auch hin und her, was zu thun sey. Wie wir eben nun in das Dickicht blickten, hört' ich's neben mir sagen: „Guten Abend, junge Herren! Sie sind freilich Narren! Nichts für ungut, aber zu Haus hätten Sie's doch besser, als hier in der ein-

samen Gegend!" — Wir sahen uns etwas verdutzt um und bemerkten einen wunderlich aussehenden Alten, dem aber doch, so viel man überhaupt noch sehen konnte, die Gutmüthigkeit auf dem Gesicht lag. — „Nun, wer hat sich denn um das zu bekümmern, was uns gefällt?" fragte ich etwas trotzig. — „Ich!" gab der Alte zur Antwort; „denn ich muß Ihnen ja den Weg zeigen. Freilich hätten Sie den Wunsch eines guten Abends erwiedern können! Aber die Herren sind Narren!" — „Nun, schön Dank, Alter!" sagt' ich lächelnd; „aber Alter schützt auch vor Thorheit nicht!" — „Ei, seh'n Sie, das hat gleichfalls seine Wahrheit!" entgegnete er trocken. „Indeß diesmal bin wenigstens ich, der Sie ein wenig belauschte, klüger als Sie, denn ich weiß den Weg und Sie wissen ihn nicht!" Dabei schritt er winkend voran, und schwatzte dann weiter: „Des Abends gehört der Mensch unter Dach, zu den Seinen, wenn er ihrer hat, und nicht auf Feld- und Waldwege, die er nicht kennt. Sie müssen, da das nächste Städtchen fern genug und heut nicht mehr zu erreichen ist, in unserm Dörfchen bleiben, wo's kein Wirthshaus giebt, weil unser Herr" — diesmal hört' ich bei dem Wort ein kurzes Lachen — „keins leidet; der ist kein Narr, obwohl auch ein Herr! denn er will, es soll sich Jeder daheim durch sich selber zurecht finden! Sie werden nun müssen bei mir vorlieb nehmen, so gut's gehen will; aber es wird recht gut gehen!" setzte er wohlgemuth hinzu; „und behagt's Ihnen nicht, werden Sie's um so eher einsehen, was ich sag': die Herren sind Narren!"

Wir schritten quer durch den Wald, auf sehr schmalem Pfade, doch dauerte es auch gar nicht lange, da lag das Dörfchen uns zur Seite und auf dem lichteren Wege konnten wir nun unsern Führer doch etwas genauer betrachten, noch genauer jedoch am nächsten Tage, wo wir ihn auf einer Wiese sahen, die zu Feld umgeschaffen werden sollte. Wie Ihr auf dem Bilde bemerkt, hatte er als Stab ein seltsam Werkzeug in der einen Hand und in der andern eine Anzahl Maulwürfe, an einen Faden gereiht. Seine Kleidung hielt die Mitte zwischen einem Jäger und Landmann und seine stattliche Gestalt hatte etwas schlicht Männliches. Auf unserm Wege ließen wir das Dorf seitwärts und kamen an ein Häuschen, das, an sich nett, mitten in einem Garten stand, der überall wohlgeordnet war.

„Hier wohn' ich, der Jagd-Friedel!" sagte vergnügt unser Alter bei dem freudigen Hundegebell, was wir vernahmen, und ein Knabe von etwa vierzehn Jahren sprang jubelnd aus der Thür mit dem Ruf: „Guten Abend, Altvater!" ohne von unserm Anblick gestört zu seyn.

„'S ist mein Urenkel!" sagte der Alte, und dann, sich zu dem Knaben wendend: „Joseph, die Herren bleiben die Nacht bei uns, da kann ich nicht hinauf kommen zu den Eltern; denn



gewiß doch hast Du mich holen sollen!" — „Ja, Altvater", sagte Joseph; „und die Herren könnten ja mitkommen!" — „Nein, heut geht's nicht, vielleicht morgen. Ich bin selbst müd' und die Herren sind's!" — In dem Augenblick trat ein allerliebstes Mädchen in die Thür, auch freundlich ihr „Guten Abend!" bietend. — „Ah, Margareth!" rief der Alte; „heut kriegst Du wirklich was zu thun, sorg' in Küch' und Keller, so gut sich's thun läßt!" — und Margarethe sprang fort. — Wir wollten Entschuldigungen machen, der Jagd-Friedel hörte aber gar nicht darauf und wir mußten eintreten in sein Zimmer, wo Alles nicht nur höchst ordentlich, sondern sogar schmuck' war, denn auch recht hübsche Bilder, lauter Jagdstücke, hingen an den Wänden. Die Sache fing an uns sehr zu gefallen und als nun bald darauf der Tisch gedeckt und mit Speis' und Wein gar reichlich versehen war, ging über unsre Verwunderung uns zugleich das Herz auf und wir entdeckten dem Alten unsre ganze tolle Fahrt. Der durch die Wirkung eines vorzüglichen

Weins noch heit'rer gewordene Alte sagte darauf: „Ja, die Herren sind Narren, aber bleibt mir wenigstens so unschuldige! Uebrigens seyd Ihr wahrscheinlich so offenherzig gewesen, damit ich's auch seyn soll, denn Euch kommt hier Manches sehr befremdlich vor, nicht wahr!" — Das ließ sich freilich gar nicht leugnen; der Alte schenkte nun erst die Gläser wieder voll, rief die kernhübsche Margareth, daß sie sich mit in den kleinen Kreis setze und auch das Ihrige genieße, dann holte er ein Bildchen von der Wand und sagte: „So schaut' ich sonst aus!"



„Ich war derzeit fürstlicher Förster geworden und hatte mich schnell verheirathet mit einer Kammerjungfer der Frau Oberjägermeisterin. Daß es sich so schnell fügte mit unsrer Hochzeit, kam daher, weil der Herr Oberjägermeister meine Braut verfolgte in schlimmer Weise, obwohl er eine sehr schöne Frau hatte, — aber die Herren sind Narren! Geängstigt von den

Verfolgungen flüchtete sich meine Marie zu mir, ich verbarg sie bei bekannten guten Leuten und brachte sie nicht eher wieder zum Vorschein, bis wir Mann und Frau waren. Der Oberjägermeister faßte nun aber gegen mich einen tiefen Groll, da ich mich jedoch auf das Sorglichste hütete, ihm eine Gelegenheit zu geben, diesen Groll auszulassen, verfloß mir Jahr auf Jahr in Glück und Frieden. Da kam durch Mißwachs große Theuerung in's Land und besonders litten davon die Wald-Dörfer in der Umgegend, wo ich wohnte, daß mir oft das Herz brechen wollte über alles Elend, was ich mit ansehen mußte. Ich half, wo und wie ich konnte, gerieth endlich selbst in Mangel und sah täglich mit immer steigendem Schmerz, wie der Hunger unter den armen Dorfbewohnern wüthete. Nun geschah es, daß eine mehrtägige Parforce-Jagd angesagt wurde und die Bauern, jung und alt, obwohl sie großen Theils ganz von Kräften waren, mußten noch hinaus zum Treibjagen. Wie nun eine Masse von Wildpret aller Art erlegt worden war, eine solche Masse, daß gewiß Vieles davon unnütz verkommen wäre, die armen Halbverhungerten aber, Mann, Weib und Kind, so drum herum standen, sich theils still das Ihrige dachten, theils weinend baten und bettelten, da riß mich's Mitleid hin und ich vertheilte das, was nach meiner festen Ueberzeugung für die Hofhaltung und das Hofgesinde doch nur vom Ueberfluß war. Das kam indeß dem Oberjägermeister gelegen; er ließ mich verhaften, klagte mich des Diebstahls herrschaftlichen Gutes an und bewirkte es, daß ich, nach schon fast zehen Monaten erlittenen Gefängnisses, auf drei Jahre zur Festung verurtheilt und meines Amtes für verlustig erklärt wurde. Ich trug mein Unglück wie ein Mann, meiner Frau aber, die mit meinem einzigen Sohn das Försterhaus verlassen mußte, brachte der Gram den Keim zu schwerer Krankheit, wodurch sie in ein stetes Siechthum fiel und allmählig hinstarb, nachdem ich längst in Freiheit war, die ich früher, als ich erwarten konnte, wieder erhielt durch die Dankbarkeit jener Dorfbewohner. Sie wählten nämlich, als sie von meiner Frau mein Schicksal und die Ursache desselben erfuhren, Abgeordnete, die bis zum Fürsten zu dringen wußten und so zu meinen Gunsten sprachen, daß alsbald der Befehl zu meiner Freilassung erfolgte und mir wieder ein Amt und Entschädigung zu Theil werden sollte. Ich hatte indeß auch schon durch manches Andere erkannt: die Herren sind Narren! — ich wollte meinethalb arm aber unabhängig leben und bat um einen Winkel als Eigenthum, wo ich mich durch meiner Hände Arbeit ernähren könne. Der Fürst — Gott hab' ihn selig! — war besser, wie Manche in seiner Umgebung, er fühlte das Unrecht, was mir geschehen und mocht' auch wohl empfinden, wie mir sonst zu Muth sey; genug, er ließ mir dies Häuschen bauen, schenkte mir die ganze, hier umliegende, bis damals fast unbenutzte Wal-

dung, die mehr noch als jetzt nur Bruchland enthielt, und gab mir auch tausend Gulden zum ersten Anfang beim Urbarmachen dieser Gegend. Nun kannt' ich hier und dort Diesen und Jenen, der auch von der Welt Ungerechtigkeit gelitten und solche Leute schienen mir zu meinem Vorhaben die rechten. Ich rief sie mir, nach und nach Mehrere. Es gesellten sich aus den Wald-Dörfern meiner einstigen Nachbarschaft noch einige junge Bursche zu uns mit ihrem Bischen Gelde und wir gründeten eine Ansiedelung nach der andern. So entstand unser neues Dörfchen, das Ihr morgen beschauen könnt, und ich mein', es wird Euch gefallen. Meinem Sohn wollte Anfangs die Einsamkeit hier nicht behagen, und da ich allmählig wohlhabend wurde und er den Gedanken hatte, Maler zu werden, gab ich ihn zu einem tüchtigen Meister, wo's ihm auch fruchtete. Was Ihr in meiner Stube von Gemälden seht, ist von meinem Sohn, und er hat mich selbst denn in all meinem Thun und Treiben abgebildet. Indeß sah er doch endlich ein, daß er auch hier malen und dabei lernen könne, sein künftig Eigenthum zu verwalten und zu mehren. So wurde nun auch ihm ein recht stattlich Haus gebaut und ich hab' ihn zum Herrn gemacht, damit ich noch sehe, wie er's treibt, hab' mich aber nur zu freuen über seine Rüstigkeit, und daß er eben die Narrheiten der Herren nicht nachahmt. Er hat mir nach und nach all die Arbeiten abgenommen und ich bekümmere mich hauptsächlich nur noch darum, das Schädliche wegzubringen, um dem Nützlichen sichern Platz zu schaffen. Ich sorge für Verminderung des Wildes, was die angelegten Felder verwüstet, fange Fuchs, Iltis, Marder, Hamster und Maulwurf weg, damit die Gehöfte und Felder geschützt sind. Keinen Tag lass' ich vergehen, wo ich nicht den Nutzen fördern helfe, und bin jetzt auf den Fang der Maulwürfe aus, die ich mit meinem Werkzeug gut heraus zu hacken und zu fassen verstehe. Wir bekommen wieder einen neuen Ansiedler, und da muß aus Wies' und Bruch Garten und Feld werden. Wir haben uns als neue Gründung auch eigene Gesetze gegeben und die gehen alle darauf hinaus, möglichst durch uns selber Alles zu beschaffen, was wir brauchen, und keine andern Anforderungen an das Leben zu machen, als die wir uns selbst gegenseitig gewähren können. Nachdem wir uns, ohne irgend eine fremde Mithülfe, ein Kirchlein bauten, haben wir einen Prediger, der zugleich den Schullehrer macht; dagegen haben wir alle Religions-Unterschiede vereint in dem Glauben an einen allmächtigen und allgütigen Gott und Jeder von uns muß den Nachbarn das lehren, was er besser weiß und versteht, als die Andern. So finden Sie bei uns nicht bloß Landbebauer, sondern Jeder treibt noch ein Handwerk in der Zeit, wo die Feld-Arbeiten zu Ende sind."

Wir hörten mit Erstaunen zu und erstaunten noch mehr, als wir vernahmen, er sey schon fünfundneunzig Jahr alt — wir hatten ihn für einen Sechsziger gehalten — und nun über sechszig Jahre nicht von dieser Ansiedelung gewichen. Wir blieben am andern Tage noch da, überzeugten uns, daß alle Bedürfnisse der Ansiedler durchaus von ihnen selbst beschafft wurden, dabei aber Gärten, Felder und Weinberge ringsum von der fleißigsten Besorgung zeugten. Bei allen Bewohnern vernahmen wir auch, daß unser „Jagd-Friedel", ein Name, der sich eben durch den Gebrauch festgestellt hatte, wie der Vater Aller verehrt wurde, und da er den Grundsatz: Jeder muß für sich allein stehen können, durch sein Beispiel durchgehends bewähren wollte, mochte er sich sogar in seinem hohen Alter keiner Bedienung unterwerfen. Deshalb hatte die sonderbare Gemeinde beschlossen, von Monat zu Monat die jungen Mädchen in der Sorge für ihn wechseln zu lassen, und in diesen Tagen war die Reihe an unsrer Tisch-Nachbarin, der hübschen und seelenfrohen Margarethe, die sich ganz entzückt fühlte darüber, daß sie durch die Gäste im Hause des Jagd-Friedel doch etwas zu thun hatte, da er sonst fast alle Dienste abwehrte. Es verirrte sich übrigens selten ein Fremder in diese Gegend, doch war Jeder, der einen traf, zur Gastfreiheit verpflichtet. — Auch das sehr geräumige „Herrenhaus" besuchten wir, in welchem Großeltern und Enkel beisammen lebten, und wo's ebenfalls sehr anständig aussah und herging; doch bemerkte man nirgends etwas vom Ueberflüssigen, Alles hielt sich in dem Bedarf und hatte das Gepräge des Sparsamen und Einfachen.

Das sind nun, seit ich dies erlebte — so schloß der alte Siegfried Randel — beinahe wieder sechszig Jahre, und ich hätte große Lust, vor meinem Tode selbst noch zu schauen, was aus der Ansiedelung — man nannte sie damals Friedelheim — geworden ist. Erlaubt es mein Befinden, und Sie, Herr Actuar, wollen mit, so machen wir die Reise im nächsten Sommer zusammen, aber nicht als Handwerksburschen; dergleichen Streiche hab' ich mir an den Sohlen abgelaufen, obwohl ich die damalige Fahrt nicht bereue. Kehren wir dann zurück, giebt's vielleicht in mein Tagebuch einzutragen, daß auch nach jenem einsamen Winkel, der mir ein Paradies schien, solche Umwälzungen gedrungen sind, daß die patriarchalische Eigenthümlichkeit sich in eine zerfahrende Allgemeinheit auflöste, in der man aus unverstandenem Drange zur Freiheit durch die kleinlichsten Dinge, welche die Gewohnheit zum Unentbehrlichen werden ließ, zur höchsten Unfreiheit kam. Und was des „Jagd-Friedel" Lieblingssatz betrifft: die Herren sind Narren! — ich hab' ihn seltener eingeschaltet, wie er es that — so muß ich bekennen, daß ich ihn später oft genug treffend gefunden habe; denn es giebt in Wahrheit nicht gar Viele, die einer solchen Entscheidung da-

durch entgehen, daß sie mit der Unabhängigkeit von Schlendrian, Ehr=, Glanz=, Lust= und Habsucht ihre Herrschaft über sich selbst und demnach ihre Herrenschaft beweisen. „Das sind knechtische Herren, die sich nur um den Vortheil zerren!" sagt ein altdeutscher Spruch, und solche Herren werden sich die Veränderung zweier Buchstaben schon müssen gefallen lassen, bis sie zu Männern werden und so über die Herren sich erheben in der Gesinnung, nach der einzig eines Mannes Werth sich abschätzen läßt. Mir ist jedenfalls Einer, der mit dem Bewußtseyn, nützen zu wollen, Maulwürfe wegfängt, lieber als solche „Herren", die mit Maul=Würfen der Schmeichelei und Unterthänigkeit sich selber nur gutes Spiel bereiten wollen, unbekümmert um den Schaden, der dadurch dem Allgemeinwohl entsteht. Nun, wir wollen erwarten, ob und was wir später über jene Ansiedelung zu berichten haben, heut aber bei unserm einen Fläschchen den Ehrentrunk jenem wackern „Jagd=Friedel" weihen und allen Denen, die seinem Spruche: „die Herren sind Narren!" durch echte Mannesthat glücklich zu entkommen wissen!

Die Harzburg.

Die berühmteste aller Burgen des Harzes ist die, welche seinen Namen trägt, und von der Harzburg wissen Sage und Geschichte gar Manches zu erzählen. Daß von dort, wo sie stand und jetzt noch ihre Trümmer stehen, man einen entzückenden Anblick hat in Gottes herrliche Welt, kann Jeder nach dem Bilde sich denken. Auf der Nordseite des Brockens erhebt der aus Grünstein bestehende Sachsenberg sein Haupt in die Wolken, und an ihn lehnt sich der durch Thonschiefer gebildete Berg, von welchem die Harzburg in's Land hinein schaute. Steil erheben sich seine Wände nach Süden und Westen; nach Mittag zu werden der Harzburg= und Sachsenberg durch das sogenannte kalte Thal begrenzt, im Nordosten zeigt sich eine tiefe Bergschlucht, zu deren Umschließung auch noch der Eichenberg gehört. Man übersieht von hier aus eine reizende Landschaft mit freundlichen Dörfern, und der weiter geführte Blick läßt endlich die Städte Braunschweig und Wolfenbüttel erkennen.

Schon Julius Cäsar soll auf diesem Berge ein Castell gehabt haben und von einem heidnischen Tempel, den Karl der Große stürzte, spricht man auch; — jene Zeit ist aber zu fern, um von ihr Wahrheit erlangen zu können. Dann nennt man als Erbauer den Kaiser Heinrich den Vierten. Vom Jahr 1065 an lassen sich Hoflager und Jagdfeste nachweisen und in deren Gefolge Lasten und Abgaben für die Unterthanen des Gaues, da der genußsüchtige Kaiser viel brauchte von dem, was ihm nicht zukam. Als es zu arg wurde, zogen die Sachsen (1073)



nach Goslar, wo eben Heinrich der Vierte sich befand, und dieser flüchtete mit den Reichs-Kleinodien nach der Harzburg; auch dort ward ihm nicht wohl zu Muth und er nutzte dunkle Nacht und dunkle Wälder, um davon zu kommen, nachdem er die Burg einer Besatzung von dreihundert Mann anvertraute, die sich tapfer wehrte. Der auch von andern Seiten bedrängte Kaiser mußte endlich darauf eingehen, daß hier alle Burgen gebrochen wurden, die zur Unterjochung des Volks dienen sollten; die Harzburg hätte er vor allen gern gerettet, doch gelang es ihm nicht: sie wurde von den Sachsen zertrümmert, wobei diese auch der Kirche nicht schonten und manchen Frevel verübten. In der Schlacht bei Hohenburg (1075) empfingen sie dafür ihren Lohn, und nachmals erhob sich die Harzburg von Neuem, verfiel indeß auch wieder in neuem Hader. Im

Jahr 1180 ließ sie Kaiser Friedrich der Erste abermals prachtvoll aufbauen, und von jetzt an wechseln die Besitzer, Gewalt und Verrath spielen ihre Rollen und geben ein düsteres, oft schauerliches Bild der Zustände, die im Faustrecht ihren Grund hatten, und jenes oft gepriesene Mittelalter uns auch hier so verwerflich zeigen, daß die noch jetzt zuweilen auftauchende Vorliebe dafür unbegreiflich ist und gewiß bei Denen nicht aufkommen kann, die nicht in hohler Erhabenheit nur ihr eigen Gelüst und hoffährtig Treiben bedenken, wo sie das Wohl der Menschheit zu beachten und zu fördern hätten. — Vom Jahr 1407 an war die Burg unter den Rittern von Schwiechelt ein Raubnest und Fehde auf Fehde verbreitete sich von da gegen die wehrlosen Städte- und Landbewohner, bis ein Bündniß und Kampf entstand, nach welchem die besiegten Ritter von Schwiechelt Frieden und Recht gelobten, aber nicht Wort hielten, vielmehr die Straßenräuberei nach wie vor trieben, bis man sie verjagte und eine Weile nichts von ihnen vernahm. — Im Jahr 1438 wurde die Harzburg von einem berüchtigten Wegelagerer, Heinrich von Utze, erstiegen, und um sich in damaliger Unsitte als Herrn zu zeigen, begann auch er alsbald Räubereien nach allen Seiten. Die Bauern aber, durch die Noth vereinter und gewitzigter, überfielen ihn einst auf einem Raubzuge, schlugen die Seinen und führten ihn selbst gebunden zur Schau mit sich herum, wobei er begreiflich noch manches Andere auszustehen hatte. Unterdeß bemächtigte sich Herzog Heinrich von Wolfenbüttel der Burg und bald darauf war auch wieder ein Ritter von Schwiechelt da, der angeblich durch Pfandrecht sich als Besitzer auswies, es treiben wollte wie zuvor, bald aber in Fehde gerieth, wodurch die Harzburg (1486) Eigenthum Goslars wurde. Sie ging später durch Vertrag an die Grafen Stolberg von Wernigerode über, diese mußten sie aber (1542), durch das Schmalkaldische Bundesheer gezwungen, herausgeben und nach der Schlacht bei Mühlberg kam sie an Braunschweig, zu welchem sie noch jetzt gehört. In der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts traf die Harzburg zum letzten Mal Zerstörung; sie war damals verfallen und diente vielem Gesindel zum Schutz- und Diebeswinkel. Die Burg-Kapelle hatte man verschont und ein Häuschen dem Wald-Aufseher zur Wohnung angewiesen. Da es indeß (1667) zu Tage kam, daß er einer Räuberbande Hehler und Mitgenosse war, wurden auch diese letzten Bewohner durch die nun schon etwas erstarkte Gerechtigkeit vertrieben. Seitdem lagerte sich das Grauen in den Trümmern der alten Harzburg, wo einst in üppiger Pracht und Macht sogar Kaiser thronten. Ein herrlicher Punkt in Gottes Schöpfung! — dennoch gingen von ihm so viel Elend und Verbrechen aus, und wenn wir nun die gesunkene Größe betrachten, mögen wir uns sagen: wo nicht Recht und Sitte wohnen, zieht Vernichtung ein! —

Jan van Werth.



Wir haben hier einen deutschen Helden des siebenzehnten Jahrhunderts, den Blücher des dreißigjährigen Krieges vor uns. Jan (Johann) wurde um 1593 in der Pfarre Büttchen bei Neuß (im Regierungs-Bezirke Düsseldorf) geboren. Seine Voreltern sollen von Adel gewesen, ihres Glaubens halber aus Holland vertrieben worden seyn; damals wohnten sie als blutarme Bauersleute in den Jülich-Bergischen Landen. Eine Zeitlang mußte der junge Jan das Vieh hüten, mehr zu Kräften gelangt, als Müllerbursche dienen. Die Erzählungen, welche er als Hirten-





knabe und Müllerbursche in der Heimath der Sagen und des Aberglaubens, in den Spinnstuben vernommen, bereiteten ihn zu einem abenteuernden Leben vor, legten in seine Brust die Sehnsucht nach einem höheren Ziele. In Köln dachte er es eher erreichen zu können, weshalb er sich als Knecht verdingte in einem der dortigen Gasthöfe,



in's alte Kümpchen auf der St. Gereons-Straße. Die Liebe hätte uns dort um den Helden bringen, ihm statt des Schwerdtes den Kochlöffel in die Hand geben können. Giritha, die Magd des Wirthes, drängte alle Bilder des Ruhmes in den Hintergrund. Er warb um Gegenliebe, ward aber von Giritha, welche höher hinaus wollte, als den Burschen eines Gasthofes zu heirathen, spröde abgewiesen. Dies trieb ihn fort aus dem Gasthofe, aus Stadt und Heimath. In Holland trat er in Kriegsdienste bei dem Heere Spinola's und ward gleich, als der Jülich-Cleve'sche Erbfolgestreit ausbrach, bei der Einnahme von Jülich Unteroffizier. Bald danach verabschiedete sich der echtdeutsche Jan aus spanischem Dienste, folgte den Fahnen Maximilians von Bayern, und schwang sich in dem pfälzischen Kriege bis zum Obristen auf. Als bald darauf (1620) in Böhmen der (nachmals dreißigjährige)

Krieg ausbrach, stand Werth mit in den Schaaren der Bündischen unter Wallensteins Oberbefehl. Nach der Niederlage Oesterreichs und den großen Siegen der Schweden war Werth der einzige Feldherr, der mit seinem kleinen Reiterhäuflein unstät umherstreifte, bald hier, bald dort den Feind angriff, ängstigte und bedeutende Kräfte desselben vernichtete, selbst einigemal wichtigere Siege erfocht, bis die Schlacht bei Nördlingen (1634) einen Umschwung der Dinge herbeiführte. Rasch verfolgte er nun den Sieg der Bündischen Waffen und belagerte eben Heidelberg, als die Einmischung der Franzosen, welche mit einem bedeutenden Heere heranrückten, ihn in seinen Siegen kreuzte. Mit 5000 Mann eilte Werth bald nachher über den zugefrorenen Rhein und nahm sogar, ohne Geschütz, die verlorene Stadt Speier wieder ein. Mit Gallas vereinigt, schlug er in Lothrin-



gen das Heer der Franzosen, durch den Cardinal la Valette angeführt, dem er bis Metz nachjagte. Ganz Lothringen ward jetzt rasch durch ihn erobert (1635). Die ungünstigen Berichte, welche aus dem französischen Heere an den Hof gelangten, bewogen den König Ludwig **XIII**, selbst im Felde zu erscheinen. Werth baute darauf einen kuhnen Anschlag, versuchte, an der Spitze von 6000 Reitern, den König inmitten seiner Heerschaaren gefangen zu nehmen und davon zu führen. Der König war aber durch einen Ueberläufer gewarnt worden und hatte sich auf schnellem Rosse spornstreichs davon gemacht. Glücklicher war der Unermüdliche in einem anderen, bald folgenden Ueberfalle. Man wollte 1500 Vorrathswagen unter zahlreicher Bedeckung den mangelleidenden Franzosen zuführen; Werth überfiel die ihm weit überlegene Deckung, nahm einen großen Theil derselben gefangen, und führte den Zug mit achtzehn erbeuteten Fahnen seinem Heere zu. Zwei hundert französische Reiter, meist hoffnungsvolle Sprossen hoher Häuser, wurden von dem furchtbaren Reiter abgesprengt und spottweise in die Maas getrieben, wo sie

fast alle jämmerlich ertranken. Der eingetretene Winter und die Verluste durch Krankheit und Seuche verhinderten Werth an weiteren Fortschritten, er blieb jedoch in Lothringen nicht müßig. Im kommenden Lenze (1636) ging er unerwartet bei Maaseik über die Maas und rückte vor Lüttich. Mehrere Stürme waren fruchtlos, und ohne die Stadt länger zu umlagern, zog er am 26sten des Brachmonds ab, vereinigte sich mit dem Cardinal-Infanten und dem Fürsten Piccolomini, um einen früher verabredeten Zug nach Frankreich auszuführen. Werth brannte vor Begierde, den König von Frankreich, den Cardinal Richelieu und ihre Helfershelfer, welche die Flamme des Bürgerkrieges in Deutschland so eifrig angefacht hatten, für dieses Beginnen zu züchtigen. Das kaiserliche Heer zählte nach seiner Vereinigung an 32,000 Streiter. Es warf sich zuerst auf la Chapelle, die Grenzfestung der Picardie, und eroberte sie nach einer siebentägigen Belagerung. Nun breitete sich im Innern Frankreichs der Heerzug aus, dessen Vorhut der unübertreffliche Werth mit Windes Eile anführte. Die ganze Picardie lag bald verwüstet hinter den wilden Reitern; vor ihnen flüchteten zersprengte Heerhaufen, flüchtete das geängstigte Volk, das noch etwas zu verlieren hatte, und in der Hauptstadt seine Schätze zu bergen meinte. Unermeßlich war die Beute, welche die Sieger gewannen. Am 11ten des Heumonds hatte Jan schon in drei Treffen, welche er allein mit seiner Vorhut ausführte, 37 Fahnen erobert, und Alles vernichtet, was sich zu widersetzen gewagt. Am 4ten des Erndtemonds erzwang der Rasche den Uebergang über die Somme, welche Graf Soissons tapfer vertheidigte. Nichts konnte der deutschen Tapferkeit und Werths Ungestüm widerstehen. Bänger wurde man in der Hauptstadt, der König begann zu zittern, Richelieu, der Cardinal, an seinen Mitteln zu verzweifeln. Puysegür, ein zweiter französischer Feldherr, wagte bei Braie-sur-Somme den Siegern Einhalt zu thun, wurde aber von dem stürmenden Werth geworfen, verlor 27 Hauptleute und an 2500 Mann. Immer weiter drang der Rächer, bis an die Oise, und erreichte bei Noyon das fliehende Heer des Feindes, das er mit einem Streiche nun ganz auflöste. Der Schrecken, welcher durch den raschen Einfall verbreitet wurde, war so gewaltig, daß große volkreiche Städte dem Reiter-Anführer die Thorschlüssel entgegen sandten, daß nun der Zug sich immer mehr der Hauptstadt näherte. „Immer vorwärts!" rief unser Held seinen Kriegsgefährten, dem feigen Verräther Piccolomini, dem vorsichtigen Cardinal-Infanten zu; „mit einigen tausend Reitern wage ich, das siegreiche Banner des Doppel-Adlers vor dem Louvre aufzupflanzen, und in der volkreichen stolzen Stadt den Lohn meiner Mühen zu suchen!" Trotz des verwegenen Planes, welcher, laut französischen Schriftstellern, vollkommen gelungen seyn würde, mußte der Held, dem zaghaften Willen der Fürsten zu genügen, seinen Lauf mäßigen.

Um sich eine feste Stellung am Südufer der Somme zu sichern, war Corbie zu belagern; es fiel nach einer dreitägigen Beschießung. Paris erbebte vor den Folgen dieses Ereignisses. Die Landleute kamen haufenweise als Flüchtlinge in die Hauptstadt, um ihre Heerden, ihre bewegliche Habe zu retten; alle Straßen durchzogen Flüchtlinge, welche mit Entsetzen den Namen Jan van Werth ausstießen. In Paris selbst riß nun die Flucht ein, die Wege nach Orleans und Chartres bedeckten sich mit Lastwagen, Gefähren und Karren. Viele Auswanderer glaubten sich nur hinter der Loire geschützt, und strömten, überall Furcht verbreitend, bis nach Tours. Der König fühlte sich inmitten seiner Trabanten nicht mehr sicher, ließ Schanzen aufwerfen vor seinen Schlössern, und begegnete zufällig vor Paris schon Werth'schen Schutzwachen, welche von furchtsamen Edelleuten um Geld erkauft worden waren. Richelieu und der Hof dachten schon daran, die Hauptstadt zu verlassen, nur die Furcht vor dem Spotte des französischen Volkes, das mit der Herrschaft des Cardinals unzufrieden war, hielt die Erbangenden zurück.

Jan van Werth stand mit seinen wildherzigen Reitern nun vor Paris, aber seine vorsichtigen Feldgenossen, der Cardinal-



Infant, der feige Piccolomini mit den spanischen und bündischen Heerhaufen, waren ihm nicht gefolgt, waren nur geschäftig, die Picardie, die Isle de France zu plündern. Die köstliche Zeit ging verloren, und Richelieu gewann sie, sich von seinem Schrecken zu erholen. Werth knirschte, wie Hannibal weiland vor Rom. Der ganze französische Adel ward aufgeboten, die Zünfte der Städte, das Landvolk bewaffnet; in kurzer Zeit zog ein Heer von 50,000 streitfertigen Männern sich um Paris zusammen. Die Kaiserlichen, die Spanier bereuten nun zu spät ihren Zeitverlust. Alle Vortheile, welche sie durch so viel Mühe

und Aufopferungen errungen hatten, gingen unwiederbringlich verloren. Die beiden Feldherren, welche noch keine Kränze erworben, zogen sich vorsichtig zurück, und Werth konnte nichts thun, als ihre Flucht decken. Selbst fliehend siegte Werth noch stets. Bei Corbie erhielt er Nachricht, daß die Franzosen ihr Lager durch zu viele Zwischenräume getrennt hatten; er brach daher in tiefer Nacht mit seinen Reitern auf, war bald mitten in ihren Lagerungen und überfiel dort sechs Regimenter so unvermuthet, daß die gesammten Mannschaften entweder getödtet oder gefangen, alle Rosse, alles Gepäck erbeutet wurden. Werth war längst sammt seiner Beute in Sicherheit, als das Lager sich vom Schrecken erholt hatte und ihm die Stirne bieten wollte. Einen zweiten Ueberfall versuchte er, als die Franzosen Corbie umlagert hatten; dann führte er sein Heer, das durch Krankheiten sehr gelitten, nach Deutschland zurück, und wollte in Köln von seinen beschwerlichen Zügen den Winter über ausruhen. Noch in der Mitte des Winters wurde er jedoch beauftragt, eine Zufuhr, welche die in Ehrenbreitstein belagerten Franzosen unterstützen sollte, anzugreifen. Wie gewöhnlich brach



er rasch auf, überfiel den Zug, mit wenig zusammengerafften Mannschaften, dicht vor den Pforten der Festung, nahm den ganzen Zug gefangen und betrieb darauf die Belagerung der Bergfeste so strenge, daß der Befehlshaber sich am 28sten des Brachmonds ergeben mußte. Von der Belagerung Hanau's, das noch von Franzosen besetzt war, wurde er dann Ende des Heumonds abgerufen, um das Vordringen Bernhards von Weimar abzuhalten, welcher bereit stand, bei Rheinau den Rhein zu überschreiten. Die deutschen Völker waren mit dem Herzoge ab-

wesend; Werth überfiel tollkühn die Franzosen, nahm den größten Theil gefangen und sandte ihn zum Spotte mit weißen Stäben in die Heimath. Als hiemit Bernhards Entwürfe durchkreuzt waren, ging unser Held nach München, wo er freudig empfangen wurde, wo ihm die Kurfürstin eine selbstgewebte Schärpe zum Zeichen ihres Wohlwollens umknüpfte. Im Jahre



1638 sollte er den Helden Bernhard von Weimar aus dem Elsaß vertreiben, gerieth aber bei Rheinfelden nach heldenmüthigem Kampfe, in welchem er persönlich mit Bernhard gekämpft hatte (Werth war von Bernhards Kugel an der Wange gestreift, Bernhards Hut von Werths Kugel durchschossen), in Gefangenschaft, und wurde nach Paris gebracht. Sein Zug dorthin glich beinahe einem Siegerzuge. Von Hohen und Niedrigen wurde dem Helden mit der Achtung begegnet, die seinen Thaten gebührte. Vier Jahre blieb er in Paris gefangen, und ward endlich (1642) gegen den schwedischen Feldherrn Horn, welcher bei Nördlingen gefangen worden, ausgewechselt. Alsbald stand auch Werth wieder an der Spitze eines Heeres, mit welchem er jetzt seine, von den Niederlanden aus bedrohte Heimath deckte. Bernhard von Weimar war indessen, weil er deutsch dachte, durch französische Staatslist aus dem Wege geräumt; an seiner Stelle führte Guebriant das französisch-schwedische Heer in's Innere Deutschlands. Werth zog mit seiner kleinen Schaar ihm nach, über den Rhein, folgte den Franzosen, überfiel in den ersten Tagen des Jahres 1643 bei Schorndorf mehrere Regimenter, die er auch gleich vernichtete. Wenige Tage später, wo er einen ähnlichen Ueberfall vor hatte, gerieth er in die Irre und somit in das Hauptlager, griff aber ohne zu stutzen an, er-

beutete 800 Pferde, zerstreute Alles ringsumher und war längst wieder in Sicherheit, als Guebriant, gerüstet und geordnet, herbeieilte. Die Franzosen wichen nun eingeschüchtert. Bei Hemmersbach erreichte Werth sie abermals und vernichtete drei Regimenter, dann vereinigte er sich mit dem Helden Mercy, trieb die Franzosen von Rothweil, das sie belagerten, überfiel dann im Winter bei Duttlingen mit seinen Reitern das feindliche Heer, erschlug an 2000, machte 6000 Gefangene, und vernichtete so die gesammten Streitkräfte der Gegner. In Köln, wo er 1644 sich im Winterlager pflegte, gerieth er mit seinem Genossen Merode in Streit, welcher, hochadlig gesinnt, schlecht von einem andern Bediensteten redete, der sich von der Pike an aufgeschwungen hatte. Als Merode, trotz aller freundlichen Abmahnung, auf Werth eindrang, zog auch dieser seine Klinge und streckte den Gegner todt zu Boden. Es war derselbe Merode, dessen Leute für die zügellosesten Wildfänge des Krieges galten, die man Merode-Brüder nannte, aus welcher Benennung später das französische **Marodeur** gebildet ist. Johann van Werth mußte die That mit kurzem Gewahrsam büßen, ward aber nach gehöriger Untersuchung frei gesprochen. Im Jahre 1644 eroberte er noch, mit Mercy wieder vereinigt, Freiburg, und schlug den Angriff Condé's zurück, welcher die Stadt entsetzen wollte, war dann in der Schlacht bei Jankau in Böhmen, wo Oesterreichs Oberfeldherren erlagen und gefangen wurden, er aber sich, obschon dreimal eingeschlossen, mit wenigen Streitern durchschlug. Mit Mercy wieder verbunden, schlug er Türenne bei Feuchtwangen und bot Condé eine zweite Schlacht an, in welcher Werth seines Theiles siegte, der andere Flügel aber, nach Mercy's unglücklichem Tode, den Feinden weichen mußte. Als es bald darauf gelang, den Bayerfürsten von dem Kaiserhause abzuziehen, ihn den Feinden zu verbinden, faßte Werth, der alle Kämpfe wie ein ehrlicher Deutscher durchfochten, den Vorsatz, den treulosen Fürsten zu verlassen, sein Heer, das durch ihn gebildet worden, dem Kaiser zuzuführen. Ihm war der Kurfürst nur ein abtrünniger Unterthan. Sein Vorhaben scheiterte jedoch und Werth mußte, geächtet, nach Wien fliehen, wo er vom Kaiser mit offenen Armen empfangen wurde. In Muße lebte er nun eine Zeit lang in Linz, wo er sich zum zweiten Male vermählt hatte; als er aber 1647 vom Kurfürsten, der sich dem Kaiserhause von Neuem angeschlossen hatte, zurückgerufen wurde, trat er wieder in seiner ganzen Thätigkeit auf. Mit ihm kam der Sieg in's Heer der Bayern zurück. Bei Dachau überraschte er, der indeß Feldmarschall geworden, die feindlichen Feldherren Türenne und Wrangel auf der Jagd, und würde sie gefangen haben, wenn nicht ein fliehender Hirsch noch im letzten Augenblicke denselben eine Fuhrt durch einen Sumpf gewiesen hätte. Wrangel ließ seinen Degen, seinen gesammten Stab im Stich, verlor

1000 Rosse und sämmtliches Gepäck. Werth verfolgte den Feind bis zur Grenze Bayerns, setzte bei Lechhausen über die Donau, wo er am 13ten des Weinmonds (1648) beinahe dem letzten Karthaunenschusse des dreißigjährigen Krieges erlegen wäre. Die befreundeten Konstabler der Festung Rain schossen blindlings unter den Schwarm von Franzosen und deren Verfolger, die sich den Thoren nahten, so daß eine Kugel den Nebenmann Werths zerschmetterte, ihm aber den Hut vom Kopfe riß. Als er nun nach Böhmen eilen wollte, dem bedrängten Prag Hülfe zu bringen, ereilte ihn am 8ten des Reifmonds die Friedenspost. Freudig dankte er mit entblößtem Haupte dem Himmel, daß der unselige Bürgerkrieg zu Ende sey, verließ das Heer und zog sich auf sein Landgut, Benatek in Böhmen, zurück, im Schoße der Seinigen den Abend seines Lebens zu genießen. Vier Jahre verlebte er unter seinen Sippen in Ruhe und starb am 16ten des Herbstmonds 1652 im sechszigsten Lebensjahre an einem hitzigen Fieber. Er war dreimal verheirathet gewesen und hinterließ aus zweiter Ehe eine einzige Tochter, Irmgarde, die sich in Köln mit einem Freiherrn von Frentz vermählte. Er war ein ganzer Mann! Ging ihm zum Feldherrn der allumfassende berechnende Blick ab, wie ihn Bernhard von Weimar und Mercy besaßen, so ersetzte er denselben durch Unerschrockenheit, Schnelligkeit und Ausdauer, welche sich durch keine Unfälle in Verzweiflung bringen ließ. Er war nach Bernhards Tode vorzüglich dazu berufen, Deutschland gegen Frankreich einen Wall zu bauen, deutschen Namen vor Frankreich nicht zum Spott werden zu lassen, und hat seine Sendung ruhmvoll zu Ende geführt. Dankbar erkennen dies die Rheinlande an, wo er noch immer der Volksheld ist, wo sein Name neben dem des alten Fritz in Spinnstuben und Volksliedern erklingt. In Köln, wo seine Rüstungen und Waffen in der städtischen Sammlung prangen, wo sein Bildniß aufbewahrt wird, erzählt man, daß er nach seinem Pariser Zuge, als Sieger begrüßt, in die Stadt geritten sey, und auf dem Markte, unter den Gemüsehändlerinnen, seine ehemalige Geliebte erkannt habe. Der Feldherr ritt nun spornstreichs an ihren Kram, grüßte sie freundlich und sprach in ihrer ländlichen Mundart die neckenden Worte: „Girith, wer es gethan hätte!“ — worauf sie, ihn erkennend, ihm scherzhaft erwiederte: „Jan, wer es gewußt hätte!“ welche Worte seitdem im Rheinlande nicht verhallt sind. — Wie er sich seiner Jugend-Bekanntschaft nicht schämte, was jene Worte bekunden, schämte er sich auch seiner niedrigen Herkunft nicht, und erbat sich vom Kaiser, als dieser ihn in den Adelstand erheben wollte, zum Wappen drei Mühleneisen und einen Mühlstein, als Anspielung auf seine frühere Beschäftigung; der Kaiser gab ihm aber noch Löwe und Adler dazu, welche Sinnbilder des Muthes und der Raschheit er in jeder Hinsicht verdiente. In seinem Geburts-Dörfchen



stiftete er ein Volksfest am Freitage vor der Kirchweihe, wobei er nach dem Gottesdienste Weiß-Brode unter das Volk vertheilen ließ, ein Fest, das sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Das Bild des Helden, was wir dieser Schilderung voranstellten, ist nach seinem Brustbilde und den aufbewahrten Waffen durch Levi-Elkan entworfen. Wilhelm v. Waldbrühl.

Die einheimisch wildwachsenden Giftpflanzen.

(Fortsetzung zu den Jahrgängen 1841 bis 1844.)

18) Der Sumpf-Porst (**Ledum palustre. Linné**). Die andern, deutschen Namen dieser Pflanze beziehen sich entweder auf eine entfernte Aehnlichkeit mit andern Pflanzen, z. B. Sautanne, Gichttanne, wilder Rosmarin, weiße Haide, oder auf die Farbe der Blätter, z. B. Kien-Rost, oder auf die Stellung der letzteren, z. B. Kreuze; oder endlich auf die Anwendung und Wirkung, z. B. Schwaben-, Motten-, Wanzen-Kraut, weil man mit einem Absud dieser Pflanze jenes Ungeziefer vertilgt. — Der Sumpf-Porst erwächst zu einem ausdauernden, 2 bis 4 Fuß hohen, ästigen Strauche mit stielrunden, bräunlichen, rissigen, behaarten Stengeln und rostbraunen, wolligen Zweigen. An letzteren sitzen wechselständige, kurz gestielte, linealische, am Rande zurückgerollte, dicke, lederartige, beständig dunkelgrüne Blätter, deren Unterseite mit einem rostbraunen Filze bedeckt ist. Die weißen, selten rosenrothen, wohlriechenden, mit langen Stielen und kurzen Haaren versehenen Blumen stehen am Ende der Zweige in vielblüthigen, doldenförmigen Trauben, an deren Grunde sich eiförmige, braune, klebrige und zottige Deckblättchen finden. Der kleine, grüne, einblättrige, mit fünf spitzigen Zähnen versehene Kelch umgiebt die aus fünf umgekehrt-eiförmigen Blättchen bestehende Blumenkrone. Die zehn fadenförmigen Staubgefäße entspringen im Grunde des Kelches aus einem Honigringe und tragen zweifächerige, gelbe Staubbeutel, die an der Spitze in zwei Löchern sich öffnen. (Fig. a eine vergrößerte Blume ohne Kronenblätter). Der Fruchtknoten, fast kegelförmig, trägt einen fädlichen Griffel, von der Länge der Staubgefäße, mit stumpfer Narbe. (Fig. b vergrößerte Narbe). Aus dem Fruchtknoten reift im Herbste eine längliche, braune, fünffächerige Kapsel, deren fünf Klappen unterwärts aufspringen und oberwärts verbunden bleiben. (Fig. d eine vergrößerte, aufgesprungene Kapsel. Fig. k dieselbe quer durchschnitten). Die aufgesprungenen Kapseln bleiben bis zur Blüthezeit des folgenden Jahres hängen. (Fig. c). Von der Spitze der Kapsel hängt in jedes Fach ein fadenförmiger Samenträger hinab. Fig. e zeigt eine Kap-



sel, von der vier Klappen weggenommen sind, damit an der stehengebliebenen Klappe der Samenträger gesehen werde. (Fig. f ein Samenträger mit Samen, vergrößert). Diese letzteren sitzen zahlreich. Sie sind klein und enthalten einen graden Keim, dessen Würzelchen gegen den Nabel, d. h. gegen den Anheftungspunkt des Ei'chens gekehrt ist. (Fig. g ein vergrößerter Samen, Fig. h derselbe quer durchschnitten; Fig. i ein Keim, der von der Samendecke befreit ist). Der Sumpf-Porst blüht im Mai und Juli und findet sich auf moorigen und sumpfigen Stellen in Wäldern, vorzüglich in Nadelholz-Waldungen, im mittlern und nördlichen Europa. Wo er sich in größerer Menge findet, hilft er in nicht geringem Grade Torflager bilden. Die jungen Blätter riechen angenehm balsamisch, später aber unangenehmer, ter-

pentinartig und sogar betäubend. Der Geschmack ist bitter und zusammenziehend. Der Sumpf-Porst besitzt betäubende Eigenschaften, weswegen ihn gewissenlose Bierbrauer öfter anwenden, um ihr schlechtes Bier kräftiger und berauschender zu machen. In Schweden gebraucht man ihn in Aufgüssen gegen Keuchhusten, Halsentzündungen, Ruhr und einige chronische Uebel, in Deutschland aber nur selten. Er enthält in seinen Blüthen viele Heniggefäße, welche die Bienen sehr eifrig aufsuchen; der Honig empfängt aber dadurch eine betäubende Kraft und einen etwas bittern Geschmack. Aus den Zweigen und Blättern dieses zierlichen Sumpf-Gewächses, in Verbindung mit Birken-Rinde, gewinnt man durch Destillation ein ätherisches, brennliches Oel (Birken-Oel, Birken-Theer, Ruß-Oel, Dagget, schwarzer Degen), das in Rußland als Arznei gegen Wechselfieber und Rheumatismus und zur Bereitung des Juften- (Juchten-) Leders dient.

19) Das Sumpf-Schlangenkraut (**Calla palustris. Linné**). Die Namen Wasseraron, rother Wasserpfeffer, Wasserwurz beziehen sich auf den Standort der Pflanze und auf ihre Aehnlichkeit mit der Zehrwurz und mit der beißenden Schärfe des Pfeffers. Der Name Froschlöffel schreibt sich her von der Gestalt der Blüthenscheide, so wie die Namen Drachen- und Natterwurz von der Gestalt der Wurzel. — Der Wurzelstock ist liegend, braun, fleischig, mit vielen langen Wurzelfasern besetzt, und treibt mehrere, mit länglichen, häutigen Scheiden versehene Blattstiele, von denen jeder ein herzförmiges, stachelspitziges, glänzend grünes Blatt mit breitem, gelbem Mittelnerven trägt. — Aus der Wurzel erheben sich auch einzelne Blüthenstiele, geziert mit einer flachen, länglich runden und in eine feine Spitze ausgezogenen Blüthenscheide, die innen weiß, außen aber grünlich ist, und deren Rand hin und wieder umgeschlagen erscheint. — Sie umschließt den walzigen, mit Blüthen ganz bedeckten, gelblich grünen Kolben. Kelch und Blumenkrone fehlen den Blüthen. Um jeden rundlichen Fruchtknoten, der einen kurzen Griffel mit schwach gewölbter, drüsiger Narbe trägt, finden sich in den obern Blumen acht, in den mittlern sechs und in den untern vier Staubgefäße mit zweitheiligen, gelben Staubbeuteln gestellt (Fig. a). — Aus dem Fruchtknoten bilden sich rothe, vielsamige Beeren (Fig. c und d), die in einer dichtgedrängten Aehre stehen (Fig. b). Der Same oder das Ei'chen ist eiförmig (Fig. e in natürlicher Größe; Fig. f vergrößert). Fig. g zeigt ein querdurchschnittenes, Fig. h ein der Länge nach durchschnittenes Ei'chen, in dem der nach unten verdickte Keim ruht. — Das Sumpf-Schlangenkraut blüht im Juni und Juli, und die Beeren erlangen ihre Reife im August und September. — Der Standort dieser Pflanze ist in Sümpfen und Mooren schattiger Wälder im ganzen mittlern Europa. — Alle Theile der Pflanze enthalten einen scharfen Saft; außerdem findet sich in den Beeren ein fa-



der, geschmackloser Schleim. Früher wurden die Wurzeln (**radix dracunculi palustris**) in der Arzneikunde als schweißtreibendes Mittel benutzt. — Durch Trocknen verliert das Schlangenkraut, wie die Zehrwurz, die Schärfe und wird dann in nahrungsarmen Gegenden, z. B. in Lappland und Finnland, unter das Mehl gemischt und zu Brod verbacken.

20) Die gemeine Zehrwurz (**Arum vulgare. Lamarck**). Die verschiedenen deutschen Namen, welche diese Pflanze trägt, beziehen sich meist auf die ätzende Schärfe des Saftes, z. B. deutscher oder wilder Ingwer, Freß-, Zehr-, Natter- und Fieberwurz, Pfefferpint; oder auf die Gestalt, entweder der Blüthenscheide, z. B. Eselsohr, oder der Wurzel, z. B. Kalbsfuß. — Die Wurzel ist ein rundlicher Knollen, von der Größe einer



Haselnuß bis zu der eines Taubeneies; inwendig weißlich und mehlig. Sie sendet nach unten Wurzelfasern aus. In der Regel treten drei, mit häutigen Scheiden versehene, 6—8 Zoll große Blattstiele aus der Wurzel hervor, die unten röthlich, oben aber grünlich sind. Sie tragen 9—10 Zoll hohe, pfeil- oder spießförmige, ganz randige oder buchtige Blätter, die auf der Unterseite adrig, auf der Oberfläche aber glatt und glänzend grün sich zeigen. Meist sind diese Blätter nicht gefleckt (die ungefleckte Zehrwurz, **Arum immaculatum**), zuweilen mit weißen, schwarzen oder blutrothen Flecken versehen (die gefleckte Zehrwurz, **Arum maculatum. Linné**). — Der Blüthenstand ist ein Kolben, der von einem großen, häutigen Blatte, Blüthenscheide genannt, umgeben ist. Diese Blüthenscheide (**Spatha**) ist

unten bauchig, nach oben wenig geöffnet, kappenförmig und in eine lange Spitze ausgezogen. Ihre Außenseite ist blaß, gelblich grün, ihre Innenseite gleichfarbig, weißlich, öfters mit purpurfarbigen Streifen (vorzüglich bei Arum maculatum) versehen. Von der Blüthenscheide bleibt bei der Reife meist nur ein Fetzen übrig. Erstere vertritt die Stelle des Kelches und der Blumenkrone. Der Kolben, dessen Stiel röthlich, 4—5 Zoll lang, walzig und gestreift ist, zeigt sich nach oben nackt und keulig, anfangs gelblich, dann röthlich oder purpurfarben, von dichtem Gewebe. Nach unten dünner werdend, ist er von mehreren Kreisen fadenförmiger, gelblicher Drüsen, die nichts anders als verkümmerte Staubgefäße sind, umgeben. Unter diesen befinden sich am Kolben zahlreiche, viereckige, vierfächerige, sitzende Staubbeutel (Fig. a, 1). Dann folgen nach unten wieder mehrere Kreise verkümmerter Staubgefäße. Der Grund des Kolbens, der obere Theil fällt ab, ist von vielen eiförmigen, gelbgrünen Fruchtknoten mit rundlichen, plattgedrückten Narben, die oft bärtig sind, umgeben (Fig. a, 2 und Fig. d und e). Aus ersteren bilden sich erbsengroße, rothe, saftige Beeren in einer dichtgedrängten Aehre, ähnlich der des türkischen Weizens (Fig. b). — Die Beeren sind meist zweisamig (Fig. g und h). Die Samen sind gestielt, seitenständig, rundlich und hart (Fig. i) mit fleischigem Eiweiß (Albumen), von dem der länglich runde Keim umgeben ist. (Fig. k; Fig. l zeigt den Keim vergrößert). — Die gemeine Zehrwurz blüht im April und Mai, und ihre Beeren reifen im Juli und August. Sie wächst in Laubholz=Wäldern und Gebüschen, an feuchten Orten, im mittlern und südlichen Europa, doch auch in England und Dänemark. — Der Wurzelknollen, so wie die übrigen Theile der Pflanze, enthalten einen sehr scharfen, wie spanischer Pfeffer brennenden Saft, der heftige, innerliche Zufälle und äußerlich auf der Haut Röthe und Blasen erregt, und auch sehr flüchtig ist, denn er greift die Riechhaut der Nase empfindlich an. — Durch Trocknen und Kochen verliert die Wurzel diese Schärfe, und wird dann ein wichtiges Nahrungsmittel für den Winter in vielen Gegenden, z. B. in Slavonien. Denn sie besteht fast ganz aus Stärkemehl, dem eigentlich Nährenden in den Pflanzen. — Die Beeren werden öfters von Unverständigen und Eitlen zum Schminken der Wangen benutzt, da Letztere, wie oben gezeigt, einen scharfen Saft enthalten, der eine langdauernde Röthe auf der Haut hervorruft.

21) **Die weiße Zaunrübe** (**Bryonia alba. Linné**). Die gebräuchlichsten Namen sind außer dem oben angegebenen: Hunds=, Roß=, Toll= und Gichtrübe; Dick=, Stick= und Schmeerwurz; Hundskürbiß und Teufelskirsche. — Die ausdauernde Wurzel ist 1 bis 2 Zoll lang, armsdick, rübenförmig und mit vielen Querwurzeln und kleinen, halbkugelrunden Höckerchen besetzt (Fig. c). Die Außenseite derselben ist gelblichgrau, das Innere weiß und milchend.



Aus ihr steigen mehrere klimmende und ästige Stengel auf, die in den Blattwinkeln schraubenförmige, einfache Ranken tragen. Die gestielten Blätter sind herzförmig, buchtig, handförmig-fünflappig. Die dreieckigen Lappen sind zugespitzt, der mittlere außerdem hervorgezogen; sowohl die Oberseite als auch die Unterseite der Blätter rauh von Schwielen. Männliche und weibliche Blüthen stehen gesondert, aber auf derselben Pflanze, d. h. sie sind einhäusig. Der röhrig-glockige, fünfspaltige, ungefärbte Kelch ist bei der männlichen Blüthe kleiner als die Blumenkrone (Fig. a) und bei der weiblichen von gleicher Länge mit der Blumenkrone (Fig. c). Die trichterig-glockige, tieffünfspaltige, schmutzig-gelbe, grünlich-geaderte Blumenkrone findet sich bei den männlichen und weiblichen Blüthen. Beide stehen in den Blattwinkeln, nur sind die ersteren länger gestielt und dem Stengel tiefer angeheftet und Schirmtrauben bildend. (Fig. A mit weiblichen, Fig. B mit männlichen Blüthen.) Von den fünf Staubgefäßen stehen zwei und zwei mit einander verbunden, der fünfte allein. Die Staubbeutel sind gebogen und länger als die Staubfäden (Fig. b). Der Fruchtknoten bildet unter dem Kelche und der Blumenkrone einen kugelförmigen Körper (Fig. e); auf demselben steht ein Griffel, der in drei zweispaltige, behaarte Narben endigt (Fig. d). Aus dem Fruchtknoten bildet sich eine

schwarze, beerenartige Kürbisfrucht (Fig. e eine Doldentraube mit Früchten). Ihre Gestalt ist kuglig oder eiförmig (Fig. f). Sie hat vor der Reife drei Fächer, deren jedes zwei Ei'chen enthält. Da aber beim Reifen mehrere Samen (Ei'chen) fehlschlagen, so wird die Beere öfters armsamig. Die Samen sind eiförmig, schwach zusammengedrückt mit mehr oder weniger dicklichem Rande (Fig. g). Der Keim ist groß, grade mit einem gegen den Nabel des Ei'chens gerichteten Würzelchen und mit zwei Samenlappen, von denen jeder fünf aus einem Punkte entspringende Nerven hat. (Fig. h im senkrechten und Fig. i im Querdurchschnitte des Samens.) — Die weiße Zaunrübe wächst an Zäunen und Hecken im mittlern und nördlichen Europa und blüht vom Juni bis September. Die frische giftige Wurzel (radix Bryoniae in den Apotheken) riecht unangenehm und schmeckt widerlich-bitter und scharf; sie wirkt innerlich sehr heftig purgirend, äußerlich aber reizend auf die Haut. Sie ist ein geschätztes Arzneimittel. — Durch Trocknen in starker Hitze läßt sich die Schärfe der Wurzel austreiben, und letztere kann dann ohne Nachtheil genossen werden. L. Heros.

Ritter Rasse von Damartin.

Nach einer Chronik.

Rasse von Damartin, genannt Rasse vom Barte, war ein reicher, lustiger, junger Ritter und ein leidenschaftlicher Jäger. Als solcher beleidigte er den König Philipp August von Frankreich. Dieser hatte das Gehölz von Vincennes, in der Nähe von Paris, für sich allein zum Jagdvergnügen einhegen lassen, Rasse konnte aber dem Triebe, dort auch zu jagen, nicht widerstehen, und wurde darüber vom König selber zur Rede gestellt. Als er aber den Rasse beim Barte nahm, erlaubte sich dieser dasselbe, wonach ihn, außer namhafter Geldstrafe, die Verbannung traf, von jenem Vorfall aber erhielt er den Beinamen: vom Barte.

Dies geschah im Jahr 1185 und Rasse von Damartin begab sich mit glänzendem Gefolge zuerst nach Lüttich, wo er verweilte, zugleich aber allerlei Streifzüge und tolle Streiche ausführte. In Lüttich herrschte damals der Bischof Raoul, der den Stuhl von Sanct Lambert entehrte, indem er, um für seine üppige Hofhaltung die Geldmittel verschwenden zu können, Wucher trieb mit den geistlichen Aemtern, wobei sein Günstling, der Fleischer Udelin, ihm Helfershelfer war, und auf derselben Bank, wo er Fleisch feil bot, auch Präbenden, Anweisungen auf Aemter und Einkommen, verkaufte. Rasse ging einen solchen Handel ein und hing dann die besiegelte Berufung zu einem geistlichen Amte seinem Pferde um den Hals, wodurch er sich den Bischof zum unversöhnlichen Feinde machte.

Ritter Rasse vom Barte war ein schöner Mann und die Jungfrauen Lüttichs sahen ihn gern, er jedoch zeichnete keine aus und das Wort „Vermählung" war ihm sehr zuwider, wie man sagte, in Folge einer Prophezeiung.

Eines Tages kam er bei einem Jagdzuge in die Nähe von Huy in Belgien, verirrte sich von seinem Gefolge, und in der Meinung, seine Jagdgenossen würden ihn zu finden wissen, stieg er vom Rosse, wand dessen Zügel um einen Baum und trat in eine Wald-Kapelle. Dort wurde er überrascht von dem Anblick einer wunderholden Jungfrau, die neben einem Greise in andächtigem Gebet kniete. Als sich Beide erhoben, näherte sich Rasse dem Alten, ihn um den Weg zu befragen. — Dieser betrachtete den vor ihm stehenden jungen Mann forschend und nachdem er ihm gesagt, daß er Boten aussenden wolle nach dessen Jagdgefährten, lud er ihn ein, als Gast mit nach seinem Schlosse zu kommen, indem er sich als Herr von Warfusee zu erkennen gab, der mit seiner Tochter Lysis täglich diese Wald-Kapelle besuche. In dem Augenblick hörte man das Hifthorn und dazwischen den Ruf: „Damartin!" Ueberrascht fragte der Alte: „Gilt das Euch?" — „Ja wohl!" war die Antwort; „ich bin Rasse von Damartin!"

„Ei, dann seyd mir noch Eins so willkommen! — unsre Vorfahren haben oft in gleicher Reihe gekämpft und ich selbst war dabei, als Euer Vater in Vertheidigung seines Erbschlosses fiel."

Rasse antwortete nun den Gefährten mit seinem Hifthorn und dann zogen Alle des Weges nach dem Schlosse Warfusee. Hatte nun Lysis schon durch ihre edelschöne Gestalt einen tiefen Eindruck auf Rasse gemacht, so vollendeten ihr Geist und ganzes Wesen den Sieg der reizenden Jungfrau, so daß bald fast an jedem Tage Rasse sich im Schlosse einfand. Sichtlich aber wurde er auch mit jedem Tage tiefsinniger und oft bemühte sich Lysis vergeblich, ihn zu erheitern. Da nun Warfusee deutlich gewahrte, daß seine Tochter, die bis dahin schon manchen Bewerber abgewiesen hatte, diesen nicht abweisen würde, nahm er sich vor, den jungen Mann zu erforschen. Es wurde ihm auch bei Rasse's Offenherzigkeit gar nicht schwer, sein Vertrauen zu gewinnen und dieser rief nun aus:

„Es ist mir unmöglich, von Eurer Tochter zu scheiden, und eben so unmöglich ist's mir, sie in's Unglück zu stürzen!"

„In's Unglück? Wie meint Ihr das?" fragte der Alte.

„So hört!" war die Antwort. „Meine Mutter hatte sechs Kinder schon verloren, als ich, zwei Monate nach dem Tode meines Vaters, das Licht der Welt erblickte. Sie hütete mich nun sehr ängstlich, und nur geheim, durch einen treuen Diener, war es mir vergönnt, mich in dem zu üben, was einem Ritter nöthig. Der Vertraute meiner Mutter war der Abt des nahen Klosters, und auf dessen Anrathen wurde ein junger Ordensbruder mein Lehrer in den Wissenschaften. Bald bemerkte ich, daß man die

Absicht hatte, mich für das Kloster zu erziehen, was aber gar nicht mit meiner Neigung übereinstimmte und auch meine Mutter nicht billigte. Nun zählte ich sechszehn Jahre, da verfiel die Mutter in schwere Krankheit, und besorgt um meine Zukunft, ließ sie sich bereden, daß man mich nach Blois sende zu der weisen Frau, die dort für eine Prophetin galt. Hugeline, einst Amme bei einer meiner verstorbenen Schwestern, begleitete mich zu jener Frau, die, nachdem sie lange die Linien in meiner linken Hand betrachtet, folgenden Ausspruch that: „Ihr werdet hei-



ter und glücklich seyn, auch ein hohes Alter erreichen, jedoch dürft ihr euch niemals vermählen wollen, denn schon zur Zeit der Werbung würdet ihr und die erwählte Jungfrau umkommen, es sey denn, eure Geliebte wäre die Tochter eines Müllers und eines Priesters."

Warfusee hob bei diesen Worten rasch das Haupt, seine Augen blitzten — doch sichtlich bezwang er sich und sagte dann nur: „Setzt Eure Erzählung fort!"

„Als meine Mutter dies erfuhr, war sie noch unruhiger als zuvor, und wie nun bald danach ein Bischof durch unsre Stadt zog, welcher einen berühmten Astrologen und Maler bei sich hatte, der aber menschenschen war und sich nur von seinem Herrn befragen ließ, wurde dieser reich beschenkt und dabei ersucht, Jenen zu veranlassen, daß er mir das Horoscop stelle und aus den Sternen mein Schicksal lese. Meine Mutter erhielt Nachricht, daß dies geschehen würde, doch hörten wir lange nichts davon, bis uns ein, noch jetzt in meinem Schlosse befindliches Gemälde geschickt wurde, auf welchem der Bischof und der Astrolog abgebildet sind. Dieser hat ein beschrieben Pergament vor sich und auf demselben steht dieselbe Verkündigung, welche einst die weise Frau aussprach.



„Weiter! weiter!“ fiel Warfusee hastig ein.

„Was soll ich Euch weiter sagen, als daß ich Eure Tochter fliehen muß, obwohl ich nicht weiß, wie ich dann noch heiter und glücklich seyn soll!“

„Seyd getrost!“ rief Warfusee freudig aus; „die wunderbare Vorsehung hat hier geholfen und will es, daß unsre Familien sich enger verbinden sollen. Wißt, daß ich im Kummer um das frühe Hinscheiden meiner Gattin mich in ein Kloster begab, unter den Priestern und als Altardiener mir Trost suchend. Da ich indeß hier kein geheiligt Leben fand, und da man mich ferner bestimmen wollte, meine Lysis, mein einzig Kind, das ich zur Erziehung einer treuen Freundin meiner verewigten Gattin anvertraut hatte, dem Kloster zu weihen, wie meine ganze Habe, trat ich wieder in die Welt. Da mir indeß Beschäftigung noth that, ließ ich mehrere der vom Winde getriebenen Mühlen erbauen, mit denen uns die Kreuzfahrer zuerst bekannt machten und die ich nun auf meinen Besitzungen, namentlich bei dem Flecken Awirs, anwendete. In Folge dessen, was sich mit mir begab, nennt mich das Volk den Priester von Warfusee und den Müller von Awirs.“

Mit wonneleuchtenden Augen vernahm dies Rasse und nach wenigen Wochen war er mit Lysis verlobt und der Tag zur Vermählung wurde bestimmt. Doch ehe dieser herankam, empfing der alte Warfusee folgendes Schreiben:

„Mein Herr!

Im Auftrage des Fürstbischofs Raoul von Lüttich habe ich Euch zu melden, daß Ihr Unrecht thut den Ritter Rasse von Damartin bei Euch zu dulden und sogar ihm Eure Tochter zur Gemahlin geben wollt. Der Genannte hat sich schwer gegen die Kirche vergangen und ihr Fluch wird ihn ereilen; er hat sich schwer vergangen gegen seinen König und sein Gewissen ist belastet von mehreren, frech begangenen Mordthaten, für welche seine Verbannung eine zu gelinde Strafe ist. Wir verwarnen Euch deshalb vor jeder weiteren Gemeinschaft mit ihm.

P. Xaverius.

Offizinal des Fürstbischofs von Lüttich.“

Warfusee, höchst betroffen, zeigte dies Schreiben seiner Tochter, von der nun bald auch Rasse den Inhalt erfuhr. Er sandte sogleich einen treuen Diener nach Lüttich als Späher, und dieser berichtete ihm bald darauf: er sey zugegen gewesen, als Bischof Raoul den Bann ausgesprochen habe über Rasse von Damartin, wegen Schändung einer geistlichen Verfügung und mehrerer in Frankreich verübten Mordthaten. Da ergrimmte der Ritter, begab sich alsbald, möglichst unkenntlich gemacht, selbst nach Lüttich und stand, da eben die Mönche sich zur Hora bereit machten, plötzlich im Gemach des Offizinals, den er augenblicklich als

jenen Ordensbruder erkannte, der einst ihn für das Kloster erziehen sollte. Jetzt einen weiteren Zusammenhang der Begebenheiten ahnend, zwang ihm Rasse, mit dem Dolch in der Faust, folgendes zu Papier gebrachtes Geständniß ab:

„Der Fürstbischof von Lüttich ist derselbe Abt, der einst Eurer Mutter Vertrauter war; da wir Eure Güter gern der Kirche zuwenden wollten, wurde die weise Frau bestochen zu der Prophezeiung, die man so geheimnißvoll und künstlich gestellt glaubte, daß ein Ehebündniß für Euch als ganz unmöglich er=



schien. Das Gemälde ist ein Betrug, um jene Prophezeiung Euch nie aus dem Gedächtnisse kommen zu lassen, und da wir Euer durch den Zufall begünstigtes Zusammentreffen mit einem Manne erfuhren, der vom Volk seit einiger Zeit Priester und Müller genannt wird, und dessen Habe wir auch schon als Erbtheil der Kirche betrachteten, ergriffen wir jedes Mittel, die Vermählung zu hindern. Euer sündiges Verfahren, wie Ihr Eurem Rosse eine geistliche Verfügung um den Hals hinget, ferner ein Schreiben des Königs Philipp August von Frankreich, worin er mit launig boshafter Weise die von Euch im Gehölz von Vincennes auf der Jagd erlegten Thiere als Mordthaten bezeichnet, gaben uns Gelegenheit, den Bann über Euch auszusprechen."

Mit diesem Geständniß wandte sich Rasse, um Vergebung seiner eigentlichen Schuld bittend, an den König Philipp August von Frankreich, der nun die Verbannung aufhob — jedoch mit dem Zusatz: „es soll aber der Ritter Rasse von Damartin künftig nur auf seinen Gütern jagen" — wie denn später auch der Bann aufgehoben werden mußte.

So hatte denn eine betrügerische Prophezeiung ganz das Gegentheil bewirkt von dem, was sie bewirken sollte; weder die Güter Rasse's noch Warfusee's fielen der Kirche anheim, sondern blieben Stamm-Eigenthum der durch die Vermählung Rasse's mit Lysis verbundenen Familien. C. Rienitz.

Ueber die Nothwendigkeit
der wiederholten Impfung
(Revaccination) der Schutzpocken.

Warnung!

Seit einer Reihe von Jahren hat sich die Thatsache herausgestellt, daß die Blattern oder Pocken in uns wieder eine größere Ausdehnung gewonnen haben, als seit der allgemeinen Einfüh-

rung der Schutzpocken-Impfung zu erwarten stand, und es ist zweckmäßig, diesem Gegenstande Aufmerksamkeit zu widmen, um stets nach Kräften zur Verminderung dieser furchtbaren Krankheit beizutragen. — Die Blattern stammen aus Asien und sind von dort aus nach Europa gelangt, nach ziemlich zuverlässigen Beschreibungen zuerst gegen das Ende des fünften Jahrhunderts, wo wir sie im südlichen Frankreich und Spanien finden, doch ohne große, allgemeine Ausbreitung. Erst zur Zeit der Kreuzzüge, im zehnten bis zwölften Jahrhundert, als Europa mit Asien in lebhafteren Verkehr trat, wurde die Pocken-Krankheit in Europa so einheimisch, daß sie seitdem nie mehr ganz aufgehört hat, und in epidemischer furchtbarer Ausbreitung und Heftigkeit fast regelmäßig alle vier Jahre unsern Erdtheil durchzog. Vermöge ihrer großen Ansteckungskraft wurde die Krankheit von Europäern auch nach jenen Ländern gebracht, die von ihnen entdeckt worden sind. Es gab kein Mittel, diesen furchtbaren Feind aufzuhalten. Die Erfahrung lehrte, daß jeder Mensch und zwar in jedem Alter, Empfänglichkeit für den Ansteckungsstoff der Blattern hat. Wenn auch gerade das blühende Alter vom funfzehnten bis dreißigsten Jahre die größte Empfänglichkeit dafür zeigt, kann doch auch das Kind im Mutterschoße eben sowohl als der Greis davon ergriffen werden, und nur derjenige durfte sich vor den Blattern sicher glauben, der sie einmal wirklich überstanden hatte; dann erlischt die Empfänglichkeit dafür, und es ist Irrthum, wenn zuweilen behauptet wird, daß die wirklichen Blattern dieselbe Person zwei Mal ergriffen hätten. — Allein so tröstlich dieser Umstand, so ist die ziemlich sichere Aussicht, auch nur einmal von einer eben so qualvollen als gefährlichen Krankheit befallen zu werden, doch eine im höchsten Grade beunruhigende. Abgesehen von den außerordentlichen Leiden, welche von den Blattern fast unzertrennlich sind, ist die Sterblichkeit bei denselben eine sehr bedeutende. Die funfzigjährige Uebersicht im Pocken-Hospitale zu London hat das Ergebniß geliefert, daß von hundert Pockenkranken im Durchschnitte dreißig bis dreiunddreißig dem Tode verfallen. Giebt es auch Pocken-Seuchen, in denen die Sterblichkeit weniger groß ist, so hat die Erfahrung doch überall gelehrt, daß von hundert Erkrankten mindestens funfzehn sterben, wogegen aber auch andere Pockenjahre eine solche Heftigkeit zeigen, daß von hundert Kranken sechszig, ja selbst siebzig zu Grunde gehen. — Ein so entsetzliches Sterblichkeits-Verhältniß ist nicht einmal bei der im Orient so sehr gefürchteten Pest, und man hat daher die Pocken mit Recht als Pest, Pockenpest, bezeichnet. In Betracht der damit verknüpften Leiden überragten die Pocken die orientalische Pest bei Weitem. Man denke nur an die Heftigkeit des Fiebers, an den qualvollen Ausschlag, der nicht nur die ganze äußere Ober-

fläche des Körpers bedeckt, sondern oft auch die innere Fläche überzieht; man denke an die Zerstörungen der Sinnes-Werkzeuge, des Gesichts, des Gehörs, Geruchs, welche im Gefolge heftiger Pocken-Krankheit unzählig oft eingetreten sind, an die gräßlichen Eiterungen der Haut, Muskeln, Drüsen, selbst der Knochen, an die Nach-Krankheiten, welche namentlich in Form zahlreicher Blutschwäre aufzutreten pflegen; man denke endlich an die Entstellung, welche unter der Gestalt der Blattern-Narben als ein unvertilgbares, unwillkommenes Andenken an so vielfache Leiden zurückbleibt — und man wird zugestehen, daß diese Krankheit zu den furchtbarsten gehört, die uns treffen können. — Daher ist es erklärlich, daß man schon in den frühesten Zeiten auf Mittel gesonnen hat, diese verheerende Krankheit zu verhüten, oder, da dies unerreichbar schien, mindestens ihre zerstörende Heftigkeit zu mildern; aber Alles, was Aberglaube und Scharfsinn aufstellen konnten, führte nur zu vergeblichen Versuchen. Die erste, einigermaßen erfolgreiche Maaßregel wurde, als eine im Orient längst bekannte, im Jahre 1721 von der Lady Montaigne und ihrem Arzte nach Europa gebracht, und bestand in der Einimpfung des wirklichen, aus milden Blattern entnommenen Pockengiftes auf bisher von den Pocken verschonte Personen. Man bezweckte damit die doch einmal unvermeidlichen Blattern wenigstens in milderer Gestalt zu erzeugen. — Wurde dieser Zweck allerdings oft erreicht, so waren doch auch unvermeidliche Nachtheile damit verbunden. Man impfte ja gesunden Personen eine bedeutende, immer noch lebensgefährliche Krankheit ein; denn von hundert mit Pockenstoff Geimpften starben mindestens Drei, im schlimmeren Falle auch Fünf bis Sechs. Welch betrübendes Gefühl mußte es aber erregen, durch solches Impfen das Opfer eines Menschenlebens, wenn auch die Absicht gerade die Erhaltung desselben war, vermittelt zu haben! Und in wie vielen Fällen trat nach geschehener Einimpfung des Blatterngiftes die Krankheit dennoch mit Heftigkeit auf, und war, wenn auch nicht gerade tödtlich, doch mit jenen unbeschreiblichen Qualen und jenen oft unvertilgbaren Nach-Krankheiten und Zerstörungen verbunden. Endlich, abgesehen von diesen Schattenseiten der Blattern-Impfung, war noch ihr schlimmster Nachtheil der, daß durch sie der Ansteckungsstoff an Ortschaften verpflanzt wurde, wo er nicht war, und auf diese Weise zahlreiche Opfer der Blattern-Krankheit fallen mußten.

Erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, ein Mittel zu entdecken, welches einen wahrhaften Schutz gegen die Blattern gewährt, ohne zugleich irgend einen Nachtheil, geschweige denn eine Gefahr, mit sich zu führen; dies Schutzmittel ist die Einimpfung der Kuhpocken, oder, wie man sie auch nach ihrer Wirkung mit Recht genannt hat, der Schutzpocken.

Dem englischen Arzt



Eduard Jenner

gebührt die Ehre, diese Entdeckung von der Schutzkraft der Kuhpocken-Impfung zu einer der größten Wohlthaten gemacht zu haben, welche jemals das Menschengeschlecht erfahren hat. Als er nach fast dreißigjähriger Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand die Beobachtung gemacht hatte, daß Personen, welche zufällig beim Melken der an Pocken leidenden Kühe von diesen angesteckt wurden, von den Blattern verschont blieben, impfte er am 14. Mai 1796 mit der Kuhpocken-Lymphe den ersten Knaben und machte im Jahre 1797 seine desfallsigen Beobachtungen bekannt, aus denen bestimmt hervorging, daß durch Einimpfung der Kuhpocken die Empfänglichkeit für die Menschenblattern getilgt wurde. — Es konnte dieser fast Unglaubliches verheißenden Entdeckung unter den Aerzten eben so wenig an Widersachern fehlen, als an eifrigen Gönnern, welche sie mit Begeisterung begrüßten. Unter den Ersteren waren theils Solche, welche die Wahrheit des Erfolges ungläubig bezweifelten, theils Andere, welche sie mit falschen

Gründen verdächtigten. Wenn auch tausend und aber tausend Fälle die Richtigkeit der Jenner'schen Beobachtungen bestätigten, so wurde doch von vorurtheilsvollen Widersachern die Ansicht gegen den Werth der Kuhpocken-Impfung geltend zu machen versucht: daß durch dieselbe, also durch Verhütung der Blattern, die Skropheln und die englische Krankheit befördert würden, und daß seitdem Scharlach, Masern, Rötheln und häutige Bräune nicht nur häufiger vorkämen, sondern auch eine größere Sterblichkeit als früher erzeugt hätten. Diese Behauptungen sind indeß unrichtig; wenn aber auch etwas Wahres an ihnen wäre, so liegt die Erklärung sehr nahe. Es steht fest, daß in Europa vor der Impfung der Kuhpocken jährlich beinahe eine halbe Million Menschen von den Blattern dahin gerafft wurden, ja die Berechnungen haben ergeben, daß in Deutschland allein jährlich siebzigtausend Menschen an den Blattern starben. Erwägt man nun, daß die Blattern vorzugsweise unter dem kindlichen Alter wütheten und ihre Opfer forderten, so ist es klar, daß durch die Verhütung derselben eine größere Anzahl von Kindern am Leben erhalten wurde, mithin ein größerer Herd für andere Kinderkrankheiten bleiben mußte. Ließe es sich aber wohl rechtfertigen, deshalb ein Kind vor einer so anerkannt gefahrvollen Krankheit, wie die Blattern sind, nicht schützen zu wollen, weil es zufällig von einer andern Krankheit befallen werden könnte, die es auch nach Ueberstehung der Blattern noch bekommen würde? Welche Eltern möchten nicht vielmehr demjenigen dankbar seyn, der ihnen ein ähnliches Schutzmittel gegen den Scharlach oder gegen die häutige Bräune nachweisen könnte? — oder würden sie sich wohl durch den Einwand abhalten lassen, daß ihr Kind zwar dann vor dem Scharlach oder der Bräune geschützt sey, aber immer noch den Masern oder einer andern Krankheit unterliegen könne? Nimmermehr! — Die Ansicht aber, daß andere Kinder-Krankheiten jetzt nach Einführung der Kuhpocken-Impfung eine größere Tödtlichkeit zeigen als vordem, ist falsch oder mindestens aus oben aufliegenden Gründen nur scheinbar, und es ist im Gegentheil gewiß, daß mit der fortschreitenden Erkenntniß des Wesens der Kinder-Krankheiten auch die ärztliche Behandlung derselben ein günstigeres Ergebniß gewonnen hat, als frühere Zeiten sich dessen zu rühmen hatten. — Ist demnach für das unsterbliche Verdienst Jenner's um die Einführung der Kuhpocken-Impfung von dieser Seite und durch solche unbegründete Einwürfe keine Schmälerung zu fürchten, so lehrte doch die neuere Zeit, daß auch solche Personen, welchen in der Kindheit die Kuhpocken eingeimpft worden sind, in einem längeren oder kürzeren Zeitraum nachher dennoch von den Blattern befallen werden können, und dieser Umstand hat allerdings bei Ungenügsamen nicht wenig dazu beigetragen, die Schutzkraft der Kuhpocken-Impfung zu verdächtigen oder wohl gar gänzlich zu leug-

nen. Es ist allerdings thatsächlich richtig, daß in neuerer Zeit, trotz der Aufmerksamkeit, welche diesem hochwichtigen Gegenstande Seitens der Regierungen gewidmet wird, dennoch die Blattern zuweilen eine große Ausdehnung erreichen; kurz: es ist Thatsache, daß nicht nur ungeimpfte, sondern auch vor vielen Jahren geimpfte Personen in großer Anzahl von den Blattern befallen wurden. — Kaum zeigt sich diese Beobachtung, als auch Zweifler schon von Nutzlosigkeit der Kuhpocken-Impfung sprechen, anstatt auf Mittel zu denken, wie die wohlthätige Wirksamkeit derselben, die sich fast schon seit einem halben Jahrhundert an Millionen bewährt hat, auch von dieser Schattenseite zu befreien sey — und ein solches Mittel ist längst gefunden, hat sich längst bewährt. Es ist die Wiederholung der Kuhpocken-Impfung nach einem Zeitraum von zehen Jahren. *)

Ich kann mir lebhaft vorstellen, mit welchen Schwierigkeiten die Einführung der Kuhpocken-Impfung zu kämpfen gehabt, wenn ich sehe, wie schwer, ja wie oft ganz unmöglich es ist, so unendlich viele Menschen zur Revaccination zu bewegen. Alle möglichen Vernunftgründe bleiben oft selbst bei den gebildetsten Personen fruchtlos, und sogar zahlreiche angeführte Beispiele, wie oft dieses Widerstreben die Qualen der Blattern zur Folge hatte, haben keine überredende Wirkung. Selbst zu Zeiten, wo die Blattern in bedeutender Ausbreitung herrschten, konnte ich zahlreiche Familien, deren Bekannte, ja deren nächste Mitglieder an den Blattern danieder lagen, nicht zur Revaccination vermögen. Noch im Jahre 1843, als die Blattern in Berlin heftig grassirten, habe ich durch solchen Eigensinn die betrübendsten Erfahrungen machen müssen, von denen hier einige folgen mögen.

Ein etwa vierunddreißigjähriger Mann erkrankte an den Pocken; seine in gesegneten Umständen befindliche Frau konnte ich, trotz aller Wärme, mit welcher ich sie von der Nothwendigkeit der Revaccination zu überzeugen suchte, nicht überreden. Auch sie wurde vierzehn Tage später von den Blattern befallen, welche glücklicherweise einen milden Charakter hatten.

Eine andere, mit Jenen in demselben Hause wohnende Familie, deren Hausarzt ich bin, blieb taub gegen meine Bitten und Vorstellungen, die ich fast täglich wiederholte, um einer weitern Verbreitung der Krankheit, so viel ich vermochte, vorzubeugen. Der vierzigjährige Mann, bereits im Begriff, mich, um sich revacciniren zu lassen, zu begleiten, ließ sich auch noch durch ein Lächeln seiner Frau davon zurückhalten. Etwa zwölf Tage nach diesem Vorgange wurde er von den Blattern befallen, und zwar in einer solchen Heftigkeit, daß er lange Zeit in höchster Lebensgefahr schwebte und mit Einrechnung der qualvollen Nach-Krank-

*) In Uebereinstimmung mit dem für das erste Impfen gebräuchlichen Kunstausdruck Vacciniren, Vaccination, hat man der wiederholten Impfung die Bezeichnung Revacciniren, Revaccination beigelegt.

heiten funfzehn Wochen lang die schrecklichsten Leiden zu erdulden hatte. Augen, Ohren, Nase, Mundhöhle, Luftröhre, Alles war ergriffen; vom Kopf bis zu den Zehen, im wahren Sinne des Wortes, war nicht eine Linie breiter Raum frei von großen Blattern. Das Fieber, die Unmöglichkeit zu schlucken, Erstickungszufälle, die Eingenommenheit des Kopfes, der wahrhafte Pestgeruch und die ungewöhnliche Ausbreitung gaben hier ein so furchtbares Krankheitsbild, daß man sich, ohne es gesehen zu haben, kaum eine Vorstellung davon machen kann. Nachdem endlich die erste große Gefahr vorüber war, blieb der ganze Körper in derselben Ausdehnung durch das Eintrocknen der Pocken mit einer dichten, dicken Rinde bedeckt, welche erst nach mehreren Wochen ganz abfiel. Dann erschienen Entzündung und Eiterung zahlreicher Drüsen am Halse, unter dem Arme u. s. w., und drohten abermals Verderben. Endlich traten Blutschwäre in solcher Anzahl und Größe auf, daß diese an sich schon eine wichtige Krankheit gebildet hätten. Mit dem Abfallen der getrockneten Blattern ging sämmtliches Haar aus; und der vorher blühend schöne Mann, wenn auch noch glücklich genug, dies Alles überstanden zu haben, wird oft sein mit Narben bedecktes Gesicht nicht ohne Verdruß und Vorwurf betrachten.

Glaube ja Niemand, daß in vorstehendem Krankheitsbilde irgend eine Uebertreibung herrsche, im Gegentheil gehört dieser Fall schon deswegen nicht zu den schlimmsten, weil er nicht tödtlich endete. Denn vom ärztlichen Standpunkte aus betrachtet ist das Leben der Güter höchstes.

Unmittelbar nach der Erkrankung dieses Mannes revaccinirte ich seine dreißigjährige Gattin und seine vier Kinder, deren ältestes elf Jahr alt war. Der Erfolg dieser Impfung lehrte deutlich, daß die Frau und das älteste Kind sehr wahrscheinlich bei der Nähe dieser furchtbaren Krankheit von den Blattern ergriffen worden wären, während nun Niemand von der Familie erkrankte.

Aehnliche Fälle habe ich sehr oft zu beobachten Gelegenheit gehabt, ich enthalte mich jedoch der ausführlichen Erörterung, um durch so unerfreuliche Mittheilungen nicht zu ermüden. Indeß könnte es, dünkt mich, gar nicht schaden, den Vorurtheilsvollen von Zeit zu Zeit ein Gemälde der mit den Blattern verbundenen Gefahren vorzuhalten, um bei der Erfolglosigkeit überzeugender Gründe vielleicht durch angeregte Besorgniß den Entschluß zur Revaccination zu bewirken. — So unglaublich diese Schwierigkeit in der Einführung der Revaccination dem Verständigen scheinen muß, so wahr ist sie doch. Forschen wir nach den möglichen Ursachen dieser Thatsache, so sind wir in Verlegenheit, unter diesen auch nur im Entferntesten triftige Gründe zu entdecken, welche der Widerstand den durch die Revaccination abzuwendenden Gefahren entgegen zu stellen hätte. Man könnte

daran denken, daß der Mensch den Neuerungen abhold sey, allein die tägliche Erfahrung zeigt ja an unnützen Dingen das Gegentheil. Trägt nun hier bei Vielen eben nur ein unbegründetes Vorurtheil die Schuld, so ist andrerseits ein unerklärliches Vertrauen auf den glücklichen Zufall, von den Blattern verschont zu bleiben, bei Vielen der einzige Grund, weshalb man die Revaccination unterläßt.

Während der Mensch diesem Zufall in andern unwichtigeren Dingen keinesweges gern vertraut, während z. B. Jeder sein Hab' und Gut vor Feuersgefahr durch jährliche Beiträge zu sichern strebt, sehen wir hier, wo es sich um wichtigere, um unersetzliche Güter, um Gesundheit und Leben handelt, so viel Gleichgültigkeit herrschen, daß man die geringe Unbequemlichkeit, sich impfen zu lassen, scheut. Liegt hierin wohl ein gesunder Sinn? Oder wäre denn die mit der Revaccination verbundene Unbequemlichkeit etwa bedeutend? Keinesweges! Oft findet man eine lächerliche Furcht vor dem Schmerze. Dieser ist aber nur eingebildet, denn der Akt des Impfens ist so schmerzlos, daß die zartesten Kinder kaum durch eine Miene eine Empfindung davon äußern. Nach geschehener Revaccination sind nun zwei Fälle möglich; dieselbe ist entweder ohne Erfolg, d. h. die Kuhpocken gehen nicht fort, oder sie ist von Erfolg, d. h. die Pocken gehen fort. Im ersten Falle war die Verwahrung allerdings überflüssig, will man nicht darin einen Nutzen erblicken, daß man nun das Bewußtseyn gewonnen hat, vorläufig keine Empfänglichkeit für die Blattern zu haben. Ich meinerseits finde in diesem beruhigenden Bewußtseyn einen reichlichen Ersatz für die zugelassene Revaccination. Im andern Falle aber, wenn die Impfung mit Erfolg geschieht, ist ihr Nutzen ein äußerst wohlthätiger, überaus segensreicher. Hier schlummerte der Keim zu jener verderblichen Blatternpest, der früher oder später zur giftigen Frucht emporgeschossen wäre. Hier hätten die Blattern einen Herd gefunden, und von hier aus konnten sie andere zahlreiche Opfer erfassen. Welch ein Vergleich zwischen der nur scheinbaren Unbehaglichkeit, der Revaccination, mit den Martern und Gefahren der Blattern! Dort an einer beliebig ausgewählten Stelle und Anzahl einige Pockenpusteln, die im schlimmsten Falle zu einem ruhigen Verhalten für wenige Tage bestimmen können, hier die gräßlichsten Qualen, gefährliche Krankheit von unberechenbarer Dauer, Entstellung für Lebenszeit, vielleicht gar unabwendbarer Tod in der Blüthe des Alters! — Ist es nicht unbegreiflich, wie hier noch die Wahl zweifelhaft seyn kann? Und doch wird jeder Arzt es bestätigen, daß alle Gründe, die für die Revaccination sprechen, die allgemeine Einführung derselben nicht erzielt haben.

Dem schönen Geschlechte gebührt die Ehre, welches auch immer die Bestimmungsgründe seyn mögen, sich noch am leichtesten

dafür zu entschließen. Die Männer schützen meist Mangel an Zeit vor — doch wohl nur in der Voraussetzung, daß sie beim Aufblühen der geimpften Pocken genöthigt seyn dürften, einen Tag oder einige Tage das Zimmer zu hüten. Hierin liegt aber kein Sinn; denn wer befürchtet, daß die Revaccination Erfolg haben könne, der hat auch zu befürchten, daß er von den Blattern befallen werde, der hat also allen Grund, das dargebotene, mit Wunderkraft begabte Schutzmittel gern und dankbar anzunehmen. — Was würde man geben, wenn man ein ähnliches Schutzmittel gegen eine andere Krankheit, z. B. das Nervenfieber, auftreiben könnte! Und doch überbieten die Blattern an Gefahren jenes bei Weitem. Nun aber ein an Millionen bewährtes Mittel gefunden ist, nun wird es vernachlässigt!

Viele glauben auch wohl ein Recht zu haben, in die Schutzkraft der Vaccination und Revaccination Zweifel zu setzen, weil erstere ihnen nicht das erfüllt hat, was sie sich davon versprachen, nämlich: Schutz auf Lebenszeit. Auch sie begehen ein großes Unrecht gegen die wunderbare Entdeckung; denn dieser Zweifel ist vorläufig noch völlig unbegründet. Nur der ursprünglichen Kuhpocke ist die Schutzkraft auf Lebenszeit vorgeschrieben; weil diese Lymphe aber nicht immer vorhanden ist, hat man sich darauf beschränken müssen, den Impfstoff von Kind auf Kind zu übertragen. Dieser mußte aber ohne Zweifel durch die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Körper verändert und in seiner wahren Schutzkraft geschwächt werden. Hätte indeß auch die wirkliche von der Kuh entnommene Pocken-Lymphe nur die Kraft, auf zehn Jahre die Empfänglichkeit für Blattern zu tilgen — wäre darin ein Grund, das großartige Verdienst dieses Schutzmittels zu schmälern, und nun gar, weil es kein besseres Mittel giebt, die Annahme dieses guten zu verweigern? — Nimmermehr!

Vorstehende Betrachtungen ergeben das Resultat, daß Jedermann sowohl aus Pflicht der Selbsterhaltung als aus den natürlichen Rücksichten, welche er dem Wohle seiner Familie schuldig ist, sich und die Seinigen alle zehn Jahre der wiederholten Impfung der Kuhpocken unterwerfen muß.

Ich gebe zu, daß bei Vielen, ja bei den Meisten die einmalige mit guter Lymphe und Sachkenntniß geschehene Impfung genüge; allein, was schadet es, sich durch Revaccination den Beweis von dem wirklichen Schutze der früheren Impfung zu verschaffen? — Zahlreiche Aerzte bieten bereitwillig und unentgeltlich zu diesem wohlthätigen Werke ihre Hand, die leider immer noch von Unzähligen mit Leichtsinn und Undank zurückgewiesen wird. — Die Gesundheits-Polizei bietet bei uns alle Maaßregeln auf, um der Verbreitung der Blattern zu steuern. Jeder junge Mann wird bei seiner Einstellung in's Militair revaccinirt. Oft werden Beamte in alle Häuser geschickt, um Eltern zu ermahnen,

jedes ungeimpfte Kind impfen zu lassen; es ist für besondere Pockenhäuser und unentgeltliche Impf-Anstalten wohlwollend gesorgt; allein diese und noch andere Veranstaltungen, so viel Gutes sie auch stiften, waren bisher nicht im Stande, das öftere Auftreten von heftigen Pocken-Seuchen zu verhindern. Das einzige Mittel, diesen großen Zweck zu erreichen, ist das frühzeitige Impfen aller neugeborenen Kinder, und zwar im zweiten Vierteljahr des Lebens, und die Wiederholung der Impfung alle zehen Jahre. — Der Verwaltung steht gewiß das Recht zu, denjenigen, die sich dieser Wohlthat widersetzen, dieselbe aufzudringen, und sie müßte die Wiederimpfung, wie es mit der ersten Impfung geschehen ist, auf gesetzlichem Wege befehlen. — Dürfte nur kein Meister, kein Geschäftsmann einen Lehrling, dürfte keine Herrschaft einen Dienstboten aufnehmen, der nicht revaccinirt ist, würde überhaupt von Seiten der Behörde für diesen Gegenstand ein gewiß verzeihlicher Zwang angewendet, die geschehene Revaccination einer Controlle unterworfen, so würden ohne Zweifel zahlreiche Erkrankungen und dadurch unendlicher Kummer verhütet werden. — Möchten doch alle diejenigen, welche diese Zeilen lesen, den Nutzen des hier ertheilten Rathes erkennen, möchten doch recht Viele ohne Verzug demselben persönlich Folge leisten, als gutes Beispiel, und auch Andere von dem Nutzen und der Nothwendigkeit der Revaccination überzeugen. Ginge dieser Wunsch in Erfüllung, so hätte dieser Aufsatz seinen Segen, der noch reichlicher wäre, wenn eine allgemeine Revaccination auf gesetzlichem Wege eingeführt würde. Dr. Eulenburg.

„Drei Mal todt, drei Mal erstanden."

Franz Civille, ein Edelmann aus der Normandie, geboren 1536, war Capitain einer Compagnie Fußvolks in Rouen, als diese Stadt (1562) vom Könige Karl IX belagert wurde. Bei einem Hauptsturm am 15. Oktober vom Gouverneur des Platzes, Grafen Montgommery, zur Vertheidigung eines gefährlichen Postens beordert, traf ihn gegen das Ende des Sturms ein Schuß aus einer Armbrust in den Backen und verletzte ihm die rechte Kinnlade; die Kugel fuhr neben der Kehlgrube und durch den Ringkragen heraus. Civille stürzte vom Wall in den Graben und wurde, nachdem der Sturm abgeschlagen, von einigen Pionieren, nebst einem andern Leichnam, in eine Grube geworfen und leicht mit Erde bedeckt. Hier blieb er von 11 Uhr Vormittags bis halb sieben Uhr Abends, als sein Diener — Nicolaus de la Barre, aus dem Dorfe Ripolet bei Verona — vom Grafen Montgommery die Erlaubniß erhielt, seinen vermißten



Herrn aufzusuchen und anständiger zu beerdigen. Ihm wurde ein Adjutant des Grafen beigegeben. Sie kamen an die Grube, zogen den ersten Leichnam hervor, er ließ sich jedoch nicht erkennen. *) Eben so wenig erkannten sie den zweiten Körper, so sehr hatten ihn Blut, Blässe, Geschwulst und die an ihm getrocknete Erde verunstaltet. Es war überdies Abend, und die Suchenden entschlossen sich, die Leichname wieder in die Grube zu werfen und mit etwas Erde leicht zu verscharren. — Eben wollten sie zurückgehen, als der Adjutant eine noch hervorragende Hand bemerkte und diese fester in die Erde drücken wollte. Da fiel ihm bei dem Mondschein ein Demant-Ring am Finger der Hand in die Augen; er zog ihn ab und zeigte ihn unterweges dem Diener mit dem Bemerken: seine Mühe sey nicht ganz verloren. — Jener erkannte den dreieckig gefaßten Stein, Beide eilten nun zurück, der Diener scharrte den Körper aus, wusch das blutige Gesicht sorgfältig ab, erkannte seinen lieben Herrn, herzte und küßte ihn mit zärtlicher Wehmuth, und machte dabei die Entdeckung, daß noch einiges Leben und Wärme in ihm sey. Mit Hülfe seines Begleiters brachte er ihn in das Kloster der heiligen Clara, welches zum militairischen Lazareth diente, und übergab ihn den Wundärzten zur Untersuchung und Pflege. Diese wollten sich — wie sie sagten — mit einem Leichnam nicht

*) Es war, wie sich später ausmittelte, ein Materialhändler, Namens Claude de Forestier.

befassen, erklärten den Capitain für ausgemacht todt, und alle Versuche, ihn wieder in's Leben zu bringen, für vergeblich. — „Sie hätten", sagten sie, „so großen Mangel an Arznei, daß sie dieselbe an Leichnamen nicht verschwenden könnten." — Der Diener mußte sich entschließen, den Körper seines Herrn nach seiner Wohnung zu bringen. Hier lebte er zwar wieder auf, lag aber fünf Tage und fünf Nächte bewegungs- und sprachlos, ohne Gefühl, in brennendster Fieberhitze. Einige Freunde und Verwandte des Verwundeten kamen, auf Bitte des Dieners, zu ihm, nahmen zwei Aerzte und einen Wundarzt an und übergaben ihn ihrer Pflege. Die Wunde wurde untersucht und für tödtlich erklärt; dennoch legte man den Verband an und benutzte die gewöhnlichen Heilmittel. Man zog dem Kranken ein Haarseil durch den Hals, brach ihm die Zähne auf, zwang ihm einige starke Fleischbrühe durch die geschwollene Kehle ein, und fand am folgenden Morgen, bei dem Abnehmen des Verbandes, eine Menge Eiter, der aus der Wunde geflossen war, und weniger Geschwulst in Hals und Kopf. Der Kranke gab Zeichen von Gefühl und Besinnung, ließ Klagetöne und die Worte hören: „Han! Han! mein Arm!" erkannte aber Niemand von den Umstehenden. Allmählig und stufenweise kam er zu sich, erwachte wie aus einem tiefen und langen Schlaf; das Fieber nahm ab, die Wunde gestaltete sich zur Besserung; man schöpfte Hoffnung — als am elften Tage nach der Schußwunde (am 26. Oktober) Rouen mit Sturm überging. Dieser Umstand und die davon unzertrennliche Verwirrung hatten einen Fieber-Rückfall zur Folge, und nun wurde noch das Haus, worin er wohnte, geplündert. Anfangs behandelten ihn vier bei ihm im Quartier liegende Soldaten menschlich, weil ihr Hauptmann Civille's Waffenbruder gewesen war. Sie wurden aber nach einigen Tagen verlegt, und seine Zimmer einem schottischen Garde-Lieutenant angewiesen. Dieser rohe Krieger gab seinen Dienern Befehl, aufzuräumen, und den Bewohner hinaus zu schaffen. Es geschah. Der verwundete Fieber-Kranke wurde aus dem Bette in eine finstere Hinterkammer gebracht und auf einen schlechten Strohsack geworfen. Ein weit härteres Loos stand ihm bevor. Einige feindliche Offiziere, mit welchen Civille's jüngerer Bruder Händel gehabt, suchten, vom Namen irre geleitet, diesen im Hause auf, ihn zu ermorden; und als sie, statt seiner, den älteren Bruder fanden, ließen sie ihn aus dem Fenster stürzen. Zum Glück war das Fenster nicht hoch; er fiel auf einen Düngerhaufen, in der Nähe eines Pferdestalles, blieb drei Mal vierundzwanzig Stunden im bloßen Hemde, mit einer Nachtmütze auf dem Kopfe, liegen, dem Wind und Wetter ausgesetzt, ohne Hülfe, Pflege und Nahrung. Endlich erkundigte sich ein Anverwandter, der zum Besuch in Rouen angekommen war und seine Wohnung kannte, nach ihm. Eine alte Frau wies ihn in den



Hof, und in der Einbildung, er sey längst gestorben, zeigte sie ihm den seit drei Tagen auf dem Dünger liegenden Leichnam, wunderte sich aber nicht minder als der Vetter Croisset, als sie noch Leben in ihm fand. Civille war so schwach, daß er nicht reden konnte, und nur durch Zeichen zu verstehen gab, ihn dürste. Man brachte ihm Bier, das er mit Hast verschlang; als man ihm aber ein Stück Brod in den Mund stecken wollte, würgte er daran, und würde haben ersticken müssen, hätte man es nicht wieder herausgezogen, so sehr war die Speise-Röhre verengt. Was den Tod eines Gesunden herbeigeführt hätte, Hunger, Durst und Kälte, diente dem Kranken zur Genesung; er hatte sein Fieber verloren, und konnte einige Stunden nachher zu Wasser nach dem Schlosse Croisset, eine Stunde unterhalb Rouen, an der Seine, gebracht werden. Diesen Dienst leisteten ihm dieselben vier Soldaten, denen er schon früher so viel zu verdanken hatte. Sie verrichteten das Werk der Menschenliebe, ohne daß es Herr v. Croisset gewußt; denn dieser, ein Katholik, würde, aus Furcht vor Verfolgung, Bedenken getragen haben, seinen Verwandten, einen Hugonotten, am hellen Tage zu retten. Als aber der Zug vor dem Schlosse ankam, entstand ein neues Hinderniß. Der Schloßvoigt wollte ihn nicht einlassen, verlangte die Vorzeigung eines Befehls seines Herrn, und ließ den Kranken eine ganze Weile vor der aufgezogenen Brücke warten. Es war eine schneidende Kälte; Civille würde erfroren und umgekommen seyn, hätte ein abgeschickter Diener seines Vetters ihm nicht den Eingang vermittelt. Dies war aber auch Alles; denn die übrige Pflege und Wartung war so beschaffen, daß, wenn die Natur ihre Dienste versagte, der Kranke hätte sterben müssen. Statt ärzt-



licher Salben und Mittel wurde Brodkrume, mit Eigelb vermischt und geknetet, auf seine Wunden gelegt, und Alles in diesem Verhältniß. Herr v. Croisset erfuhr nun die Drangsale des Vetters, sandte ihm einen Arzt, und denselben Wundarzt, der zuerst um ihn gewesen war. Sie blieben zwei Tage bei ihm, versorgten ihn mit Heilmitteln, besuchten ihn ab und zu, und verließen ihn nur, nachdem die Heilung in gutem Gange war. Auch sein treuer Diener hatte sich wieder eingefunden, und jetzt, als er so weit hergestellt, daß er sich auf den Weg machen konnte, wurde beschlossen, ihn zur völligen Heilung zwei kunsterfahrenen Edelleuten seiner Bekanntschaft im Lande Caux anzuvertrauen. Die angewandten Mittel schlugen so gut an, daß Civille nach sechs Wochen für ganz hergestellt angesehen werden konnte. Es blieb ihm von seinen überstandenen körperlichen Leiden nichts zurück, als hartes Gehör und der eingebüßte kleine Finger an der rechten Hand. Man erinnere sich an sein „Han! Han! mein Arm!“ Damals erst fand man, daß ihm dieselbe Kugel, die seinen Hals getroffen, auch den kleinen Finger abgerissen hatte. Er trat von Neuem in Kriegsdienste, wo es ihm nicht an Anstrengungen und Mühseligkeiten fehlte. Von Zeit zu Zeit ging die Wunde am Kinnbacken wieder auf; es setzten sich kleine Geschwüre an, die ihm empfindlichen Schmerz verursachten und nicht selten so gefährlich wurden, daß er einige Mal dem Tode nahe war. — Als 1585 der König Heinrich III die Hugenotten aus Frankreich vertrieb, begab sich Civille nach England. Hier vertraute er sich ein Jahr darauf zwei geschickten Aerzten an, durch deren

Hülfe er erst völlig wieder hergestellt ward. Er selbst hat 1606 (im Alter von mehr als siebzig Jahren und vierundvierzig Jahre nach erhaltener Wunde) seine Geschichte aufgesetzt. Er mußte sie, in einer Audienz, der Königin Elisabeth erzählen, welche ihm viel Theilnahme und Mitleid, und überdies einen Diamant-Ring schenkte. — Man bemerkt noch von ihm, daß er sich immer unterzeichnete: „Franz von Civille, drei Mal todt, drei Mal begraben, drei Mal durch Gottes Gnade wieder zum Leben erstanden." Nach seiner Auferstehung hat er sich zwei Mal vermählt. Seine Familie lebte noch 1698 in England; wann ehe aber der Tod ihn nun als wirkliche Beute hinwegführte, darüber fehlt eine feste Bestimmung; doch fand sich, nach englischen Angaben, eine Urkunde vor, die er im Jahre 1614 noch selbst unterzeichnet hatte.

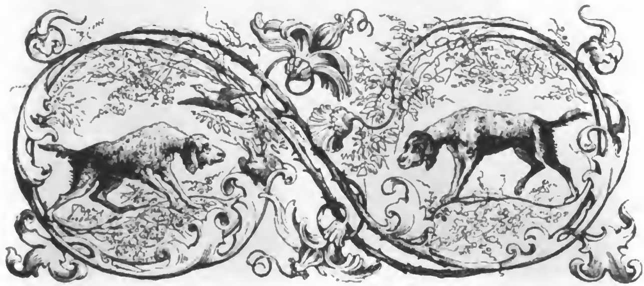


Der Welt Lohn.

Altdeutsche Parabel (Gleichniß-Rede).

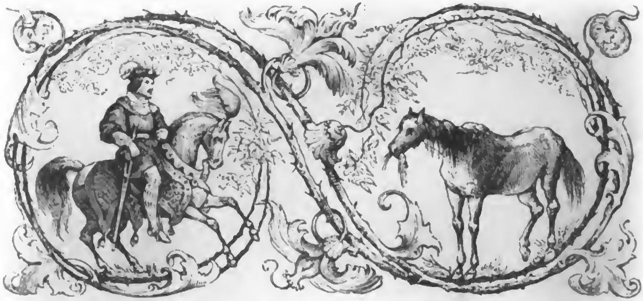
Ein Bauer half einer Natter aus einem Felsenspalt, darin sie lange gesteckt und fast umgekommen wäre, weil ein Stein herabgefallen, der ihr den Ausgang verschloß. Sie verhieß dem Bauer, ihm der Welt Lohn zu geben. Als er ihr nun heraus geholfen, wollte sie ihn zu Tode bringen, sprechend: „Das ist der Welt Lohn, daß ich den tödte, der mir das Leben erhalten." — Der Bauer, solches Lohnes nicht froh, appellirt an das nächste Thier, das sich auf dem Wege finden würde; die Schlange ließ sich's gefallen. Da begegnet ihnen ein magerer Hund, der vor Mattig-





keit und Alter fast auf allen Vieren lahm, und den das Ungeziefer hinten schon beinah aufgefressen; Jene legten ihm ihren Handel vor und der Hund gab der Schlange gewonnen, sprechend: er selbst sey ein Beispiel. Er hab' seinem Herrn so lange gedient, zu Nacht das Haus gehütet, am Tage seiner geharrt, sey mit zur Jagd gelaufen, habe Wachteln gefangen, Wildpret und Vögel aus dem Wasser geholt; jetzt hab' ihm sein Herr der Welt Lohn gegeben, und für alle Gutthat ihn aus dem Hause geschlagen, dem Schinder auf die Weide.

Der Bauer appellirt weiter an das nächste Thier; es war ein alter Rapp auf einer dürren Wiese, der gab auch der Schlangen gewonnen. Er sagte: „Ich war ein reisiger Gaul, hab' meinem Ritter zum schönen Weib verholfen, in Turnieren, Rennen und Stechen viel Ehr' eingelegt, meinen Herrn tugendlich getragen und zu all seiner Herrlichkeit gebracht; für das Alles gab er mir der Welt Lohn und hat mich in eine Mühle verkauft, wo ich Säck und Bürden zutragen und ziehen muß, dafür wirft man mir nicht der Spreu genug vor.“ — Zum dritten und



letzten Mal appellirt der Bauer an das nächste Thier. Da begegnet ihnen ein Fuchs, der sprach laut: „Wahrlich, Bauer, du hast eine böse Sache, die Schlange ist recht dran!" — hienach aber flüsterweis: „Was willst du mir geben, Bauer, so ich dir von der Sache helfe?" — Der Bauer versprach ihm alle seine Hennen. — Der Fuchs sagte hierauf zur Schlange: „Weil die letzte Apellation an mir stehet, so wäre noth, du führtest mich auf die Wahlstatt, wo sich die That begeben und ich den Augenschein habe." — Das war der Schlange recht; sie zogen dahin, und der ränkevolle Fuchs sprach unterweges wiederum flüsterweis: „Bauer, wenn ich mit der Schlange, die Stätte zu besichtigen, wo sie gelegen in ihrer Noth, in das Loch kreuche, so will ich geschicklich rückwärts heraus springen, dann stoß' du behend den Stein wieder vor, so trifft Untreu ihren Herrn und die undankbare Schlange sitzt in aller Noth." — Das Alles geschah, denn der Anschlag gerieth; der hinterlistige Fuchs aber begehrt seinen Lohn und der Bauer führt ihn heim, sagt seinem Weibe, wie es ihm ergangen und ihn der Fuchs bei'm Leben er-



halten, weshalb er ihm all seine Hennen zum Lohn verheißen. Die Bäuerin sagt: „Hast du viel Hennen, so gieb sie ihm; die Hennen, so ich hab', sind mein, und deren, die du hast, hab' ich nie gesehen." — Der Fuchs brummte: „Es wär' oft Einer fromm, so man ihn fromm ließe, und man lehrt den stehlen, dem man sein Recht gestohlen!" So fing er an, für das ihm nach seinem Glauben geschehene Unrecht an der Bäuerin Rache zu nehmen und stahl ihr Nachtens alle Hennen. Die Bäuerin aber, die schlaue Eva, gedachte List mit List zu vertreiben und hetzte die Hund' auf den Fuchs, daß ihm die Hennen nicht gar zu lieb wurden; und die Hund' stäubten ihm oft das Fell aus, bis sie den Fuchs endlich ganz erwischten, er zerrissen ward und so an den Hennen den Tod fraß; also fügt sich immer Gleiches auf Gleiches. Denn hat der Fuchs auch dem Bauer geholfen, schlug ihn doch seine eigene Untreu gegen die Schlange, die ihn rief, obwohl der gleichfalls vergolten ward nach Gebühr. Wir aber kommen zum Schluß in der Lehr':

Mit Schlangen und Füchsen sey derb und dreist:
Sie lohnen Wohlthat mit Wehthat zumeist;
Doch ist's, so wir männlich die That nur bewachen,
Gar köstlich, so Schlange als Fuchs zu verlachen.

Des blinden Roger Pflegetochter.

„Ja, freilich, sind wir morgen auf Claudinens Hochzeit, und wird sie auch glücklich, für uns ist's doch ein Verlust!" — so sagte eines Abends im Jahr 1638 der französische Maler Poussin zu seinen Kunstgenossen, die sich in einem Wirthshause Roms zu Gespräch und Genuß versammelt hatten. — „Wer ist diese Claudine!" forschte Campen, ein deutscher Maler, der erst Tages zuvor in Rom angekommen war. — „Erzähle, Poussin!" riefen mehrere Stimmen zugleich; „es macht Dir und Allen Vergnügen, grade heute uns der Erinnerung an das Wundermädchen zu überlassen!" — und Poussin fuhr nun fort:

„Zu einem Bilde meiner „sieben Sacramente" hatte ich mich schon lange nach einem schönen Mädchenkopfe umgeschaut. Eines Morgens, als ich von einem Spaziergange heimkehren wollte, wurde ich von den kreischenden Tönen einer Violine aus meinen Träumereien geweckt, und ich erblickte einen Blinden, der eben seinen Morgengesang anstimmte und ihn schlecht auf schlechter Geige begleitete. Aber neben ihm stand, an einem Strumpf strickend und aus voller Brust andächtig mitsingend, ein wunderlieblich Kind, etwa zwölf Jahre alt, und in mir rief es: Gefunden ist, was du suchst! Da der Blinde französisch sang, redete ich ihn, meine Gabe in seinen Hut werfend, als Landsmann an, ließ mich mit ihm in's Gespräch ein und seine Offen-

herzigkeit erkor mich bald zum Vertrauten. Roger — so hieß er — in einem französischen Dorfe unfern der italienischen Grenze geboren, hatte sich in die schöne Nachbarstochter Georgette verliebt; Beide waren jedoch arm und nur reich durch Hoffnung. Jetzt aber mußte Roger Soldat werden und in einem Gefecht traf ihn das Unglück, durch einen Schuß zu erblinden. So kam er traurig wieder nach seinem Geburtsort und eine kaum dreijährige Abwesenheit hatte hingereicht, ihn dort fast gänzlich vergessen zu machen. „Nur Georgette hatte mich nicht vergessen!" sagte Roger voll Begeisterung; „sie selbst erinnerte mich an unsre gegenseitigen Versprechungen, und als ich darüber erstaunte, fragte sie heftig: „Wenn ich elend geworden wäre, hättest du mich verlassen?" — „Nein!" rief ich. — „Nun wohl, warum möchtest du, daß ich anders handle? Du hast meine Zusage und wirst mein Gatte!" Wer war glücklicher als ich! — doch leider war ich's nicht lange. Am Abend vor ihrem Geburtstage wollt' ich, von meinem Hunde, der mir als Führer diente, geleitet, ihr einen Blumenkranz am Fenster befestigen, und war so behutsam als möglich an das Häuschen getreten. Ein Mann sprach zu ihr mit allem Feuer der Liebe und ich erkannte die Stimme Justin's, eines der reichsten Männer der Gegend. „Eure Weigerungen sind nicht vernünftig, Georgette!" sagte er. „Ihr seyd arm, werdet nicht immer jung und hübsch bleiben, und solltet an eure Zukunft denken." — „Justin", antwortete sie; „ich gab Roger mein Versprechen, eh' ich euch kannte, ich werd's ihm halten!" — „Wie, ihr denkt noch immer, ihn zu heirathen? Wovon wollt ihr leben? Werdet mein Weib, und ich will für ihn sorgen!" — „Ich weiß, meinen Verlust kann ihm Niemand ersetzen. Ich wiederhole es, Justin, laßt uns nicht mehr davon sprechen!" — „Und dessen ungeachtet liebt ihr mich?" fiel Justin hastig ein. — „Ich glaube, es nie gesagt zu haben", entgegnete sie mit bewegter Stimme; „aber wenn es wäre, so würde ich mich bemühen, euch zu vergessen: denn nichts in der Welt wird mich hindern, eine Pflicht zu erfüllen, die ich als heilig betrachte." — „Eine Pflicht!" so rief Roger in seiner Erzählung noch jetzt mit höchster Aufregung. „Eine Pflicht! — dies Wort that mir weh. Ich hatte genug gehört: Georgette liebte einen Andern. Ich bewunderte die Großmuth ihres Opfers, aber ich würde mich für den erbärmlichsten aller Menschen gehalten haben, wenn ich's angenommen hätte. Ich verbarg meinen Schmerz, bemühte mich mehr noch als bisher mit dem Violinspiel, und eines Morgens entfernte ich mich aus dem Dorfe und durchzog, von meinem treuen und klugen Hunde begleitet, viele Länder. Ich fand überall Mildthätige, und es ging mir so gut, wie's eben einem Blinden gehen kann. So verflossen achtzehn Jahre, da traf ich einst einen Mann aus meiner Heimath und erfuhr: Georgette hatte mich überall vergeblich suchen

lassen und sich endlich entschlossen, Justin zu heirathen. Justin aber wurde von großen Unglücksfällen betroffen; er war durch Feuersbrunst und Mißerndten ganz verarmt und endlich in Trübsinn gestorben. Da ließ ich Georgetten meine Ersparnisse zukommen, sie waren ihr nützlich zur Verheirathung ihrer ältesten Tochter. Georgette ist aber seit anderthalb Jahren auch todt, und nun holt' ich mir Claudinen, ihre zweite Tochter, die mich begleitet, und hoffe, daß es mir gelingen wird, für sie zu sorgen!"

„Die einfache Erzählung" — so ergriff nun Poussin für sich das Wort — „hatte meine Theilnahme erregt und ich nahm mich meiner armen Landsleute nach Kräften an. In Claudinen aber entwickelte sich ein vollendet Bild der Schönheit und zugleich eine solche Liebe für die Kunst, daß sie als das herrlichste Modell und die treueste Freundin der Künstler sich bewährt hat, ohne daß sie von Unschuld und Sitte irgend gewichen wäre: sie war und blieb die Reinheit selbst, und ich muß es meinen Kunstgenossen nachsagen: daß sie ihre Tugend ehrten, sie nicht zerstören wollten. Claudine unterwarf sich den Künstlern blindlings zur Förderung der Kunst und leistete dieser große Dienste. Sie half unsre Kirchen mit heiligen Bildern, die Gemächer der Vornehmen mit reizenden Bildern schmücken; sie hat ihr schönes Gesicht, ihre schönen Arme und Hände historischen Gemälden geliehen. Nie aber diente sie der Mittelmäßigkeit, auch nicht für den reichlichsten Lohn, gern aber ohne Lohn dem armen, begabten Künstler; ja sie half oft einem solchen mit ihren Ersparnissen aus. Wehe aber Jedem, der in ihr das reine Weib beleidigen wollte! — nicht als Modell einer Heiligen oder Königin war sie so erhaben, als wenn sie für sich selbst zur Heldin werden mußte!"

Der neue Ankömmling Campen hatte mit Erstaunen zugehört und konnte sich einer zweifelnden Bemerkung nicht enthalten; aber sämmtliche anwesende Künstler ergriffen in voller Einstimmigkeit das Wort zum Lobe Claudinens und zur Bestätigung dessen, was Poussin gesagt.

„Und wie ist's nun mit ihrer Heirath?" fragte Campen, und Poussin fuhr fort:

„Bei dem letzten Blumen-Feste, wo Claudine zur Blumen-Königin gewählt worden war, sah sie Sir Hurton, ein reicher Engländer; und als er sich nach ihr erkundigte, überall nur Claudinens Lob wiederholen hörte, stieg der erste Eindruck ihrer Gestalt zur innigsten Verehrung. Er hat mit so viel Liebe und Treue sich um sie beworben, daß er ihre zärtliche Neigung gewann und sie ihm morgen am Altar ihre Hand reicht. Alle bedeutenden Künstler Roms sind zur Hochzeit gebeten, und wenn sie abreist, werden alle sie feierlich geleiten. Ja, sie führte den Beweis, daß ein echtes Weib selbst in den verfänglichsten Ver-

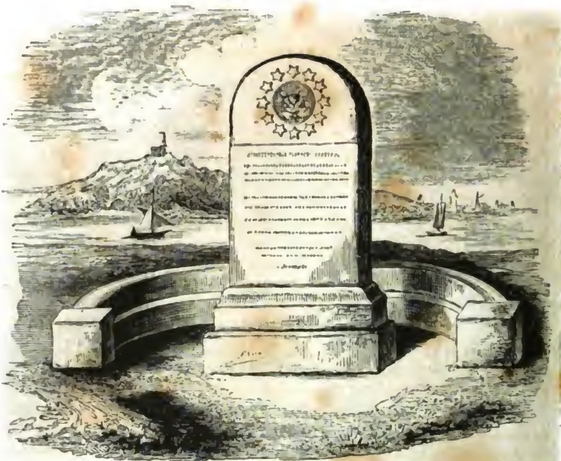


hältnissen das Mächtigste ist zu eigenem Schutze, zur Abwehr niedriger Gesinnung und Absicht; um so mehr freu' ich mich, morgen mit dem alten Roger sein Entzücken zu theilen, daß nun Georgettens beide Kinder versorgt sind!" — und die jubelnden Künstler brachten gleich hier für Claudinen, die Blumen-Königin, dann auch für Roger und Sir Hurton das kräftigste Lebehoch aus.

Claudine und ihr Gatte geleiteten den blinden Roger, der Anfangs in England lebte, auf seinen Wunsch später nach dem heimathlichen Dorfe, wo Claudinens Schwester durch den freigebigen Sir Hurton mit den Ihren in Wohlhabenheit lebte und nun den alten Roger in Pflege nahm, bis er neben Georgetten den ewigen Frieden fand. Poussin sah Claudinen im Jahr 1649 in Rom wieder, und ihr Bildniß, zu der Zeit von ihm gemalt, ist noch im Besitz ihrer Nachkommen.

Denkmal der Johanna Sebus.

Nahe bei der Stadt Cleve liegt das Dorf Brienen an einem alten Rheinbette, in einer Niederung, welche bei hohem Wasserstande durch einen starken Damm gegen den Fluthendrang geschützt wird. Im Wintermond des Jahres 1809 war aber nächtlicher Weile, als der Rhein ungewöhnlich hoch stand, durch die vom Winde erregten Wellen der Damm gebrochen worden, so daß gegen Morgen die Niederung einem See ähnlich sah, in welchen der Rhein durch den immer mehr klaffenden Damm mit schäumendem Ungestüm fluthete. An einer der tiefsten Stellen des Dorfes lag die Hütte der Wittwe Katharina Sebus, die, durch ihr hohes Alter kindisch geworden, von ihrer frommen Tochter Johanna mit unermüdlicher Sorgfalt gepflegt wurde. Früh beim ersten Morgengrauen erwachte Johanna, und begriff, durch die rauschenden Wasser, die Nothschüsse und Sturmglocken belehrt, bald die drohende Gefahr. Vom Bette springend, fühlte sie, wie das Wasser schon in die Hütte eingedrungen war. Rasch warf sie einige Kleidungsstücke über sich, stürzte zum Bette der Mutter, weckte dieselbe und nahm sie auf den Rücken. Dann trat sie heraus in den weiten See, aus welchem die Bewohner des Dorfes schon theilweise ihre Kinder, ihre Heerden gerettet hatten. — Oft verzweifelnd, gleitend, dann durch Kindesliebe wieder gestärkt, kämpfte sie gegen den tosenden Strom und gelangte endlich, sich an Zäunen und Hecken empor arbeitend, zu der Höhe des Dammes, wo sie ihre Mutter gerettet sah. Johanna war aber nicht die Letzte gewesen, welche die Gefahr im Schlummer überraschte; eine Mutter mit ihren Kindern rief noch von den Fenstern ihrer Wohnung herab um Hülfe, ohne daß sie erhört wurde, weil Jeder nur daran dachte, das Seinige zu retten, oder vor der Gefahr der immer mehr anwachsenden



Fluthen zurückbebte. Johanna, dem Himmel für die Rettung der Mutter dankend, hatte ein Herz für fremde Noth; sie stürzte sich zum zweiten Mal in die Fluthen, gelangte zu der bedrängten Frau, zu den Kleinen, und bot ihre Kräfte auf, um sie zu retten; doch zu sehr schon ermüdet, vermochte sie nichts gegen die Gewalt der Fluthen, sondern ward mit den übrigen Opfern hinabgerissen, von Allen beweint, die sie gekannt hatten. — Napoleon, der damals über das ganze linke Rhein-Ufer herrschte, ließ 1811 der Heldin ein Denkmal setzen. Der einfache Stein zeigt oben, mit einem Sternenkranz eingefaßt, eine sich entblätternde Rose und bezeichnet den Namen und die That des Mädchens mit einfachen Worten in französischer Sprache. Nach der in Deutschland noch immer nicht verbannten Unsitte hätten Deutsche ihr vielleicht eine lateinische Inschrift gesetzt, die Niemand lesen kann als der, welcher zu den Gelehrten gehört. Der Franzose hielt aber auf seine Sprache und wollte, daß Jeder, der unter seinen Gesetzen stand, auch seine Sprache verstehe, was wir längst von ihm gelernt haben sollten. Spricht aber nun keine deutsche Inschrift von der Großthat der Jungfrau, so hat unser Dichter Goethe derselben in einem seiner Lieder ein Denkmal gesetzt, welches den Stein überdauern wird. Es muß, was Johanna Sebus that, unvergessen seyn, weil man einstimmt in Goethe's Worte:

„Und dem sey, wer's nicht singt und sagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt!" W.



O Knabe, was hast du so Uebles vollbracht
Und bei der Begier nicht der Sünde gedacht! —
Wie ist nun den Alten die Ruhe verschwunden,
Da nicht sie das Nest mit den Kindlein gefunden!
Sie flattern und jammern und grämen sich todt,
Du, frevelnder Bursch, hast verschuldet die Noth;
Und wie sich die Vöglein zu nähren versteh'n,
Nicht weißt du's, — die Kleinen, sie müssen vergeh'n! —
Wie herrlich, wenn in den Gärten und Wäldern,
Im leuchtenden Dom über blühenden Feldern
Der munteren Vöglein Gesänge erklingen,
Als Dank zu der Gottheit hinauf sich schwingen! —
Doch deine entwendeten Vöglein, sie kranken,
Vermögen es nimmer, dem Schöpfer zu danken; —
O Knabe, was hast du so Uebles vollbracht
Und bei der Begier nicht der Sünde gedacht!



Vergnügt ist der Nichtsnutz! — voll sind ja die Taschen
Und voll ist der Kopf von geleereten Flaschen!
Er schauet so pfiffig hinein in die Welt,
Als wollt' er sie kaufen mit klimperndem Geld —
Doch rasch wird zerreißen im Hirn sein Gespinnst,
Denn was ihn so keck macht, ist — Karten-Gewinnst;
Auf dem ruht kein Segen! — was Spielen erworben,
Hat oft schon den Mann und die Wirthschaft verdorben!
Ihr seht's ihm auch an, daß er nichts auf sich hält,
Sich nur in dem Lüderjans-Treiben gefällt;
Im Wirthshaus, bei Karten und Würfel und Kegel,
Entwöhnt sich der Flegel vom besseren Flegel:
Man konnt' ihn zu Haus durch die Zucht nicht bewahren,
Nun wird einst im Zuchthaus er Weit'res erfahren!

Die Wünsche

am heiligen Dreikönigs-Abend.

Nach einem alten Aberglauben soll am Abend des heiligen Dreikönigs-Tages der Himmel sich auf einen Augenblick öffnen, und wer dies sieht und dann sogleich einen Wunsch ausspricht, dem wird er in nächster Zeit gewährt. Beglückender ist gewiß die wahrhafte Ueberzeugung, daß der fromme Wunsch den Himmel stets offen findet und der allgütige Vater droben ihn erfüllt, wenn dies zu unserm Heil führt. Jener Wunderglaube aber vereint sich mit der Ueberzeugung von der stets bereiten Hülfe in der hier folgenden Erzählung.

Im niedrigen Hüttchen lebte vom Ertrage ihres kleinen Weinberges eine Mutter dreier Kinder; sie war Witwe und hatte keine Freude, kein Glück auf der Welt, als diese. Nun hatte der älteste Knabe von einem freundlichen Manne, der oft in die Hütte der Witwe eintrat, um ein kleines Almosen zu empfangen, jene Sage auch gehört, und theilte sie seinen Geschwistern mit, einem Knaben, der Max hieß, und einem Schwesterchen, der kleinen Pauline. Da beschlossen sie untereinander, den Abend des heiligen Dreikönigs-Tages heimlich auf dem Weinberge zuzubringen und den günstigen Augenblick zu erwarten. Sie verschwiegen aber gegenseitig ihre Wünsche, und Jedes freute sich, die Andern zu übertreffen in deren glücklichen Wahl.

Als nun der Tag gekommen, ging die Mutter zu einer kranken Base, die fern wohnte, übergab dem Knaben Fritz, der schon zwölf Jahre zählte, die Obhut des Häuschens und der jüngeren Schwester, und die guten Kinder geleiteten sie noch eine weite Strecke des Weges. Als es aber dunkel wurde, da gingen sie Hand in Hand auf den Weinberg, dessen Reben und Stöcke sorgfältig in Stroh gepackt waren, zum Schutz gegen die Kälte. Sie setzten sich dicht zusammen, denn es rieselten große Schneeflocken herab, und die Geschwister hatten nur eine dürftige Bekleidung. Vor Nachtzeit konnte die Mutter nicht zurückkommen; sie hatten daher die Hütte verschlossen und saßen ruhig bei einander in dem vom Winde aufgehäuften Stroh.

Schon ganz weiß war die Erde vom Schnee, der Wind blies kalt aus Norden, und die kleine Pauline war halb erstarrt vor Frost. „Gehe Du heim, Schwesterchen", bat der Bruder Fritz; „wir wollen schon genug wünschen für Dich und uns, Du könntest uns krank werden, oder Dir die Händchen erfrieren."

„Nein, nein!" sagte die Kleine und huschte sich frostig zusammen; „was ich wünschen will, könnt Ihr ja doch nicht wissen. Ich muß schon hier bleiben, laßt mich nur, ich will gewiß nicht mehr klagen, daß ich friere."



„Bleibe nur bei uns“, meinte Max; „ich will meinen Rock wie ein Mäntelchen umthun und Dich mit hineinwickeln.“ Das that der gute Knabe, und an der Brust des Bruders lag bald die arme Kleine und lächelte zu dem sorglichen Beschützer auf.

Da zerriß der Sturm die dichten Schneewolken, der Mond trat mit siegender Gewalt am Himmel hervor, und eine lichte, große Sternschnuppe fiel von ihm nieder, eine goldene Straße bildend. Die Kinder meinten, nun sey der rechte Augenblick gekommen; die Knaben sprangen auf und riefen ihre Wünsche laut in die stille Nacht hinein, die kleine Pauline aber hatte die Händchen gefaltet und schien nichts zu wünschen, sondern leise zu beten. — Eine Wolke überdeckte bald wieder den Mond, nur einzelne Sterne leuchteten noch, und die Kinder gingen schweigend, klopfenden Herzens, nach der Hütte zurück.

Auf der Landstraße, über die sie ihr Weg führte, kam eilig ein Wagen daher, und der Mutter wohlbekannte Stimme rief ihnen daraus entgegen: „Was wollt Ihr denn, Kinder, und was machtet Ihr in so später Nacht auf dem Weinberge?“

„Ich will es Dir wohl sagen, Mutter“, sprach Fritz, „doch mußt Du uns nicht böse seyn, denn nun ist alle Noth und aller Kummer vorbei.“

„Wir waren auf dem Weinberge“, fiel Max freudig ein, „und haben Alle etwas Schönes gewünscht, denn es ist ja heiliger Dreikönigs-Abend.“

Die Mutter lächelte; aber aus dem Wagen neigte sich ein stattlicher Mann: es war der Besitzer der Grafschaft, in welcher die Hütte der armen Wittwe lag, ein menschenfreundlicher Greis, der, eben von einer Reise zurückkehrend, der armen Witwe begegnet war und der Ermüdeten einen Platz in seinem Wagen angeboten hatte.

„Kommt zu mir herein, Kinder!“ sprach er gütig, „und erzählt mir doch mehr von Euren Wünschen!“

„Dürfen wir, Mutter?“ fragten die Geschwister, und sprangen auf die erhaltene Erlaubniß lustig in den Wagen. Pauline hing am Halse der Mutter und drückte ihre kalten Wangen an den Mund der Geliebten.

„Nun, Deinen Wunsch!“ sprach der Graf zu Fritz, und dieser begann ohne Schüchternheit: „Die Mutter hat nur einen kleinen Weinberg und weder Aecker noch Vieh. Davon ernährt sie uns Drei, leidet aber oft große Noth, und da hab' ich denn gewünscht: der Weinberg möge doppelt reiche Früchte tragen und uns kein Mißwachs treffen, damit die Mutter nicht mehr betrübt sey, oder gar weine.“

Gerührt wandte sich der Graf zu dem jüngeren Knaben. „Und Du, Kleiner“, sagte er, „hast Dir wohl schönes Spielzeug gewünscht, Trommel, Pfeife und Bleisoldaten!“

„O nein, lieber Herr!“ sagte Max erröthend; „ich habe mir gewünscht, recht groß, stark und verständig zu werden, um für Mutter und Schwester arbeiten zu können.“

Eine Thräne glänzte im Auge des Zuhörers, und die Mutter drückte beiden Knaben bewegt die Hände. Die kleine Pauline aber ward von dem Grafen nicht befragt; denn ihm mochte wohl das Mädchen noch zu kindisch erscheinen. Da schmeichelte Max: „Sag' es uns doch auch, liebes Schwesterchen, was Du Dir gewünscht hast! Du sprachst so leise und hattest Deine Hände gefaltet, daß ich glaube, Du hast an meiner Schulter geschlafen und beim Erwachen das Frühgebet gesprochen.“

„Ich habe auch gebetet“, sprach die Kleine; „ich hatte der guten Mutter viele schöne Sachen wünschen wollen, aber nun dachte ich daran, wie dies Alles uns und ihr nichts nützen könne, wenn sie uns schnell einmal stürbe, und da betete ich denn: „Erhalte uns lieber Gott im Himmel noch recht lange die gute Mutter!“

Eine Sekunde lang schwieg der Graf und die freudeweinende Mutter; auch die Kinder hielten sich ruhig, und nur das Rollen der Räder auf dem feinen Sande des Weges ward gehört. Pauline lag im Arm der Mutter, überströmt von deren Thränen, und schweigend ward die Witwe mit ihren guten Kindern an der Hütte von dem edlen Grafen entlassen. Am andern Morgen aber kam ein Diener desselben, wies der Witwe zwei benachbarte Weinberge als ein Geschenk seines Herrn an und beschied sie zu dem Gütigen. Freundlich sagte ihr nun dieser, wie die frommen Wünsche ihrer Kinder sein Herz gerührt hätten und er mit Freuden für die möglichste Erfüllung derselben sorgen werde. Deshalb wolle er den Knaben Max in eine gute Schule thun und einen tüchtigen, verständigen Mann aus ihm machen, indeß Fritz ihr die Sorge um Haus und Weinberge tragen helfen solle, die für immer frei von allen Abgaben bleiben würden. Zugleich händigte er der glücklichen Mutter eine reiche Geld-Unterstützung ein und meinte mit bewegter Stimme: „Den rührenden Wunsch Ihres Töchterleins kann nur ein Höherer als ich erfüllen, und er wird es auch; denn er hört auf die Stimme der Unschuld und vernimmt ihr Flehen!“

Glück und Unglück.

(Aus dem Tagebuch eines ehemaligen Verschwenders.)

Länger kann ich meinen Jubel nicht verschweigen: Ich bin der glücklichste der Männer, seitdem ich — unglücklich bin. — Meine Gattin hielt Equipage, ich konnte sie fast keinen Augenblick sehen; sie war mehr außer als im Hause. Auch ich hielt Equipage und Reitpferde, aber weniger für mich als für die sogenannten Freunde. Die Gerichtsdiener haben sich der Wagen und Pferde bemächtigt, und jetzt bleibt mein hübsches Weibchen hübsch daheim.



Jeder von uns hatte sein eignes Zimmer, seine eigne Bedienung, auch seine eigne Langeweile für sich, und es war schon sehr merkwürdig, wenn Eins zum Andern kam, sich guten Tag zu wünschen: so viel hatten wir immer mit unnützen Dingen zu thun. Jetzt, da der ganze Hausrath verkauft ist, mit Ausnahme zweier Betten und Tische, so wie eines halben Dutzend Stühle, sind wir, wie ein gutes Ehepaar aus alter Zeit, stets traulich beisammen, zum Trost bei langen Winter-Abenden, und Tag für Tag zur Freude und Beruhigung. — Meine Frau war im Betracht der Küche höchst wählerisch, nie fand sie etwas recht nach ihrem Geschmack. Ohnerachtet eines großen Aufwands, den wir für die Tafel machten, aßen wir doch wenig; unsere Gesellschaft aß für uns, und wir hatten der Freunde von allen Sorten, die uns zur Stunde des Mittagmahls — oder, mit dem Dichter Bürger zu reden, „zur Stunde der lungernden Magen" — besuchten, und bei uns kugelrund und fett wurden, während wir abmagerten und schmachteten, weil wir aßen ohne Hunger. Und jetzt, wird man es wohl glauben! — jetzt kocht meine Frau selbst unsere Speisen, und sie sind unübertrefflich! Sie bereitet Ragouts, die jene unseres Kochs hundertfach aufwiegen, und die sonst Alles zu tadeln wußte, liefert jetzt sehr wohlfeile Gerichte, an denen nichts zu tadeln ist. — Meine Frau ist gesetzt, mit sich in Ordnung, wirthschaftet sorgfältig: sie überzählt die Hemden, die uns bleiben, wenn sie der Wäscherin die schwarzen mitgiebt, näht und strickt. Sie dankt mir sogar für den Muth, den ich im

Kampf mit Widerwärtigem zeige. Meine Gemüthlichkeit rühmt sie und spricht: daß sie mich gar nicht mehr kenne! — und wirklich hatten wir uns auch vor der Heirath wenig Mühe gegeben, uns kennen zu lernen. Jetzt studiren wir einander aus; wir wägen unsere gegenseitigen Verdienste und sind bezaubert Eins vom Andern. Das ist doch eine himmlische Neuigkeit! Die Zeit der jungen Liebe ist uns etwas spät gekommen aber dafür wird sie uns nun auch niemals alt werden!



Ich kränkelte oft und hatte einen Arzt, der kaum von mir wich. Er war mir Rathsherr bei der Wahl meiner Speisen und Weine, und so zärtlich für mich besorgt, daß er immer sehr liebte und mit Wohlbehagen verzehrte, was er mir zu lieben anrieth. Wir hielten lange Mahlzeiten zusammen; er trank viel auf meine Gesundheit, und jedesmal sah ich ihn dann mit neidischen Augen an. Seitdem mir das Geld fehlt, hat mich der Menschenfreund — Gott sey Dank! — ganz aufgegeben. Sobald er die Häscher an meiner Thür bemerkte, fühlte er mir noch einmal den Puls, und zog daraus den Schluß: ich sey vollkommen genesen. Er hat recht gehabt; ich war krank zu seinem Vortheil, bin jetzt gesund zu meinem Vergnügen und neue Lebenskraft rinnt durch meine Adern. Die sonstige Stärke ist zurückgekehrt, und ich fürchte nichts mehr, weil ich alle Furcht überwunden habe. — Während meiner Glückszeit hatte ich eine entsetzliche Scheu vor Unglück. Das Unglück kam und ich finde, daß es auch seine Reize hat! — Immer dachte ich: Wenn du deine Pferde, deine Gemälde, deine

Liebeleien verlieren solltest, nichts Anderes bliebe dir übrig, als eine Kugel durch den Kopf; ich habe sie verloren, und niemals spürte ich größere Lust zum Leben, als jetzt. — Ich bin frei, unabhängig, sicher vor Schmarotzern und Dieben. Von allen Kostbarkeiten meiner Frau ist ihr nichts übrig geblieben als ihr Trauring. Mit einem Wort: wir sind arm wie Hiob, aber glücklich wie die Engel! — Gewiß, wenn meine ehemaligen Plünderer wüßten, welche Befriedigung in dem Muthe liegt, arm zu seyn, sie beneideten mich jetzt mehr als vordem; ich aber bin selig in dem Gedanken, von Schmeichlern und Neidern durch mein Schicksal befreit zu seyn. — Doch nun frisch an die Arbeit! — ich gebe Unterricht in dem, was ich gelernt habe und bin demnach sogar ein nützlicher Mensch. Nützlich und glücklich — ich frage: was will man mehr? — Bei dem ersten Glase Wein, das aus einer Flasche kam, die ich mit von mir selbst erworbenem Gelde bezahlte, habe ich denn auch freudig mit meiner Frau den Trinkspruch ausgebracht: „Das heilsame Unglück soll leben!" Keßler.

Verbesserter Blumentopf.

Robert Brown hat vor Kurzem an dem gewöhnlichen Blumentopf eine wichtige Verbesserung angebracht, wodurch die Feuchtigkeit auf eine so wirksame Weise zurückgehalten wird, daß alle aus dem Austrocknen der zarten Pflanzenfasern hervorgehenden Nachtheile beseitigt sind. Fig. 1 ist eine perspektivische Ansicht und Fig. 2 ein Durchschnitt des in Rede stehenden Topfes. Die Seiten desselben sind, wie aus dem Durchschnitte Fig. 2 hervorgeht, hohl und werden mit Wasser gefüllt, welches vermittelst einer beständigen oder langsamen Filtration (Durchseihung) einen gleichförmigen Grad der Kühle und Feuchtigkeit veranlaßt. Das Verfahren bei Anfertigung solcher Töpfe ist folgendes: Zuvor wird der innere Topf auf der Scheibe fertig gemacht und einen Tag lang im Schatten getrocknet; dann wird der äußere Topf gestaltet, aber bevor man ihn von der Scheibe nimmt, der innere Topf in ihn hinein gesetzt und der obere Rand des äußeren Topfes auf den oberen Rand des inneren Topfes übergebogen; sodann werden die zwei Löcher a und b durch den oberen Rand in den Wasserraum gestochen und die Boden der zwei Töpfe durch Drücken mit der

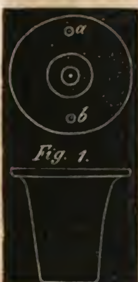
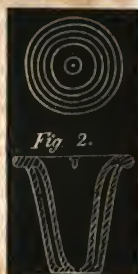


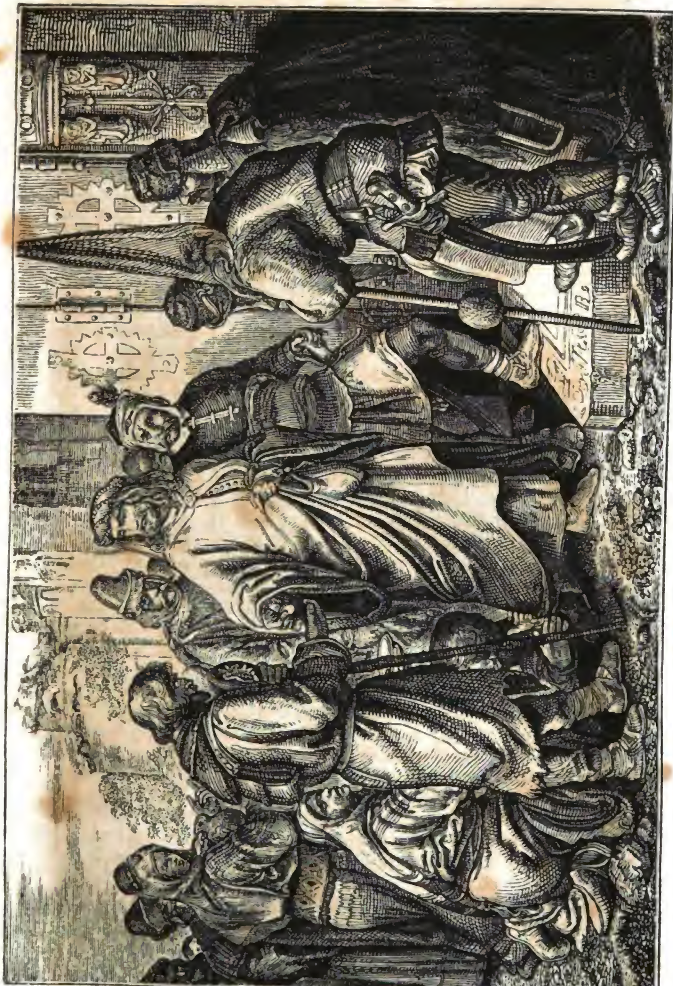
Fig. 1.


Fig. 2.

Hand verbunden, worauf der doppelte Topf auf gewöhnliche Weise getrocknet und gebrannt wird. Das Loch a dient, um den Raum zwischen den Töpfen mit Wasser zu versehen, das Loch b aber, damit die Luft entweichen kann, während der Zwischenraum mit Wasser gefüllt wird. Von außen ist kein Unterschied zwischen dem gewöhnlichen und verbesserten Blumentopf bemerkbar, wogegen der Vortheil des letzteren besonders da, wo Pflanzen dem mächtigen Einflusse der Sonne ausgesetzt sind, deutlich hervortritt. — Wir betrachten diese Vorrichtung als eine werthvolle Erfindung. Jeder weiß, wie viel die Pflanzen während des Sommers von der Hitze und Trockenheit der Töpfe, worin sie wachsen, zu leiden haben, und wie man fortwährend darauf bedacht seyn muß, diesen Uebelstand zu beseitigen, indem man einen Topf in den andern stellt, ihn mit Moos umgiebt oder in die Erde gräbt. Alle diese Umständlichkeiten werden durch die in Rede stehenden Verbesserungen unnöthig; denn, sind auch die Seiten des Topfes leer, so verhütet schon die in denselben enthaltene Luftschicht die Erhitzung der Erde; sind sie mit Wasser gefüllt, so ist im Sommer einerseits der allzustarken Bewässerung, andererseits der zu starken Austrocknung vorgebeugt, indem das Wasser fortwährend langsam durch die innere Wand hindurchschwitzt.

König und Bettler.

Unter allen Königen Ungarns hat keiner so den Wechsel des Schicksals erfahren als Salomon. Geboren im Jahr 1051, war er siebenjährig, als sein Vater Andreas I ihn krönen ließ. Hieraus entspann sich ein Krieg zwischen Andreas und dessen Bruder Bela, der zu Gunsten des Letzteren endete. In der entscheidenden Schlacht wurde Andreas von den Rossen seiner fliehenden Reiterschaaren zertreten; seine Witwe rettete sich mit dem zehnjährigen Salomon nach Deutschland. Als Bela starb, trachtete Keiner von seinen drei Söhnen, Geisa, Ladislaus und Lampert, nach dem Thron, sie riefen Salomon von Deutschland zurück, überließen ihm das Reich, und er wurde zum zweiten Mal gekrönt. Bald ergab sich indeß durch Salomons Schuld Uneinigkeit unter den Fürsten, doch versöhnten sie sich wieder; Geisa, der Aelteste der drei Vettern des Königs, erhielt den dritten Theil Ungarns, als Herzogthum, und eigenhändig krönte er Salomon abermals. Der Dreimalgekrönte sollte aber dennoch nicht auf dem Throne sterben. Durch böse Rathgeber verleitet, versuchte er die Herzoge, seine Vettern, zu stürzen — und verlor nun das Reich. Geisa bestieg den Thron, wollte ihn nach kurzer Regierung wieder an Salomon abtreten, starb aber plötzlich. Geisa's Nachfolger, Ladislaus, genannt der Heilige, gedachte die Krone ebenfalls an Salomon zu überlassen, der Reichsadel setzte sich dem entgegen; in Folge



von Unterhandlungen entsagte Salomon feierlich dem Thron-Recht und empfing eine bedeutende Abstands-Summe. Er konnte aber nicht ruhen; er suchte Ladislaus durch List in seine Gewalt zu bekommen, der Anschlag wurde verrathen, Salomon gefangen und in einem Thurm zu Wissehrad verwahrt. Der Thurm heißt noch jetzt Salomons Thurm. — Als die Leiche des damals heilig gesprochenen ersten Königs der Ungarn, Stephan, zu Stuhlweißenburg feierlich erhoben wurde, ließ der stets zur Milde geneigte Ladislaus den gefangenen Salomon frei. Dieser verband sich alsbald mit Kutesk, dem Fürsten der Kumanen, und fiel verwüstend in Ungarn ein. Ladislaus besiegte das eingedrungene Heer in zwei Treffen. Nun wendeten sich Kutesk und Salomon in das innere Reich, aber auch hier lächelte ihnen das Glück nicht. Kutesk blieb in der Schlacht und Salomon flüchtete mit wenigen Begleitern in ein verlassenes Schloß. Von Feinden umringt, hieb er sich durch und rettete sich über die eisbedeckte Donau. In einem dichten Wald ließ er die Seinen halten, legte den Schild von sich, ging in das Dickicht, versprach bald zurück zu kehren, kam aber nicht wieder. Dies geschah im Jahr 1087, und nur noch einmal wagte er sich in ärmlicher Tracht nach Ungarn. An der Pforte der Kathedrale stand er, als König Ladislaus in die Kirche ging und zuvor, wie er hier immer that, die Armen mit seinen Gaben bedachte. Auch Salomon empfing Almosen aus Ladislaus Hand, und der Erstere sprach dabei: „Ich sank durch Uebelthat, Du stiegst durch Recht und Güte, Gottes Gnade aber wurde mir in der Reue!" — Der überraschte König Ladislaus erkannte ihn — aber indem er sich besann, was zu thun sey, war Salomon schon im Gedränge verschwunden und wurde vergebens gesucht. Er eilte nach Istrien und lebte dort, in der Nähe der Stadt Pola, noch mehrere Jahre ungekannt als streng büßender Wald-Einsiedler. Dem Tode nahe, lagerte er sich am Hauptwege, der durch den Wald führte, und wie nun ein Mönch daher zog, rief er ihn an, entdeckte ihm seinen Stand, beichtete ihm und starb wenige Stunden nachher. Seine Gebeine ruhen in der Kathedrale zu Pola, und ein altes Lied, welches die Abenteuer Salomons schildert, schließt mit den Zeilen:

„Zu Thron und Glanz erkoren,
Ging all sein Heil verloren,
Bis ihn durch Reu' und Büßen
Am Kreuz, zu Christi Füßen,
Die Gnade finden ließ
Den Weg zum Paradies."

Auf unserm Bilde sehen wir den König umgewandelt zum Bettler, und doch in der Ueberzeugung, daß die Last der Armuth bei Weitem leichter zu tragen sey als die Gewissens-Last der eigenen Schuld! Fr. Bertram.

Linné.



Karl von Linné, der scharfsinnige Begründer eines neuen, noch immer anerkannten Systems in der botanischen Wissenschaft, wurde 1707 zu Rushult in Smaland (Schweden) geboren. Sein Vater war Landprediger und wünschte auch den Sohn dem geistlichen Stande zu widmen, ja die Mutter hatte ein Gelübde gethan, daß dies geschehen solle. Weil jedoch dem Knaben die gewöhnlichen Schulwege nicht genügten, er lieber in die freie Natur hinauszog, um nach Pflanzen zu suchen, meinten die Lehrer und der Vater, er sey für die Wissenschaft untauglich und man gab ihn zu einem Schuhmacher in die Lehre. Zum Glück fand der Arzt Rothmann zufällig die eigenthümlichen Anlagen des Knaben heraus und unterrichtete ihn. Von ihm geleitet, betrieb Linné fleißig das Studium der Botanik und bezog dann die Universität, um auch die Arznei-Wissenschaft zu studiren, nachdem Rothmann, in Bezug auf jenes Gelübde, den Eltern dringend ge-

rathen hatte, ihren Sohn zum Priester der Natur werden zu lassen. Auf einer kleinen Ausflucht nach Upsala lernte ihn der berühmte Celsius kennen, erstaunte über die Kenntnisse des jungen Mannes und nahm ihn zu sich, um an seinem Werke über die biblischen Pflanzen mitzuarbeiten. Durch die Verwendung des edelherzigen Prälaten wurde ihm auch der Auftrag, Lappland zu bereisen. Mit sechszig Thalern legte Linné — zu Pferde — während sechs Monaten einen Weg von mehr als achthundert Meilen zurück; eine Leder-Kapsel mit Papier und Schreibzeug, wenige Hemden und Strümpfe in einem Mantelsäckchen waren sein ganzes Gepäck, seine ganze Habe. Er gab dann als Resultat der Forschungen auf dieser Reise die Beschreibung der Lappländischen Flora heraus, in einer Weise, die zum Muster wurde. Nachdem er später noch einmal, doch nun in Begleitung mehrerer jungen Leute, jene Provinz besucht, wendete er sich im Jahre 1735, mit der medicinischen Doktorwürde bekleidet, nach Holland, um daselbst unter berühmten Aerzten sein Wissen zu vervollkommnen. Seine schon damals ebenso ausgebreiteten als sicher begründeten Kenntnisse erregten hier Bewunderung bei den bedeutendsten Männern, selbst bei Boerhave, einem der berühmtesten Aerzte aller Zeiten, und bald übertrug man ihm die Aufsicht über den großen Cliffordschen Garten mit einem Gehalt von tausend Gulden. In dieser angenehmen Stellung fand er Muße, die Ideen, welche längst in ihm lagen, die er auch in einzelnen Schriften schon veröffentlicht, zu einem neuen, die größten Verbesserungen in sich begreifenden System zu ordnen. Durch die Betrachtung von mehr als siebentausend verschiedenen Pflanzen gelangte er zu der Einsicht, daß die Zahl der Staubfäden und die Beschaffenheit der Blumenstengel die eigentlichen Unterscheidungs-Zeichen seyen. Danach ordnete er jene Pflanzen in 24 Klassen und 1174 Geschlechter. Die ganze neuere Botanik ruht auf den wichtigen Entdeckungen dieses berühmten Mannes. Die zahlreichen, von ihm verfaßten Werke aufzuzählen, liegt nicht im Zweck dieser Skizze; er hat aber in mehreren Schriften das oben angedeutete System ausführlich entwickelt und es zur allgemein geltenden Wahrheit erhoben. — Linné besuchte noch London und Paris, kehrte aber dann nach Stockholm zurück, wo man Anfangs seinen Werth nicht hinlänglich erkannte, bis er durch die gelungensten Kuren Aufsehen machte. Die Königin Ulrica Eleonora nahm ihn zu ihrem Arzte an und verschaffte ihm eine einträgliche Stelle bei der Admiralität. Doch Linné sehnte sich danach, ausschließlich seiner Lieblings-Wissenschaft, der Botanik, sich überlassen zu können. Der König gab ihm deshalb den Auftrag, ganz Schweden zu bereisen und die Naturgeschichte des Landes in einem eigenen Werke darzulegen. Nach Beendigung der Reise ernannte er ihn zum Professor der Botanik an der Universität Upsala (1742). Hier wirkte der gelehrte Forscher, von seinem Fürsten wie von seinen Collegen und Schülern geliebt und

geehrt, berühmt in ganz Europa als Begründer eines neuen Systems, bis zum Jahre 1774, in welchem er vom Schlage getroffen wurde. Zwar lebte er noch einige Jahre, aber seine Gesundheit ward schwächer und schwächer, bis am 10. Januar 1778 der Tod ihn sanft in seine Arme schloß. — Linné war ein Mann von untersetztem, aber festem Körperbau, der im Verein mit unerschütterlichem Muth ihn die beschwerlichsten Reisen bei heftigem Frost und Entbehrungen aller Art ertragen ließ. Von Charakter bieder und herzlich, brauste er doch leicht im Zorne auf, war aber nicht minder leicht zu versöhnen. Aus seinem lebhaften Auge strahlt der scharfe Geist, dessen Entdeckungen seinen Ruhm begründet und gesichert. — Die Geschichte der Wissenschaften stellt Linné zu den seltenen Männern, die durch Beruf, Kraft und Beharrlichkeit aus Mißgeschick und Dürftigkeit sich empor arbeiteten zum Triumph ihres Strebens und zur Wohlhabenheit. Sein Leben spricht zu Jedem: Erkenne dich, erwähle danach deine Bahn und halt' an ihr mit männlichem Muth, dann wirst du selbst aus dem Kampfe mit dem Schicksal siegend und gesegnet hervorgehen und jedenfalls eine Stellung im Leben gewinnen. wo Nützlichkeit und Zufriedenheit nicht fehlen. Fr. Paolo.

Zollhaus (Dogana) bei Venedig.

(Aus dem Tagebuch eines Reisenden.)

Von Padua kommend, stand auf der Nacht-Fahrt nach Venedig unser Postboot auf der See plötzlich still, und wir sahen zuerst eine Lampe, dann einen Mann, der sie hielt, und es kam uns vor, als hätt' er sich aus dem Wasser erhoben. Er stieg in unser Boot, beleuchtete mit der uns blendenden Lampe jedes Gesicht und wir erkannten erst allmählig, daß ein Paar forschende Augen unsre Züge aufmerksam betrachteten. — „Wie ist Ihr Name?" — wir antworteten. „Wo sind Sie her? Was sind Sie?" — Nachdem auch dies beantwortet war, verließ uns der Forscher. Zwei oder drei bedenkliche Gesichter hatte er höchst genau untersucht, während er uns mit den bloßen Fragen abfertigte. — Darauf verschwand der Mann mit seiner Lampe, und wir blieben, wie vorher, im Finstern. — Als unsre Augen sich etwas an den Wechsel, in den sie versetzt worden, gewöhnt hatten, entdeckten wir die dunklen Umrisse eines Gebäudes, welches sich gegen den wolkigen Himmel erhob, und wir bemerkten, daß wir augenblickliche Gefangene in einer Art von Dogana oder Zollhaus waren, das als Zoll-Thor und Wachthaus auf der Wasserstraße nach Venedig gebraucht wird. Unterdeß war auch, zu unserer Beruhigung, die Lampe in unsrer Kajüte angezündet worden, und wir fuhren gleich darauf weiter. — Das Gebäude der Dogana, später genauer von uns betrachtet, ist prächtig, aber in eigenthümlicher Pracht. Es



hat Thürme, Dome, Pfeiler und Bildsäulen, wie wir das in großen Städten gesehen; es liegt jedoch in dem Ganzen so etwas Phantastisches, das uns, selbst ehe man bedenkt, es stehe auf dem Grunde des Meeres, zu sagen scheint: das sey keiner der gewöhnlichen Palläste, wie ihrer die Erde trägt. Der Thurm, der so sonderbar gegen die Dome absticht, scheint älter als das Uebrige; auf dem Gipfel sind steinerne Männer, welche einen goldenen Globus tragen; auf diesem erblickt man eine Bildsäule der Fortuna, wie immer auf einem Fuße stehend, und sie kann zugleich, da sie sich dreht, als Windzeichen dienen, was für die Fortuna ein ihr gebührendes Amt ist, denn:

„Das Glück zu fesseln hilft nicht Kunst:
Fortuna gleicht dem Kinde,
Ihr Zorn verweht, wie ihre Gunst
Wohl mit dem nächsten Winde!“ —

Die Zeit, welche zum Entwurf des nebenstehenden Bildes gewählt wurde, ist die eines Sturms: für Venedig etwas Seltenes. Die Lagunen bei Venedig sind vor der Heftigkeit des adriatischen Meeres durch eine Reihe sandiger Eilande und steinerner Bollwerke, „murazzi“ genannt, gesichert, und innerhalb derselben, im Binnen-Meer, ist das Wasser nicht so tief, daß ein gewöhnlicher Wind Aufregung hervorbringen könnte. Zuweilen jedoch treiben sich die Fluthen empor, das Wasser schäumt und tobt, und die Wellen werden abwechselnd bleich und dunkel. Wehe den Gondeln, welche nicht vor völligem Ausbruch das Ufer erreichten! — Sie werden wie Eierschaalen umhergeworfen und oft eben so leicht zerschellt. Die Bewohner sammeln sich auf den Terrassen und schauen schweigend in den Kampf der Elemente, oder stoßen Flüche und Hallohs zur Hülfe der unglücklichen Schiffer aus. Die Aufregung theilt sich alsdann selbst den innern Räumen der Meer-Stadt mit und ganz Venedig ist in Aufruhr. Bei solchen Stürmen sind mehrmals (zuletzt im Jahr 1708) die Dämme zerstört worden; jetzt bestehen sie aber aus so ungeheuren Steinblöcken, daß sie schon lange dem Meere widerstanden, wie sehr es oft daran herum wühlt und seine Wogen zum Angriff treibt. Es erregt freudige Bewunderung, wenn man sich überzeugt, daß hier des Menschen Kräfte ein so wüthendes Element zu fesseln und die Lagunen-Stadt vor ihm zu schützen wußten. F. Krey.

Schleif-Werkzeug
zu Stahlfedern.

Die Schwierigkeit des Schärfens der Stahlfedern, welche vorzüglich darin besteht, die Feder beim Schleifen oder Feilen so zu halten, daß sich die Spitze nicht im Spalt ausschleift, wodurch die Feder jedesmal verdorben wird, ist wohl der Hauptgrund, wes-

halb so viele Stahlfedern, sind ihre Spitzen durch den Gebrauch abgenutzt, sogleich als unbrauchbar erachtet werden. Ich hatte die Freude, dem abzuhelfen, indem ich einen kleinen Kloben anfertigte, mittelst dessen die Feder so fest einzuspannen, daß an ein Ueberkreuzen oder Ausweichen der Spitzen beim Schleifen nicht zu denken ist. Jeder, der ein scharfes Auge hat — ohne oder mit der Brille — um die Spitze deutlich sehen zu können, kann mit dieser Vorrichtung die Stahlfedern für seine Hand eben so sicher passend schleifen, wie er mit einem guten Federmesser eine Gänsefeder zuspitzt. Fig. 1 ist die Ansicht des Schleifklobens im Durchschnitt, wo der Spalt b, b zur Aufnahme der Feder dient und zwar in der Biegung a, welche mittelst vier Schrauben



fest eingeklemmt wird. Fig. 2 ist eine Ansicht von oben, wo eben bei a die Spitze der Feder hervortritt und von allen Seiten zum Schleifen frei liegt. Man bringt zuerst die Feder in senkrechter Richtung gegen die schleifende Fläche und stumpft durch einige leichte Striche die Spitze ab, dann schleift man die Seiten der Feder, welche in b, b, Fig. 2, liegen. Die dabei entstandenen scharfen Ecken und Kanten wetzt man fort, indem man das Werkzeug nur mit seinem eigenen Gewicht drücken läßt und es beim Hin- und Herziehen auf dem Steine etwas dreht, wodurch man eine rundliche Spitze bekommt, die nicht einhakt. Auf das abgebrochen gezeichnete Stielstück f steckt man zum bequemen Halten ein kleines Heft. Die Winkel, unter welchen man die Feder beim Schleifen neigt, giebt das Instrument selbst an. — Der bedeutende Vortheil, besonders auch für Zeichner, die nur theure Federn benutzen können, ist wohl sehr einleuchtend, denn schon an einer Feder, wenn man sie nur drei Mal schleift, werden die Kosten des Schleifklobens gewonnen, da dieselben nur Einen Thaler betragen.

M.

Die Dorfkirche.

Man hat im Laufe der Jahrhunderte bei dem Aufbau christlicher Kirchen beinahe jeden Bau-Stil erschöpft, die Gestaltung aus allen Himmelstrichen herbeigezogen und Eigenes dazu erfunden, um das Höchste zu leisten, was eben die Kunst zu leisten vermag; trotz dem bleibt der alte deutsch-volksthümliche Bau wohl die vollendetste, welchen ein Gebäude, das zu christlicher Gottesverehrung

errichtet ist, erlangen kann; einmal schon, weil seine äußere Form den Zweck klar hervorstellt, weil man außer Zweifel ist, sobald man den Bau nur anschaut, daß er eine Kirche, keine Börse, kein Schauspielhaus, kein Fruchtspeicher, was neuere Bauten zu religiösen Zwecken oft im Irrthum lassen; dann auch deshalb, weil diese mehr als übereinkünftliche, von innen heraus andächtige, gedankenerregende Gestalt wirklich schön, und was das Wichtigste, sich beschränken und ausdehnen läßt, für eine unbedeutende Dorfkirche wie für einen Landes- und Volks-Dom paßt. Die vorhandenen Werke deutsch-christlicher Baukunst gehören zweien Zeiträumen an, dem lombardischen und staufischen; der Stil (die Präge) des ersteren hat den Rundbogen, die des letzteren den Spitzbogen ausgebildet. Beide brachten ihre Blüthen zu gleicher Vollendung und stehen sich dabei nicht entgegen, sondern gehen in einander über, wie sie erweislich auseinander entsprungen sind. Die lombardische (am Rheine „altfränkisch" benannte) Präge verhält sich zu der späteren staufischen (auch wohl gothischen) Kunst, wie sich die Knospe verhält zur Blüthe; und in der That ist diese Behauptung mehr als bildlich zu nehmen, sie geht tiefer auf die Sache ein, wie denn der Beobachter mit geringer Mühe finden wird, daß die Ahnen sich in dem Nachbilden der Pflanzenwelt gefielen, daß die Kirche den Wald darstellte, dessen Laubwerk an Gesimse und Knauf in der schönsten Vollendung, um Spier und Thurm in der üppigsten Fülle in der spätern Kunstgestaltung hervortrat, wie in der früheren mehr nur die Knospe sich bemerkbar machte. — Die frühere Form, die lombardische oder altfränkische, eignet sich, wegen ihrer Einfachheit und Festigkeit, besonders für Dorfkirchen, für Gotteshäuser minder begüterter Pfarreien, ohne jedoch alle Zierde und Würde auszuschließen, die in einem solchen Bauwerke nicht fehlen dürfte, und ist vor allen vorhandenen Neuerungen zu empfehlen, welche sich von außen als Bühnen, Spritzenhäuser und dergleichen darstellen, innen aber eine Kirche bieten. Die Rheingegenden sind vorzugsweise reich an Gebäuden lombardischer Präge, und jede Stadt, beinahe jedes Dorf kann eines aufweisen, das entweder ganz schön ist, oder doch, trotz den verkümmernden Zeiten und dem Ungeschmacke vergangener Jahrhunderte, einige Schönheiten gerettet hat. Wir haben hier keines der größeren, schöneren dieser Gebäude geben wollen, sondern gerade eines der kleineren, eine einfache Dorfkirche, in welcher die Form noch immer edel und erhaben bleibt. Die Seitenschiffe sind an dieser Kirche wie an so vielen anderen wohl später erbaut, die Zwischenwände durchbrochen und auf Pfeiler gestützt worden, das Hauptschiff und das Empor, die hintere Abrundung, in welcher der Altar steht, scheinen mit dem Thurme gleichzeitig entstanden zu seyn. Die Kirche liegt übrigens in dem zwei Meilen von Cöln am Dünbache gelegenen Dorfe Odinthal, das von dem alten Nationalgotte den Namen trägt, und vielleicht ehedem einen Tempel,



demselben geheiligt, aufweisen konnte; sie liegt auch nur eine halbe Meile von dem berühmten, zerfallenen Kloster Altenberg, dessen Kirche durch die von Friedrich Wilhelm IV bewilligten Geld-Unterstützungen sich wieder in vollem Glanze erhebt und für beide Confessionen zum Gottesdienst bestimmt ist; — wobei freilich der Wunsch, daß sie mit echter Christlichkeit in Eintracht kommen und bleiben mögen, sehr nahe liegt. W. v. W.

Rosa May.

Habt Ihr nicht von der schönen Rosa May gehört, von der reizenden Mairose, wie man sie doppelsinnig nannte! Leset ihre

Geschichte, ihr jungen Mädchen, leset sie, ihr Verführer, und geht in Euch, damit Ihr das Gewissen, den Stellvertreter Gottes, findet.

Rosa war die Tochter des armen Schulmeisters oder Kantors Jacob May zu Oberrollersleben an der Grenze des Eichsfeldes. Der Mann hatte drei Kinder, aber ein so knappes Einkommen, daß dabei kein Auskommen war, er also oft, wie mancher Dorfschulmeister, weder ein noch aus wußte. Der liebe Gott schlug sich in's Mittel; er nahm ihm binnen drei Jahren sein Weib und die beiden ältesten Kinder, so daß er nur noch Rosa behielt, die damals in ihrem vierzehnten Jahre eben confirmirt wurde. Nun ging dem guten Mann sein Verlust freilich sehr an's Herz, das Auskommen machte sich aber leichter, um so mehr, als Alles im Dorfe, Jung und Alt, in die Rosa vernarrt war und die Beisteuern in des Kantors Wirthschaft um ihretwillen ansehnlich zunahmen. Das Mädchen war wirklich voll Liebreiz. Vor dem Schulhause steht noch heute eine gewaltige Linde. Wenn nun damals das Mädchen ihre kleine Wirthschaft besorgt hatte und nett angezogen mit ihrem Strickstrumpfe in den Sommer-Nachmittagen unter den schattigen Baum sich setzte, dann sah hier hinter der Ecke des Schulhauses ein Kopf hervor, dort über die nahe Kirchhofmauer, und bald hatte „Mairöschen" eine ganze Gesellschaft von jungen Burschen und Mädchen um sich versammelt, die alle glücklich waren, ein Stündchen um sie seyn zu dürfen. Denn seltsamer Weise wußte sie durch ihr Betragen auch die Mädchen so für sich einzunehmen, daß diese Röschens Reize willig anerkannten. Der alte Kantor setzte in seine Tochter so viel Vertrauen, daß er aus diesem ihrem Umgange gar nichts Arges hatte. Der Alte war nicht weit in der Welt herumgekommen; ihn hatte der Katechismus und sein frommer, einfacher Sinn lebenslang vor allen Ausschweifungen bewahrt: nun war aber doch Rosa seine wohlgerathene, stets gehorsame Tochter und konnte ihren Katechismus vortrefflich auswendig — was hätte ihr also Schlimmes an Leib und Seele widerfahren können? Ach, es giebt viele böse Dinge, an die ein unschuldiger Dorfschulmeister nicht denkt!

Kein Fest wurde in Oberrollersleben gefeiert, keine Kirmeß, Hochzeit oder Kindtaufe, an der Röschen nicht Theil genommen hätte; sie erhielt immer die erste Einladung im Dorfe und war daran zuletzt so gewöhnt, daß sie es als eine Nothwendigkeit betrachtete. Sie war nun auch die Krone bei jeder Feierlichkeit und die anmuthigste Tänzerin der ganzen Gegend, obgleich sie nie Tanzstunde genommen hatte; deshalb hielten es die reichsten jungen Bauerburschen und die stolzesten Amtmanns- und Erbpächter-Söhne des ganzen Umkreises für die größte Auszeichnung, einen Walzer mit dem „Mairöschen" getanzt zu haben. Nun sagt man leider aus bloßer Artigkeit schon allen Mädchen Schmeicheleien über Reize, welche sie zuweilen gar nicht besitzen; wie mußten die Huldigungen für die wahrhaft schöne Kantorstochter ausfallen! Selbst

der alte Mav lächelte wohlgefällig, wenn er dergleichen vernahm, und seine Tochter empfing die Lobpreisungen ihrer Anbeter bald als einen nothwendigen Zoll, dessen Rückstand sie empfindlich verletzt haben würde. Man pries ihre himmlischen Reize und sagte ihr der Spiegel nicht dasselbe! Ohne daran zu denken, daß man oft im Spiegel nur finde, was man finden wolle, war sie schon überselig, vor dem trügerischen Glase ihr braunes Haar mit Rosen



schmücken zu können, die ihr so reizend standen, und bald gehörte sie selbst zu den ersten Verehrern ihrer Schönheit. Sie wurde eitel und hoffährtig und hielt ihre Leibesschönheit höher als Gott, der wohl in ihrem Katechismus, aber nicht in ihrem Herzen stand; daß aber ihr stolzes, eingebildetes Wesen Andern zunächst nicht

unangenehm auffiel, verhinderte allein ihre angeborne Gutmüthigkeit. Nur ihre Freundin Elise, die Tochter einer Predigerwitwe, ein weder schönes, noch häßliches, aber anspruchsloses und sehr verständiges Mädchen, hatte längst gemerkt, daß Röschens Herz von den Schmeicheleien vergiftet worden sey, und beschloß, da Vater May nicht zu hören und zu sehen schien, die Freundin aus ihrem trügerischen Traume und dem Glauben aufzuwecken, als ob ihre Reize allmächtig wären.

Als Röschen einst im vertraulichen Geplauder alle die herzählte, welche an ihrem Triumphwagen zogen und sich gegen die Freundin etwas überhob, schüttelte Elise sehr ernst das Köpfchen.

„Wie?" fragte Mairöschen fast beleidigt, „Du glaubst wohl nicht, was ich Dir sage?" — „Liebes Röschen", entgegnete Elise sanft, „ich besuche den Tanzsaal nicht; dennoch weiß ich, daß Du die Wahrheit sagst — glaube aber, daß — nicht Alles Gold ist, was glänzt." — „Hm, ich verstehe, Elise!" waren Rosa's Worte, und beleidigt bis in's Innerste von dem, was die Freundin ihr rein aus treuem Herzen gesprochen hatte, war sie einsilbig für den ganzen Abend.

Es war ohngefähr vier Wochen vor der Kirchweihe in Oberrollersleben, welche immer nach Beendigung der Erndte fällt und deshalb eins der ersten Tanzfeste der ganzen Gegend ist. Die Kirmeß selbst erschien mit dem herrlichsten Herbstwetter, und deshalb waren noch mehr Fremde im Dorfe als sonst. Nachmittags, als der Gottesdienst zu Ende, bliesen die Musiker vor der Schenke die Tänzer zusammen, und Rosa nahm sich kaum Zeit, ihrem Vater Kaffee und Kuchen zurecht zu legen, dann eilte sie nach dem Tanzboden. Elise hatte ihre Eitelkeit beleidigt und heute sollte es klar werden, wer Recht habe. Zu den glühendsten Anbetern unsrer Schönen gehörte ein reicher Amtmannssohn, dessen Vater in der Nähe einen großen Pachthof besaß; nächst seinem Reichthum schmeichelte der bethörten Rosa auch der Umstand, daß er leiblich zu den angenehmen Gestalten gehörte und sich auf dem Gymnasium der Stadt etwas Bildung geholt hatte. Julius war heute besonders guter Laune und ließ viel draufgehn; Mairöschen glühte und sprühte vor Wonne und recht selig müde wurde sie von ihrem Anbeter nach einem stürmischen Galopp auf ihren Sitz geführt. Julius brachte ihr Erfrischungen und wiederholte ihr alle seine Artigkeiten, welche er mit gar besonders einnehmender Manier vorzubringen wußte. Da fiel ihr Elisens Bedenken ein und rasch fuhr ihr das Wort heraus: „Ja, Julius, im Tanz und zur Schäckerei tauge ich schon etwas, aber weißt Du, wozu ich gewiß nichts tauge? — zur Ehefrau, nicht wahr?"

Etwas verdutzt betrachtete Julius die kühne Sprecherin und sagte dann ziemlich kühl: „Aber, liebes Mädchen, wer wird im schönen Mai an den Herbst denken? wie kann Mairöschen, ich sage: Mairöschen —"

„Redensarten!“ zürnte Rosa; „nichts als Redensarten! — nicht wahr, zur Frau möchtest Du mich nicht?“

„Aber, theuerstes Röschen“, entgegnete Julius besänftigend; „ich heirathe gar nicht. Wie kommst Du nur darauf?“

„Ich möchte gern wissen, wie schön ein armes Mädchen seyn müßte, um ohngefähr so viel als ein reiches zu gelten; Du scheinst aber zu glauben, Schönheit sey immer noch kein Geld — gute Nacht!“

Nach diesen bittern Worten entschlüpfte sie und eilte vom Tanzboden hinweg, um in dem nicht fernen Witwenstübchen der Pfarrwohnung der Freundin weinend um den Hals zu fallen. „Ach, Elise“, rief sie schluchzend, „Du hast Recht mit Deinem Verdacht; — der beste meiner Anbeter liebt mich nur als — Spielzeug.“

Rosa erschien von da ab bei keinem Tanze wieder und blieb fest, obgleich ihr die seltsamsten Gerüchte über ihre Zurückgezogenheit nicht unbekannt blieben. Dagegen schloß sie sich mehr an die gute Elise an, wohl weniger aus Herzens-Bedürfniß, als weil sie um eine Gesellschaft verlegen war und öffentlich nicht mehr erscheinen wollte. „Ach!“ rief sie einst aus; „ich möchte von hier ganz weg, vielleicht nach Berlin oder nach einer andern größern Stadt — hier ist's aus mit aller Hoffnung!“ Sie ahnte nicht, wie nahe die Erfüllung ihres Wunsches lag.

Man feierte in dem ganzen Umkreise damals noch die Christmette am heiligen Abend vor Weihnachten. Auch diesmal eilte Alles mit Wachslichtern in die Kirche, und Vater May durfte als Kantor auf dem Chore nicht fehlen. Es war eine grimmige Kälte, daß der Schnee unter den Schuhen knirschte; der eifrige Pastor ließ sich indeß nichts von der Länge der Mette abhandeln. Der alte May brachte eine tüchtige Erkältung mit nach Hause, kränkelte von da an und war im nächsten Frühling eine — Leiche.



Wenn der Tod in ein Haus tritt, zerstört er sehr oft nicht bloß ein Menschenleben, sondern stößt auch alles Bestehende um. Rosa konnte nun nicht mehr in Oberrollersleben bleiben, und ihre Blicke und Wünsche richteten sich abermals nach Berlin. Kaum war der alte May in den Schooß der Erde eingelegt worden, so schrieb sie, noch die Augen voll kindlicher Thränen über den erlittenen Verlust, an ihren Oheim von väterlicher Seite, ein ebenfalls armer, zum Altflicker herabgesunkener ehrlicher Schuhmachermeister in der Residenz. Sie bat ihn, sie und ihre Freundin Elise in der großen Stadt als Dienstmädchen unterzubringen; denn auch die Pfarrerstochter, welche ihre Mutter seit einem Jahre bereits verloren und mit ihr das Recht, in der Ortspfarre ihr Stübchen weiter einzunehmen, drängte und trieb es weit hinweg von da, wo sie Dienstmädchen nicht seyn wollte und zum Stande der Herrin in ihrer Armuth so wenig Aussicht hatte, als Röschen.

Meister May ließ nicht lange auf eine Antwort warten, auf die ihm sehr viel anzukommen schien. Ein schlecht stilisirter Brief sprach die rührendste Theilnahme an dem Geschick der verwaisten Nichte aus und lud sie in die Hauptstadt ein, sofern sie im Nothfall Salz und Brod mit ihm zu essen nicht verschmähe. „Sind wir erst dort", äußerte Rosa gegen die Freundin, „wird sich alles Andre schon finden!" Sie dachte, was sie der verständigen Leidensgefährtin zu sagen sich scheute, in Berlin mit ihrer Schönheit Glück zu machen; auf dem Lande wisse man — so redete Eitelkeit ihr ein — dergleichen Kostbarkeiten nicht zu schätzen.

Der Meister erschrak ordentlich, als statt einer Waise, die er sich verschrieben, noch eine anlangte; denn es war wirklich ein Opfer, das Brod, das er zuweilen nicht vollauf hatte, mit der Nichte zu theilen. Aber er und seine Ehehälfte erkundigten in den letzten acht Tagen schon sich nach Diensten und jetzt eilte er, nachdem die Ankömmlinge eine Nacht bei ihm zugebracht, sie unterzubringen. Er zog seine besten Beinkleider an, die gleichwohl eine Flicke vor dem rechten Knie hatten, und das Glück war ihm so hold, daß nach wenigen Stunden zwei Herrschaften für die dienstlustigen Mädchen gefunden waren. Rosa zog zu einer verwitweten Majorin, die nicht einmal Kinder hatte und bei aller Strenge und auffahrenden Heftigkeit es doch sehr gut mit ihren Dienstmädchen meinte. Elise traf es nicht so gut, sie hatte bei einem reichen Bäcker viel mehr zu thun und weniger Lohn. Als die beiden Mädchen nach vierzehn Tagen ihren ersten Sonntag hatten und sich sprachen, war indeß Rosa die Unzufriedene, Elise erklärte dagegen: sie werde wenigstens ein Jahr bei ihrem Bäcker bleiben, um ein gutes Zeugniß für sich zu haben.

Rosa hatte daheim bei ihrem seligen Vater über Alles frei schalten können; jetzt sollte sie gehorchen, einer strengen Frau gehorchen — sollte ihr das gefallen? Ihre Eitelkeit war ihrer Vernunft über den Kopf gewachsen, und da sich so schnell eine

Herrschaft gefunden, meinte sie mit ihrer Schönheit in der Residenz bald weiter zu kommen. Elise rieth ihr zwar zur Geduld, und äußerte offen, wie sie Rosa's Unzufriedenheit über die Majorin nicht begreifen könne; aber was half's! Die Majorin wohnte im ersten Stock und unten ein Aktuar, der auch ein Dienstmädchen hielt, die sich sehr plagen, mit Wirthschaft und Kindern plagen mußte. Friederike war sehr fleißig und die Arbeit flog ihr, wie man sagt, von der Hand; dabei war sie ausgelassen lustig und stand wegen ihrer Sittlichkeit in keinem sonderlichen Rufe. Am dritten Tage nach Rosa's Einzuge in's Haus trafen sich beide auf dem Hofe am Brunnen.

„Sapperlot das!" redete Friedrike sie in ihrer derben Art an; „Du bist ja abscheulich hübsch; bist gewiß vom Lande, nicht wahr?"

„Aus Oberrollersleben am Eichsfelde", antwortete Rosa noch etwas schüchtern.

„Sagt' ich's doch — dergleichen wächst hier auch gar nicht! Weißt Du wohl, daß Du ein Gesicht hast, daß ich Dich Sie nennen möchte? — ein Gesicht, ja, wenn ich das für mein Erbsenfeld eintauschen könnte, dann müßten Prinzen vor mir knieen, Prinzen, sag' ich Dir. Alle Wetter, mit einem solchen Gesicht, solcher Taille—"

„Sie scherzen nur, nicht wahr?

„Alle Wetter, laß das Sie fort, oder —! Ich sage Dir, wenn ich das Gesicht besäße, so schleppte ich hier kein Wasser, packeselte nicht bis in die sinkende Nacht — na, das sollte mir fehlen! Aber das schadet nichts; ich mache Alles fix und fertig, dann gehöre ich mir — der Tag der Herrschaft, die Nacht mir —"

„Du scheinst sehr heiter zu seyn."

„Und ich rathe Dir auch, nicht die Kopfhängerin zu spielen; Du kannst es besser haben, als ich — hörst Du? — besser als ich!"

Damit verschwand Friederike, und Rosa hörte gleich darauf die Lebenslustige singen und in der Küche ihre Wäsche klatschen. Der gute Rath der neuen Freundin gefiel ihr besser, als Elisens Ermahnungen. Am andern Morgen erzählte Friedrike, wie sie von neun Uhr Abends bis Nachts um zwei auf einem Balle in der Nähe getanzt, sich „rasend" lustig gemacht habe und jetzt doch wieder auf dem Platze sey. — Rosa bedauerte, nicht dabei gewesen zu seyn.

Als Elise das nächste Mal wieder ihren Sonntag hatte, wollte sie unsre Rose zu einem Gang in's Freie abholen; letztere war jedoch bereits mit der neuen Freundin Friedrike weggegangen, so daß Elise allein ihren Weg antreten mußte. Unterdeß hatte es Friedrike schon zu karten gewußt, daß sie und ihre Begleiterin nicht ohne Gesellschaft waren. Sie kannte seit längerer Zeit einen jungen Mann bürgerlichen Standes, der etwas malte, musizirte, sang und — trank; dieser, der an ihrer guten Laune Behagen gefunden, war der Begleiter und Schmarotzer eines jungen Edelmanns Rudolph von Zenghe, der, sehr reich, in die Residenz gesandt war, um

sich auszutoben, und hier den Wüstling spielte. Friederike hatte ihrem liebenswürdigen Bachmann von der neuen engelschönen Freundin erzählt und dieser sich beeilt, seinem Freunde die Entdeckung der Partie mitzutheilen. Kaum spazierten also Friederike und Rosa an jenem Sonntage auf das Köpnicker Feld hinaus, so fanden sich auch die beiden Herren ein, welche sie freundlichst grüßten, ein Gespräch anknüpften und binnen einer Stunde so vertraut mit ihnen waren, daß Herr von Zenghe Röschen zu Abend heim brachte.

In den nächsten Tagen sprach nun die Bethörte von weiter nichts, als von den süßen Schmeicheleien, welche ihre Eitelkeit gleich einem berauschenden Dufte gierig eingesogen; sie wußte des Edelmannes anziehendes Wesen nicht genug zu rühmen, und freilich stand seine Sprache weit über Allem, was sie in Oberrollersleben selbst von einem Amtmannssohne vernommen. Nur Eins berührte Rosa unangenehm, das war ein Besuch Elisens, welche ihr Vorwürfe machte; Rosa fühlte sich schuldig und ihr Gewissen sprach wie die treue Freundin: aber sie hätte um Alles das Vergnügen eines zweiten ähnlichen Ganges mit der neuen Gesellschaft nicht entbehren mögen, und log der Lästigen mit stockender Stimme Allerlei vor. Elise ging etwas beleidigt durch Röschens kühle Behandlung davon und ließ sich für's Erste gar nicht mehr sehen.

Auch dem Vater May hatte die dankbare Nichte bis dahin zuweilen einen Besuch geschenkt, und der Meister freute sich herzlich, wenn Rosa sich mit ihren Verhältnissen jetzt zufriedener erklärte; diese Besuche wurden jedoch immer sparsamer und hörten zuletzt ganz auf. Der Meister war zu arglos, um die wahren Gründe zu errathen und zu beschäftigt, um sie zu erfragen.

Die vierzehn Tage bis zu dem Sonntage, wo die beiden Mädchen wieder ausgehen durften, fand Röschen sehr lang; doch endlich war die Zeit da, und deshalb begab sich die Gesellschaft nach den sogenannten Zelten. Herr von Zenghe und Bachmann waren sehr pünktlich, und der Erstere ließ diesmal, wo er bestimmte Absichten hatte, noch mehr als früher aufgehen. Friederike stieg in ihrem Humor bis zur Ausgelassenheit, aber auch Rosa wurde hier, ungeachtet der jungfräuliche Sinn in ihrer Brust sie immer noch in den Schranken einer gewissen Würde hielt, ganz auf die Seite des Verführers gezogen. Sie hatte wohl äußerlich kein Zeichen ihrer Hingebung für den jungen adligen Anbeter verrathen, aber innerlich war sie ganz sein. Ihre Erfahrung ging nicht so weit, zu wissen, daß Schlangen unter Blumen grade deshalb so gefährlich sind, weil sie sich nicht zu rühren pflegen.

Der junge Wüstling wollte es aus Vorsicht nicht gleich zu weit treiben; er hätte ja die schöne Taube verscheuchen können. Daß er sich stets in ehrerbietiger Ferne hielt, betrog Rosa um so sichrer. Auf dem Heimwege ließ er das andre Paar voraus gehen,

und Rosa schwebte wonnetrunken an seinem Arme dahin, als er folgendes Gespräch begann:

„Es thut mir weh, schöne Rosa, Sie als gewöhnliches Dienstmädchen einer Herrschaft untergeben zu sehen, welche Ihre Vorzüge vor Hunderten Ihres Geschlechts gewiß nicht zu schätzen weiß."

„Herr von Zenghe, auf welche andre Lage könnte wohl ein Mädchen wie ich Ansprüche machen?"

„Ich weiß, daß Ihre Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit so groß sind, wie die Reize Ihrer Person; aber ich habe seit unsrem ersten Zusammentreffen ernstlich darauf gedacht, Sie in eine bessere Lage zu bringen —"

„O Sie scherzen, gnädiger Herr! — wollten Sie sich wirklich herablassen, sich mit der Besserung meines Schicksals zu beschäftigen?"

„Wie ich sage, schöne Rosa! Ich brauche grade in meiner Junggesellen-Wirthschaft eine Haushälterin, die mich etwas vor Schaden sicherte und bei den kleinen Fêten, welche ich bisweilen gebe, die Stelle der Hausfrau verträte. Was meinen Sie? Ich gäbe Ihnen jährlich funfzig Thaler und würde sorgen, Ihre Garderobe in einen Stand zu setzen, daß Sie vor meinen Gästen anstandsmäßig erscheinen könnten —."

„Ach, Sie haben viel Güte für mich verlassenes Mädchen!" äußerte Rosa, welche durch die Theilnahme gerührt wurde und zugleich in die Zukunft, wie in ein köstliches Kleiderspinde sah. Sie theilte bei dieser Gelegenheit das Wichtigste aus ihrem frühern Leben ihrem großmüthigen Anbeter mit, der sie mit einem warmen Händedruck seines innersten Mitleids versicherte und sein Anerbieten wiederholte. Sie schwieg eine Weile; die glänzenden Verheißungen blendeten sie völlig und sie hätte lieber gleich zugesagt, wenn die gewaltige Aufregung in ihrer Brust es zugelassen.

„Ich will Sie nicht drängen", schloß Herr von Zenghe diese Unterredung, als sie vor dem Brandenburger Thore anlangten: „besinnen Sie sich auf meinen Vorschlag, wir haben noch einige Wochen Zeit, ehe das Vierteljahr um ist, dann können Sie eintreten. Thäten Sie es nicht, so würde mich das deshalb schmerzen, weil ich herzlich Theil an Ihrem Schicksal nehme und mein Vorschlag die einzige Weise enthält, wie ich es würdiger machen könnte und möchte. Ich kenne viele vornehme Damen, welche mit der Hälfte Ihrer Reize die ganze Männerwelt in die Schranken fordern würden — doch ich will nicht schmeicheln, schöne Rosa!"

Während dieser Unterhaltung war die kleine Gesellschaft am Ziel angelangt und Rosa wußte nicht, wie sie heimgekommen. Sie schlüpfte in's Haus und konnte es kaum erwarten, bis Friederike ihr nachkam, um sich noch etwas gegen sie auszusprechen. Das Lob ihrer Schönheit von Zenghe's Lippen hatte den ersten Brand in ihr Herz geworfen, die Aussicht, ihre Reize durch glänzenden Putz nach Gefallen erhöhen zu können, den zweiten; aber

Friederikens Bewunderung ihres Glücks vollendeten den Rausch für diesen Abend, in dem alle diese Flammen in eine ernste Leidenschaft für den aufloderten, der sie entzündet hatte.

In den nächsten Tagen kehrte die Besonnenheit wieder etwas zurück; ihre Eitelkeit deutete zwar immer noch mit Erfolg auf die lachende Zukunft, aber sie konnte sich nicht ganz der Freude darüber hingeben, weil etwas in ihrem Innern sich dem entgegenstellte und sie unruhig und unzufrieden machte. Was auch der durch ihre Leidenschaft verstrickte Verstand ihr einreden mochte, ein klares Gefühl sagte ihr: daß sie sich bösen Versuchungen entgegen stürze und mit ihrem Jawort eine Scheidewand durchbreche, welche für jede sittsame Jungfrau nur am Altare eine rechtmäßige Pforte öffnet. Statt sich jedoch durch das Gewissen warnen zu lassen, suchte sie immer emsiger Friederikens Gesellschaft, die beredte Schutzpatronin ihrer Eitelkeit und Putzsucht, die immer den Sieg davon trug.

„Was?“ sagte diese: „Du willst Dich bedenken, ein Leben wie eine Fürstin zu führen? Alle Mädchen schmachteten nach solcher Ehre, und würden in Dir eine unheilbare Närrin sehen. Hier Arbeit und Schmutz und gestohlene Freuden, dort Freuden die Fülle, die Dir in einem Leben voll Herrlichkeit geboten werden; — und ich sehe es voraus, man wird Dich anbeten, Röschen, nach der Menge von Lorgnetten, die Du bereits in Bewegung gesetzt, und Herr von Zenghe wird sich eine Ehre daraus machen, Deine Bitten für Befehle anzusehen und Dir jeden Wunsch aus der Seele zu lesen. Sapperlot noch einmal! wenn Du das Anerbieten ausschlägst, trittst Du Dein Glück mit Füßen und bist nicht mehr werth, daß man Dir weiter hilft!“

„Aber — mein Dienstherr ist unverheirathet — da scheint's mir doch als —“

„Ach was! ich verstehe Dich schon; — aber wir Mädchen haben alle etwas, jeden Mann in der gehörigen Entfernung zu halten. Das liegt nur an Dir, Rosa; und wäre die Sache gewagt: wer nicht wagt, gewinnt nicht!“

Aehnliche Gespräche wurden mit verschiedenen Wendungen fast jeden Abend abgehalten, und es gelang der Verführerin, Rosa's Gewissen gleich einem unruhigen Kinde endlich doch einzuschläfern. Noch waren nicht vierzehn Tage seit jenem Gange nach den Zelten verstrichen, da mußte Friederike dem Edelmann durch Bachmann ihre Einwilligung zu wissen thun. Die Spaziergänge an den freien Sonntagen wurden fortgesetzt, und Rosa schwelgte um so unbesorgter in Lust und Freude, als ihr Anbeter sich durchaus nichts erlaubte, was ihr hätte ein Bedenken erregen können. Den schlimmsten Sturm erregte noch die Majorin, als Rosa ihr kündigte und erklärte, daß sie Wirthschafterin eines adligen Herrn werden solle. „Liebes Kind“, sagte Jene bedenklich, „ich weiß nicht, welche Begriffe von Schicklichkeit Du haben magst; auch

denke ich Deinem Glücke durchaus nichts in den Weg zu legen — aber wenn man nur Deine Unerfahrenheit nicht benutzen will — überlege Dir's nochmals —!"

Rosa schwieg und eilte etwas beklommen zu Friederike in die Küche; aber diese war sehr unwillig und meinte, wenn Rosa ihren Maaßstab der Schicklichkeit, den sie vom Dorfe mitgebracht, anlegen wolle, so thue sie wohl, Berlin sogleich zu verlassen. „Die Herrschaften denken gleich, Alles sey gemein und schlecht, was nicht in ihrer Weise ist", sagte Friederike; „soll ich Deine geheime Räthin seyn, Rosa, so laß Deine Majorin bei Seite; ich denke zu wissen, was sich schickt, so gut wie die vornehme Dame oben — hm!"

Zu Meister Max hütete sich Rosa zu gehen, um nicht in die Klemme zu gerathen, und die Majorin schwieg fortan und miethete sich ein andres Mädchen. Der bethörten Rosa wollte in der letzten Zeit gar keine Arbeit mehr schmecken und sie sehnte sich nach dem Tage ihrer Erlösung und Erhöhung.

Dieser kam endlich, und sie machte sich mit ihrem kleinen Koffer nach dem Hotel, wo Zenghe wohnte, auf den Weg. Dort angelangt, meinte sie in den Mienen der Domestiken etwas zu bemerken, was ihr nicht gefiel; man nannte ihr die Nummer von Zenghe's Wohnzimmer, und sie eilte die Treppe hinauf. Mit ängstlich klopfendem Herzen trat sie in die Gemächer, wo überall Vergoldungen sie anstarrten; ihre Beklemmung, die letzte Mahnung ihres guten Engels, nahm so zu, daß sie fast die Flucht ergriffen hätte; aber ein Diener trat herein und führte sie mit vieler Ehrfurcht in Zenghe's Empfangzimmer, wo sein Herr sie sehr freundlich willkommen hieß und sie um die Erlaubniß bat, das ihr bestimmte Zimmer ihr selbst anweisen zu dürfen. Dies geschah, und sie wurde überrascht, ihr Gemach mit Allem, was zur Toilette einer Dame gehört, ausgestattet zu sehen. Er entfernte sich, damit sie sich einrichten könne, und nun entdeckte sie erst in einem Spinde einen ganz neuen prächtigen Anzug für sie. Jetzt war es mit allen Bedenklichkeiten rein vorbei; sie fühlte sich überselig, machte sogleich Toilette und brachte in diesem Putz dem Herrn Kaffee. Er musterte sie wohlgefällig und schenkte ihr selbst eine Tasse ein mit den Worten: „Möge dieser wohlschmeckende Trank Ihnen andeuten, daß nur Freuden Sie hier erwarten!"

Aber schon wechselte der Wüstling allmählig die Rolle, um seinem Ziele näher zu kommen. Als eines Sonntag Abends Bachmann und Friederike mit Zenghe Rosa's Einzug gefeiert, mußte Friederike es der Freundin beibringen, daß der Herr sie doch eigentlich duzen müsse. Rosa wollte Anfangs ein Bedenken haben, aber ein Glas Champagner half darüber hinweg, und sie bat sich das „Du" aus, indem sie sich vornahm, keine andre Zugeständnisse zu machen. Zenghe hatte jedoch kaum diese Festigkeit bemerkt, so fing er an, den girrenden Schäfer zu spielen. Sie war zu gutmüthig, um hart seyn zu können, und als Bachmann sie eines

Abends fragte, ob sie den freigebigen vornehmen Freund, der eben hinausgegangen war, mit Gram tödten wolle, stotterte sie in glühender Verlegenheit: „Hat er mich schon um etwas gebeten?“ Die Sache war nichts als Comödie und Zenghe nur hinausgeschlichen, um auf ihre Antwort zu horchen. Ehe die Gesellschaft sich trennte, erhielt der Verführer den ersten Kuß. Nun mußte sie sich am andern Tage selbst sagen, daß sie bereits in ihren eignen Augen nicht mehr rein sey; sie nahm sich also abermals fest vor, kein Zugeständniß mehr zu machen. Aber da sie die Verführerin, ihre Eitelkeit, im Herzen und mit dieser verbündet einen Verführer neben sich hatte, der auch von ihrem Herzen Besitz zu nehmen begonnen: was hätte außer der Flucht da noch retten können? Zenghe wurde von jetzt dringlicher, aber sie wies wirklich seine Kühnheit mit den Worten ab: „Gnädiger Herr, ich würde nur Ihren Stammbaum verunzieren!“

„Theuerstes Mädchen!“ rief der Listige feurig aus, „ist es nur das? Ach, was könnte ich thun, wenn Du mir mit aller Hingebung Deine Liebe wirklich bewiesest!“

Das warf alle ihre Bedenklichkeiten um, und sie mußte hinausgehen, um ihre Niederlage nicht zu offenbaren. Zenghe hatte das wohl bemerkt, spielte auf's Neue den Zärtlichen in der bescheidensten Weise und lud sie zu einem Spaziergange gegen Abend ein. Sie sagte zu und Beide spazierten über den Wilhelmsplatz nach dem Brandenburger Thore. Da blieb Zenghe vor der Bildsäule des „alten Dessauer“ stehen und sagte in bedeutsamer Weise: „Weißt Du wohl, Rosa, daß Fürst Leopold von Dessau eine Bäckerstochter heirathete und sie zur Fürstin erhob?“ — „Mir ist, als hätte ich 'mal davon gehört“ — erwiederte Rosa leise und drückte voll süßer Hoffnung die Hand des Falschen. Die Unglückliche glaubte, was sie hoffte, und hatte keine Ahnung von der Mine, welche wieder gegen sie gegraben und geladen wurde.

Fünf Wochen später fiel Rosa's Geburtstag, was Zenghe durch Friederike in Erfahrung gebracht. Bis dahin hielt er sich äußerst bescheiden. An diesem Tage aber trat er Morgens mit einem lächelnden Gesicht in ihr Zimmer und überreichte ihr ein Schmuckkästchen, bei dessen Oeffnung sie geblendet zurückfuhr. „Alles ist Dein“, sagte er, „und möge es Dir, theures Mädchen, ein kleiner Beweis meiner Zärtlichkeit seyn!“ Als eine Trunkene verließ er sie — sich mit Gold und Edelsteinen behängen zu können, das allein hatte ihr noch gefehlt — und trunken verlebte sie den ganzen Tag bis zum Abend, wo Bachmann und Friederike sich einfanden und bald der Champagner in Strömen floß. Was der Schmuck von ihrer Standhaftigkeit noch übrig gelassen, verschwemmte dies feurige Getränk; die Unglückliche segelte im Sturm auf einem Meere der Lust und — ging unter.

Ihr jungen Mädchen, habt Ihr wohl schon gesehen, wie eine lauernde und rasch geschäftige Spinne eine Fliege in ihre Fäden

hastig einspinnt, sobald diese nur erst in ihrem Netz hängen geblieben? — Ihr habt dann etwas traurig Wahres gesehen: ein Bild der Verlockung und des Untergangs, was sich oft auch im Menschenleben wiederholt.

Nach der verschwelgten Nacht fand der Verführer die Arme weinend, er tröstete sie; denn — sie vergaß in einem zweiten Rausch den ersten. Und Zenghe suchte nun Alles hervor, die Verlorne vor sinnlichem Taumel gar nicht mehr zu sich kommen zu lassen. Theater, Conzerte, Bälle, kleine Reisen mußten sie betäuben, und sie, die Anfangs noch Thränen gehabt, ihren Fall zu beweinen, wurde an diese Ausschweifungen bald so gewöhnt, daß ihr ein ruhiger Tag sehr verdrießlich erschien. Wo sie sich zeigte, machte ihre Schönheit Aufsehen, und das trieb sie immer mehr auf den Putz hin; sich schmücken, war ihre Seligkeit, die Zurüstungen der Toilette mit allen ihren Künsten zur Erheuchelung erstorbener Blüthe ihr Leben. Sie vergaß Ehre und Ehe, ja! sie sah jetzt in Zenghe nur den willkommnen Befriediger ihrer Putzsucht, und diese hatte selbst die Liebe zu dem Manne fast ganz erstickt. Sie war eine gemeine Dirne mit vornehmem Anzug geworden — ihr guter Engel gab sie auf.

So waren beinahe dreiviertel Jahre verstrichen und Meister May hatte von seiner schönen Nichte nichts gesehen, nichts gehört. Wie wenig es seine Zeit erlaubte, hatte er doch einige Male bei Elise angefragt und anfragen lassen: wo Rosa sich hin verloren; aber die Gefragte, um den braven Mann nicht zu kränken, gab ausweichende Antworten. Endlich konnte es der gute Meister nicht mehr anstehen lassen und machte sich an einem rauhen Wintertage auf, Rosa zu suchen, deren Auffinden ihm zuletzt auch mit Hülfe der Polizei gelang. Er wurde zu seinem nicht geringen Befremden in das Hotel de ** gewiesen, stieg die Treppe hinauf und wollte gradezu in das Zimmer seiner Nichte, als Zenghe's Diener dem Manne mit der Flicke vor dem Knie den Eingang streitig machte. May schob jedoch den Zudringlichen beiseit und ging in das Zimmer, wo er Rosa's Stimme zu hören geglaubt. Der alte Mann erschrak über das, was er hier sah. Vor einem prächtigen Kamin und blätternd in einem Modejournal, saß seine Nichte da, angethan wie eine vornehme Dame, starrend von Seide und behängt mit blitzenden Steinen wie mit den Thränen, die ihr guter Engel zum Abschied über sie herab geweint.

Dem alten Manne versagte die Sprache. Sie war ebenfalls bestürzt und wollte sich erheben, um ihm die Hand zu reichen; aber er winkte ihr, daß sie sitzen bleiben mußte. Jetzt sah er sich in dem schönen Zimmer um, trat dicht vor sie hin, und, auf ihren Anzug deutend, nahm er in schneidender Weise das Wort:

„Ist das Alles ehrlich verdient? O ich begreife, was hier geschieht — und mein ehrlicher Name wird mit dem Schmutz desselben Lasters besudelt, das Dich mit Juweelen behängte. Heute



ist es ein Jahr, daß mein guter Bruder zur Erde bestattet wurde, und im Namen Deines Vaters gebe ich Dir seinen Fluch, wenn Du nicht umkehrst von Deinen bösen Wegen. Deine Tugend hat also Deinen Vater nicht einmal um ein Jahr überlebt? Ja, ich fluche Dir im Namen Deines Vaters, Du zucht- und schamlose Dirne —!"

Bei diesen Aeußerungen war der Diener herzugetreten, und schob den eifernden, polternden Alten zur Thür hinaus. Rosa war von dem Eindruck dessen, was sie aus dem Munde ihres Oheims hatte anhören müssen, schmerzlich ergriffen worden und saß da, an ihren Nägeln spielend, als der Verführer, der sie jetzt noch nicht hätte verlieren mögen, hereintrat und ihre Hand ergriff mit den Worten: „Was so ein alter Mann sich ereifert und gleich das Kind mit dem Bade ausschüttet! Weil er seine Jugendfreuden hinter sich und vergessen hat, so müssen wir nach seiner Meinung eigentlich wie Mönche und Nonnen leben — Unsinn! Was weiß der alte Narr, Röschen, wie Liebe mit Liebe rechnet, oder — wünschest Du es anders, mein Kind?"

Er hatte die letzten Worte mit einem Tone gesprochen, der sie erschrecken sollte und wirklich erschreckte. Vor ihrer Phantasie stand die bitterste Armuth, sie sah sich verlassen. — „Nein!" hauchte sie ängstlich, und ihre Augen waren voll Thränen.

Dies war etwas nach vier Uhr Abends; um sechs saßen Beide in einem Sperrsitze des Schauspielhauses und Rosa lachte von Herzen und ausgelassen über Kotzebue's „Pagenstreiche". Alles ging wieder im gehörigen Gleise, nur daß Zenghe bei sich etwas beschlossen, was für Rosa nicht erfreulich seyn sollte. Aeußerlich blieb sich das Leben Beider zwar gleich und Bachmann sammt Friederike bildeten noch sehr oft ihre Gesellschaft; doch als es wieder zum Frühjahr ging, kam Herr Bachmann mit seiner Freundin nicht mehr und Zenghe, der oft in dieser Zeit Briefe von Hause erhielt, schien sich über das Ausbleiben der Gesellschaft gar nicht zu wundern. Da nun auch Zenghe jetzt öfter allein ausging, so empfand Rosa viel Langeweile; — aber dies war nur die Schwüle vor dem Ungewitter, was über sie heraufzog.

Vier Tage nach Pfingsten war er zum letzten Mal mit ihr zu Balle und ungewöhnlich lustig. Sie schlief nach der durchschwelgten Nacht sehr lange, und als sie erwachte, war Zenghe fort.

„Wo ist Dein Herr?" fragte sie den Diener.

„Abgereist, Mamsell, und wenn Du's genauer wissen willst, um zu heirathen!" —

Rosa war einer Ohnmacht nahe: schon das freche „Du" des Dieners sagte ihr, daß Alles vorbei sey; sie fragte indeß doch mit zitternder Stimme: „Wann kommt Dein Herr zurück?"

„Nie, Mamsell! und ich habe Befehl, seine Sachen nachzuschicken und Dich als abziehendes Dienstmädchen bei dem Commissarius abzumelden."

Das war zu viel! Im ersten Augenblick wollte sie ihm nachreisen; aber sie konnte kein schriftliches Versprechen von ihm aufzeigen, und er hatte ihr seine Heimath nie genau verrathen. Dann übersah sie, was ihr von ihrem Glanze blieb — es war dessen immer noch genug. Eine stattliche Garderobe, alle Schmucksachen und eine gefüllte Börse hatte Zenghe ihr gelassen — was hatte es damit in der ersten Zeit für Noth? Doch eben in diesem äußern Prunk bestand ihre Noth; denn sonst lag Alles noch, hätte sie bessere Wege gehen wollen, zu ihrem Gunsten. War sie doch als Dienstmädchen an- und abgemeldet und konnte folglich wieder in Dienst gehen, wenn es nicht an dem Muth gefehlt hätte, der gleißenden Hülle zu entsagen. Doch was geschah?

Zu ihrem Oheim hätte sie um die Welt nicht gehen mögen; hatte sie der nicht verflucht? Und dann ihr Stolz! „Man soll nicht mit Verachtung auf mich niedersehen!" rief eine böse Stimme in ihr. Sie erkundigte sich nun nach Elise; da hörte sie, daß des Meisters Frau gestorben und der Meister von Elisens Tugenden so eingenommen worden sey, daß er sie zu seiner Hausfrau machen werde. Ein gewisser Schmerz ergriff sie bei der Nachricht: „Also auch diese ist für dich zu ehrlich geworden!" dachte sie. „Sie wird dich als Schwester aufnehmen und ehrlich machen — eile zu ihr!" flüsterte ein guter Geist ihr zu. „Man soll nicht stolz auf mich niedersehen — auch in Gedanken nicht!" entgegnete ein böser Geist, und des letztern Ausspruch gefiel ihr besser. Dann betrachtete sie sich: „Diesen Staat soll ich ablegen und wieder die Schmutzgewänder einer Köchin anziehen? diese sammtweichen Hände sollen Schwielen und Risse bekommen?" Das müßige Leben hatte ihr gefallen und sie lebte nun nach dem Sprüchwort: „Wer der Arbeit zusieht, wird nicht müde!"

Ich will nicht in den Sumpf hinabsteigen, in welchem die Leichtsinnige versank; nur von ferne will ich darauf einen kurzen, schweren Blick werfen für die, welche sich auf dieselbe Straße des Verderbens verlieren sollten.

Sie fing an, das Laster zur frevelhaften Kunst der Verführung für Andre auszubilden, sie wucherte mit ihren Reizen, die noch eine seltene Frische behielten gegen acht Jahre hindurch. Bei den lüderlichen jungen Männern galt sie damals unter dem Namen der „Mavrose" als die Königin des Tages, die weit und breit von sich reden machte; Väter und Mütter und Bräute hatten Verirrte zu beweinen, welche von dieser Sirene in das Netz gelockt worden waren. Aber die rächende Hand Gottes traf sie in der Blüthe der Jahre. Eine langwierige, böse Krankheit befiel sie und verzehrte nicht allein ihre Reize unwiederbringlich, sondern auch Alles, was sie im Dienste des Lasters erübrigt hatte.

Fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt erschien sie wieder, aber ihre Verehrer blieben aus. Sie mußte sich bequemen, einige Stufen tiefer hinabzusteigen; aller ehrliche Erwerb war so lange

von ihr vernachlässigt worden, daß ein Einlenken in diese Bahn ihr unmöglich dünkte und so gesellte sie sich zu den gemeinsten Buhldirnen und trieb das Gewerbe des Lasters, bis es auch in diesem Pfuhl nicht mehr weiter ging und sie nur noch wie ein Gespenst am Tage umherwandelte.

In dieser Zeit, wo die Unglückliche den Weg des Lasters so zu sagen bis an den Eingang zur Hölle durchmessen hatte und das einst so reizende Mädchen Allen ein Abscheu geworden war, in dieser Zeit einer schrecklichen innern und äußern Verlassenheit scheint nagende Verzweiflung über sie gekommen zu seyn; dafür spricht folgender Vorfall.

Sie wohnte in der Königsstadt, wie die Bäckermeisterin, und hatte diese auch auf der Straße zuweilen gesehen, aber vermieden. Einmal aber traf sie an der Ecke der Alexanderstraße auf sie, daß Beide Angesicht gegen Angesicht standen und einen Schrei der Ueberraschung ausstießen. Mit tiefem Schmerz blickte Elise in das durch Laster, Seuche und Gram wetteifernd zerwühlte Antlitz, streckte beide Arme nach ihr aus und rief: „Röschen, bist Du's oder bist Du's nicht!" — „Ich bin's, Elise!" — war die Antwort — „doch verunreinige Dich nicht mit meiner Nähe; ich habe mich elend gemacht an Leib und Seele!" — „Willst Du nicht mit mir gehen, Röschen?" fuhr die Bäckermeisterin gerührt fort; „Du sollst im Hause beschäftigt werden und es gut haben bei mir." — Doch Jene wehrte die mitleidige Frau hart ab mit den Worten: „Laß mich da schlafen, wo ich mir gebettet habe! es wird nicht lange mehr dauern!" Sie sprach dies mit zum Weinen gebrochner Stimme und eilte mit so raschen Schritten hinweg, daß die Bäckerin ihr nicht folgen konnte.

Sie sah die Elende nie wieder; aber diese hatte sobald noch nicht ausgelitten, wie sie meinte und hoffte.

Einige Jahre später ging ich durch die Königsstadt. Da sah ich vor einer Destillation in völlig bewußtlosem, trunkenem Zustande ein altes Weib von gräßlichem Aussehen bei einem Prellstein auf dem Pflaster sitzen; neben ihr einen Korb mit Lumpen, die zum Theil auf der Straße verstreut lagen, und um sie her einige Straßenjungen und Schusterlehrlinge, welche die Alte neckten, zupften, verhöhnten.

„Wer ist die Alte?" fragte ich.

„Häbähä!" grinste ein Schusterjunge mich an; „der kennt die „Lumpenrose" nicht, die berühmte Lumpenmätzin May."

Ich kann es nicht leugnen, daß ich mit einem Schauder weiter eilte und mich nicht mehr umsah. Ich kannte leider ihre Geschichte sehr genau.

Dies geschah im Sommer. Ein halbes Jahr nachher ging ich an derselben Destillation vorüber. Es war früh Morgens und sehr kalt. Da erblickte ich dieselbe alte Lumpensammlerin, die sich Nachts in der Trunkenheit dahin gesetzt hatte und er-



froren war; eben traf man Anstalt, sie fortzuschaffen. Man machte Belebungsversuche, sie blieben aber ohne Erfolg, und wer hätte es anders wünschen mögen! Gott, welch ein Ende, und jenseits — welch ein Erwachen!

O ich hätte alle eitle, leichtsinnige Dirnen an der Erfrornen vorüber führen und rufen mögen: hütet euch vor den Fallstricken der eignen Schönheit, der Eitelkeit, Putzsucht und Verführung zum Laster, welche in alle Abgründe des Elends stürzen. Gott, welch ein Ende, und jenseits — welch ein Erwachen! E. Rienitz.

Büffon.



George Louis Leclerc Büffon, dessen Genialität und unermüdlicher Thätigkeit die Naturwissenschaft den wesentlichsten Fortschritt verdankt, wurde am 7. September 1707 geboren. Sein Vater war

burgundischer Parlamentsrath, und Büffon legte daher den Grund seiner Studien zu Dijon, wo er sich besonders als Mathematiker auszeichnete. Doch eine Reise nach Italien, dessen mannigfache Schönheiten einen nie geahnten Reichthum von Gedanken in ihm erweckten, machte ihn zum ausschließlichen Verehrer der Natur. Sogleich wollte er sie zum einzigen Zweck seines ferneren Studiums nehmen, doch sein Vater, der darauf bestand, er solle Jurist werden, schickte ihn nach Angers. Ein Duell zwang ihn, diese Stadt zu verlassen, er begab sich nach London und trat daselbst zuerst mit einigen Uebersetzungen wissenschaftlicher Werke aus dem Englischen als Schriftsteller auf. Sie gefielen allgemein, der König von Frankreich hörte seine Kenntnisse rühmen, berief ihn nach Paris und stellte ihn an als Intendant des Königlichen Gartens (1739). In dieser Stellung überließ sich Büffon nun gänzlich und ungestört seiner Lieblingswissenschaft, indem er zugleich Sorge trug für die Erweiterung der Bau-Anlagen, ein eigenes Kabinet begründete für natur-historische Schätze, zu deren Vermehrung er sich in ununterbrochenen Verkehr setzte mit allen bekannten Theilen der Erde, und einen großen Saal zu öffentlichen Vorlesungen erbaute. Sein Name hatte in Kurzem einen solchen Ruf erlangt und ihm eine solche Verehrung erworben, daß sein Eigenthum auf offenem Meere selbst von den damals gewaltig überhandnehmenden Seeräubern unangefochten blieb. Man erzählt, daß, bei der Besitznahme eines französischen Kauffahrers durch Corsaren, diese alle Gegenstände, welche für Büffon bestimmt waren, an die bezeichnete Adresse besorgten. Nach zehn Jahren des unausgesetzten Studiums in der Wissenschaft selbst sowohl als, um ihrer Darstellung willen, in der Kunst des Schreibens, gab Büffon den ersten Theil seiner Naturgeschichte heraus, dem in längeren Zwischenräumen die übrigen Bände folgten. Ganz Europa erstaunte über die tiefe Gründlichkeit des Wissens, die Neuheit und schlagende Wahrheit der genialen Entdeckungen, der Auffassung, Aufschlüsse und Beweisführung, so wie über den geschmackvollen, eben so klaren als fesselnden Stil, den der berühmte Gelehrte in diesem Werke entwickelte, das mit Recht als die Grundlage der neueren Naturwissenschaft betrachtet wird. Doch das Neue, auch wenn es auftritt mit dem Rechte der Vernunft und der Wahrheit, hat stets seine Feinde in den Reihen Derer, die theils aus Unwissenheit, theils aus eigensüchtigen Absichten am Veralteten hängen. Wir finden zu diesem Erfahrungssatze, der übrigens aus dem verbessernd umwandelnden Begriffe des weiterschreitenden Geistes als eine Nothwendigkeit hervorgeht, auch in unsrer jüngsten Zeit die sprechendsten Belege. Mit welcher Anstrengung stemmen sich noch heute die in ihrem Wesen und Thun starr eingewohnten Verfechter der alten, unfruchtbar gewordenen Geistesformen gegen die in frischer Jünglingskraft erwachende Freiheit des geistigen Fortschritts! Kann es im Geiste, der das nie Ruhende, ewig sich Vervollkommnende ist und seyn muß, da die All-

gemeinheit der geistigen Anschauungen tagtäglich durch die das Bisherige in sich aufnehmenden und darauf weiterbauenden Menschenköpfe erweitert wird, kann es im Geiste unbedingte Formen, kann es in ihm überhaupt einen Punkt geben, wo der Stillstand durch den Geist selbst geboten wird? Nein! Der Geist ist eben die ewige Freiheit, darum schrankenlos, und jede Beschränkung seiner eine unverzeihliche Gewaltthat gegen ihn. Nur der Geist darf den Geist richten, keine andre Macht ist ihm ebenbürtig! — Auch Büffon erfuhr diese stets sich erneuende, stets erst wieder zu besiegende Feindschaft gegen die neuen Entdeckungen, denen er in seinem Werke die Bahn brach. Die Sorbonne (der von der Regierung ausgehende, wissenschaftliche Verein zu Paris) war es, welche, damals gänzlich unter dem Einfluß der Geistlichkeit, ihm heftig entgegentrat. Aber Büffon zog sich scheinbar zurück, er gab anscheinend nach, indem er dabei den eingeschlagenen Weg rastlos verfolgte, bis die laut verkündete Wahrheit ihre Befestigung durch sich selbst gefunden; dann stellte er ruhig den anerkannten Ruhm den Feinden gegenüber, und diese schwiegen, durch die Stimme der Völker überwunden. — Wie emsig und beharrlich Büffon stets seinen Zweck, Wahrheit und Ruhm in ihrer Einheit, im Auge hatte, beweist seine Abhandlung über den Stil, welche er bei seiner Aufnahme in die Akademie im Jahre 1743 vorlas. Das Geheimniß seiner damals unerreichten Schreibweise legte er darin dar und zeigte, wie er keine Mühe gescheut, um durch Beobachtung und Befleißigung dem Werth des wissenschaftlich gediegenen Inhalts auch den Reiz der schönen Form zu verleihen. In seinem Werke ist jeder einzelne Abschnitt mit gleicher Sorgfalt ausgearbeitet, alle beschriebenen Gegenstände treten mit der Klarheit eines angeschauten Gemäldes, ja mehr als das, mit der vollsten Lebendigkeit vor des Lesers geistigen Blick. Am schönsten gedacht und ausgeführt aber ist seine Entwickelung der sinnlichen Empfindungen im Menschen. — Auf seinem Landsitze, den Ludwig XV zur Grafschaft erhoben, starb er, ein Greis von achtzig Jahren, ein Mann von ewigem Ruhme, am 16. April 1788. Selten ward einem großen Manne ein Glück zu Theil wie diesem: von der Mitwelt wie von der Nachwelt gleich hoch gefeiert zu werden. Fr. Paolo.

Bauwerke auf Island.

Die Hauptkirche in Reikiawik.

Sie ist aus Steinen gefügt, mit starken Brettern gedeckt; ihr Thurm ist ein schweres Geviert aus Balken und enthält ein Paar Glocken von Mittelgröße. Unter dem Dache der Kirche befindet sich die öffentliche Bücherei, an 6000 Bände enthaltend, zu welcher jeder Eingeborene freien Zutritt hat, auch



unter gewissen Bedingungen Bücher mit nach Hause nehmen darf. Diese Bücher enthalten meist weltliche oder Kirchen-Geschichte in deutscher, schwedischer, norwegischer oder dänischer Sprache; wenig englische Werke, dennoch Ausgaben der besten englischen Dichter, eine Sammlung alt-griechischer und lateinischer Schriftsteller, dann handschriftliche Werke über Gottesgelahrtheit, von isländischen Priestern geschrieben. Waren die Isländer einst berühmt wegen ihrer schriftstellerischen Thätigkeit, so ist es erfreulich, noch Spuren des Scharfsinnes und Fleißes in den Abkömmlingen zu finden, wodurch sie sich ihrer Altvordern würdig zeigen.

Die Kirche zu Thingwalla.

Dieses Gotteshaus weicht in seiner Bauart von allen Kirchen ab, die man anderswo findet. Seine größte Länge beträgt nur 23 Fuß, acht Fuß davon sind noch für den Altar durch eine Schranke abgesperrt; an der Schranke lehnt die Kanzel, welche die Umschrift führt:

„Ich kenne deine Werke!
Dem, der da hat, wird gegeben!“

Ueber dem einfachen Abendmahl-Tische ist ein rohes Gemälde, „des Herrn Abendmahl“ vorstellend, aufgehangen, das jedoch von hohem Alterthume zeugt. Die Breite der Kirche ist zehn Fuß, die Höhe des Mauerwerkes nicht über sechs Fuß. Die Mauern sind getäfelt. Von einer strecken sich dicke Balken durch den ganzen Raum, auf welchen eine Menge von Bibeln, Gesangbüchern und alten Handschriften in bunter Unordnung aufgestellt ist. Das



Innere des Daches, die Sparren, auf denen das Dach ruht, sind gleichmäßig mit Brettern bekleidet. An der Eingangs-Pforte hängen, an einem Holzgerüste, drei Glocken, so niedrig, daß man sie auf ebener Erde mit Händen erreichen kann. Vier oder fünf Bänke mit Rücklehnen sind zu jeder Seite des inneren Gebäudes gestellt, hinter diesen befindet sich nur noch ein kleiner Gang frei; eine ähnliche Bank zieht sich um den Altar herum. Dieser geringe Raum soll hinreichen für das Bedürfniß der Bevölkerung. — Fremde besuchen das entfernte Eiland selten; kommen deren aber und gestatten die ärmlichen Wohnungen keinen Raum, werden sie von den gastfreien Einwohnern für die Nacht in die Kirche gewiesen, dorten sich ein Lager unter Gottes Frieden aufzuschlagen.

Der Name „Thingwalla" bedeutet einen hohen Gerichtshof in freiem Felde. Der Althing oder die große Volks-Versammlung ward ehedem hier unter freiem Himmel gehalten, bis zum Jahr 1690, wo man ein ziemlich großes einfaches Gebäude von Lava aufführte, um darin Gericht zu halten. Im Beginn des jetzigen Jahrhunderts aber wurde der Gerichtshof nach Reikiawik verlegt. An diesem denkwürdigen Orte ward auch vor mehr als 800 Jahren dem Heidenthum abgeschworen und das Christenthum auf der ganzen Insel angenommen. Jetzt ist es eine Stätte der Verwüstung, indem die Natur rings nur Zerstörung und Trauer darbietet, was durch die Nachbarschaft des feuerspeienden Hekla leicht erklärlich ist.

Eine isländische Fischer-Wohnung.

Das Aeußere einer isländischen Fischer-Wohnung kann nicht einfacher seyn, es gleicht vollkommen einer irischen Bauer-Woh-



nung oder den Wohnungen der hebridischen Inseln, von welchen aus Island zuerst angebaut worden seyn soll. Der untere Theil ist von Steinen aufgeschichtet, zwischen deren Fugen statt Mörtel Moos und Rasen gestopft wird. Ein hölzernes Dach erhebt sich über diesen Mauern, welches wieder mit Rasen bedeckt ist. Fenster giebt es keine hier, außer einer ärmlichen Oeffnung, mehr geeignet, den Sturm als den Tag in's Innere zu lassen. Ein viereckiger Bretter-Verschlag dient als Schornstein, doch öfter noch läßt man den Rauch sich seinen Weg durch ein Loch des Daches suchen. Die einzige Feuerstelle ist jene der Küche. Der Boden besteht aus einer Thon-Tenne, der Hausrath aus einigen rohen Bänken und Bretter-Gerüsten an den Seitenwänden, auf denen die Bewohner ihre Betten haben. Unter denselben hängen Fische zum Trocknen, sind alle ärmlichen Bedürfnisse der Bewohner ausgebreitet und geordnet zu sehen.

Die Kirchen sowohl wie das Fischerhaus bezeichnen die Armuth der Bewohner Islands; dennoch leben dort im Verhältniß mehr zufriedene Menschen als in manchem mit Wohlhabenheit gesegneten Lande. Der Mensch ist aber überall glücklich, wo er Lebensmuth und Anspruchlosigkeit nicht von sich läßt!

Almosen.

Nathanael, ein herziger aufrichtiger Mann, saß unter seinem Feigenbaum, an welchem sich die Weinrebe hinaufschlang, so daß Feigen- und Weinblätter vereinigt dichten Schatten breiteten. Er aß von den Feigen und der Rebenfrucht, und gedachte mit Behagen der Fülle und Sicherheit, welche durch den Baum und die Reben angedeutet wurden. — Freudig redete er sein Schattenzelt

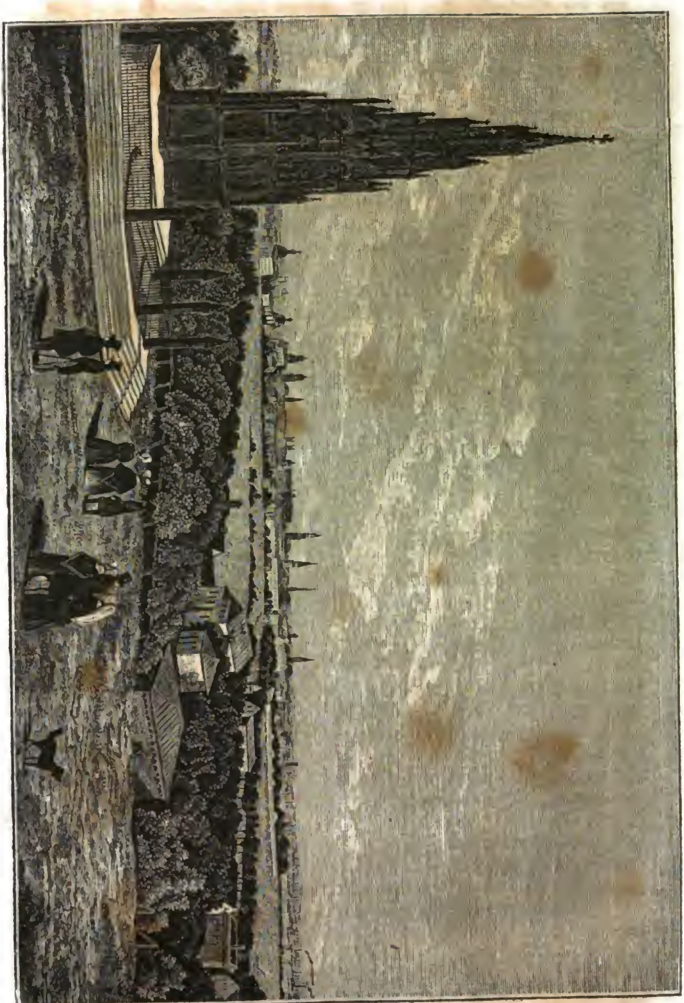


an: „Wie soll ich dir lohnen, milder gastfreier Feigenbaum, für die süßen Früchte, die du mir jährlich so reichlich spendest, und was besitze ich, edler Weinstock, womit ich deine Freudengaben erwiedern könnte? Meine geringe Mühe, euch zu behacken, zu düngen, zu reinigen und zu pflegen, vergeltet ihr mir mit überreichen Geschenken; ja, wenn ihr mir auch gar keine Frucht, wenn ihr mir nur die Frische eures vollen, duftenden Schattens vergönntet, so wäre dafür schon mehr als genug gethan, und ich bliebe euer Schuldner; die Menge eurer Wohlthaten macht mich zu einem Undankbaren." — Da erwiederte der Feigenbaum mit seinem frommen Rauschen über Nathanaels Haupt: „Nicht uns, sondern deinem und unserm Gott gieb Dank und Ehre für unsre Gaben!" — Da flüsterte das Rebenlaub mahnend über Nathanaels Haupt: „Nicht mir, sondern dem Anwalt Gottes sollst du deinen wirklichen Dank erstatten, schau um dich!" — Nathanael sah um sich her, da trat die Armuth vor ihn hin, und die Zweige des Feigenbaums und

des Weinstocks deuteten auf sie. Und Nathanael theilte die Früchte mit ihr, ja, selbst seinen Mantel, und war selig und zufrieden, und sein Dach trug doppelte Früchte; denn so Zwei sich sättigen an einem Brod in Liebe, macht der Herr es doppelt so groß.

Der Kreuzberg bei Berlin.

Kaum eine Viertelstunde südlich von Berlin liegt ein Hügel, nach dem Dorfe Tempelhof, dessen Ländereien bis an ihn heranreichen: der Tempelhofer Berg genannt. Der eine Theil desselben, rechts von der Straße nach Tempelhof, hat von dem mit dem eisernen Kreuze geschmückten Denkmal, das wir auf unserer Abbildung erblicken, den besonderen Namen: der Kreuzberg erhalten. In Form eines gothischen Münsterthurms, aus einer Reihe kleiner Thürmchen zur zweiten, dritten und vierten emporwachsend, gestaltet das Denkmal in seiner Grundlage, auf einem steinernen, stufenweis sich erhebenden Unterbau, ein Kreuz, also vier gleichmäßige Vorsprünge, und ist mit zwölf Bildsäulen geziert, welche, in deutungsvollem Gewande dargestellt, in Beziehung stehen zu den Freiheitskämpfen von 1813 bis 1815. Auch die einzelnen kleinen Thürmchen, wie diejenigen, welche die Ecken der Umgitterung bilden, tragen auf ihren Spitzen das eiserne Kreuz, und rechtfertigen so vollkommen die neue Taufe, welche der Hügel durch das auf seinem höchsten Punkt errichtete Denkmal bekommen. Der König von Preußen Friedrich Wilhelm III legte in Gemeinschaft mit dem Kaiser Alexander von Rußland den Grundstein dieses Monuments am 19. September 1818, und indem wir in den durch das Gitter umschlossenen Raum treten, erblicken wir zuerst in erhabener Schrift folgende Worte: „Der König dem Volke, das auf seinen Ruf hochherzig Gut und Blut dem Vaterlande darbrachte. Den Gefallenen zum Gedächtniß, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung." Dies ist die Anerkennung, welche der Vaterlandsliebe, dem Heldenmuthe und der Aufopferung des Volkes geworden, eine Anerkennung, die nur durch das Gefühl und im Gemüth des Einzelnen zur Wirkung kommen kann: eine wahrhaft wirkliche, im Staate selbst lebendig seyende Anerkennung der Volkswürde hat sich noch mehr zu entwickeln. Doch wir haben bei der Beschreibung des Denkmals zu schildern, was da ist, nicht was da seyn könnte und sollte; wir schauen also wieder auf die eiserne Anerkennung und lesen die Namen der bedeutendsten Schlachten. Vier Hauptschlachten: Groß-Görschen (2. Mai 1813), Leipzig (18. Oktober 1813), Paris (30. März 1814) und Belle-Alliance (18. Juni 1815) stehen auf den Seiten der vier Vorsprünge mit goldenen Buchstaben verzeichnet. Die Bildsäulen oberhalb dieser Namen, in sinnbildlicher Gewandung, sind, in gleicher Reihenfolge: Der Prinz von Hessen-Homburg,



der bei Groß=Görschen fiel, die Siegesgöttin mit den Wappen der drei Verbündeten, die Königin Louise, den Siegeswagen, der von Paris zurückgeholt wurde, als Genius des Friedens tragend, und die jetzige russische Kaiserin. Die Ecken zwischen diesen Seiten tragen in eiserner Schrift die Namen der Schlachten: Groß=Beeren (23. August 1813) mit dem Standbilde des jetzigen Königs von Preußen; Katzbach (26. August 1813) mit dem Sohne des Feldmarschalls Blücher; Culm (30. August 1813) mit dem Standbild Friedrich Wilhelm's III; Dennewitz (6. September 1813) mit dem Grafen Bülow von Dennewitz; Wartenburg (3. Oktober 1813) mit dem General York, der mit einem Fuße auf einem Schiffsschnabel steht, dem Zeichen des Uebergangs über die Elbe; La Rothière (1. Februar 1814) mit dem Kaiser Alexander; Bar sur Aube (27. Februar 1814) mit dem jetzigen Prinzen von Preußen; Laon (9. März 1814) mit dem Prinzen Wilhelm, Bruder des verstorbenen Königs. Bemerkenswerth ist es, daß bei der Schlacht an der Katzbach das Standbild den Sohn des Feldmarschalls Blücher darstellt, der durchaus keine geschichtliche Bedeutung hat. Man sagt, der Marschall Vorwärts habe gewünscht, daß er selbst diese Stelle nicht einnähme. Den Grund dieses Wunsches vermochte der Erklärer des Denkmals, ein Invalide — der in dem kleinen Häuschen wohnt, das wir mit dem Dach und dem oberen Theil eines Fensters im Vordergrunde über dem Boden sich erheben sehen — uns nicht anzugeben. Dieser Invalide, der alle Feldzüge seit der Schlacht bei Groß=Görschen mitgemacht, hat die Stelle eines Aufsehers als Ruheposten erhalten. Das Denkmal ist 61 Fuß hoch und enthält zweitausend zweihundert und einige achtzig Centner Eisen. — Von der Treppe, auf der es steht, hat man die schönste Aussicht über Berlin, das sich in vollständigem Panorama dem Blicke darlegt. Wir bemerken von links nach rechts folgende Gebäude, die sich besonders hervorheben: Die Eisenbahnhöfe der Potsdamer und Anhalter Bahn, die Dreifaltigkeits=, die Böhmische Kirche, das Schauspielhaus, die Thürme der Deutschen und Französischen Kirche auf dem Gensd'armes=Markt, die Sophienkirche, die Katholische, die Werdersche Kirche, den Dom, das Schloß, den Marienthurm, die Jerusalemskirche, den Nicolaithurm, die Parochialkirche und andere mehr. — Ein Vergnügungs=Ort der Berliner, das Tivoli genannt, befindet sich ebenfalls auf dem Kreuzberge, der in den letzten Jahren mit zierlich netten Sommerhäusern bebaut worden und als Sommer=Aufenthalt wegen der freien und reinen Luft, die hier herrscht, so wie wegen der angenehmen Aussicht sehr beliebt ist. Die bekannte „Rutschbahn", auf welcher kleine Wagen zu zwei Personen hinabrollen, und auch glänzende Feuerwerke ziehen im Sommer viel Publikum nach diesem Vergnügungs=Ort.

Die Spinnerin im Monde.



Ein Mädchen spann nie still und fein,
Spazierte lieber im Mondenschein:
Sie wollte nur tanzen, nur springen,
Sie mochte am liebsten singen.
Schalt ja die Mutter sie tüchtig aus,
Schlich sie sich stille aus dem Haus';
Sie tanzte im Mondenscheine,
Sie sang für sich alleine.
Die Mutter ging zur Tochter hin:
„Du faule, faule Spinnerin,
Willst du dein Rad nie drehen,
Magst in den Mond du gehen!"
Und sieh', der Mond in schnellem Lauf,
Der hob die faule Spinnerin auf.
Seht ihr im Monde drinnen
Sie dort nicht einsam spinnen?
Die weißen Sommerfäden ziehn,
Die spinnt im Mond die Spinnerin;
Ihr seht im Herbst sie fliegen,
Auf Hecken und Feldern liegen. F. Brunold.

Grabhaine am Rhein.

Auf der Höhe der Sanddünen, welche im grauen Alterthume die Ufer des Rheines bergischer Seite bildeten, Strecken, die damals von dem Völkerstamme der Ubier *) bewohnt waren, findet man noch heut zu Tage eine Reihe von altdeutschen Begräbniß-

*) So wurden sie von den Römern genannt, und sie hießen vielleicht „Wupperer", vom Wupper-Flüßchen, oder „Upperer", oben wohnende.

plätzen, welche über die Beerdigung und den Kunstfleiß der deutschen Stämme einigen Aufschluß geben können.

Nach geschichtlichen Zeugnissen, wie nach der Sage, war der Rhein einer der heiligen Ströme Deutschlands, an dessen Ufern die Urväter gern ruhen, selbst gern da beerdigt seyn mochten, woher denn die Gräber sich dort in solcher Menge angehäuft finden, wie wohl auf keinen neueren Kirchhöfen, wenn auch der Ackerbau ungeheure Strecken der heiligen Haine schon vertilgt hat, der Regen, das hohe Alterthum, der Hochwald auch das seinige beigetragen, die noch unbeackerten Hügel abzuflachen. Die Ubier, welche um 37 nach unserer Zeitrechnung über den Rhein setzten und Cöln gründeten, haben sich erst kurz vor 700 in Masse dem Christenthume zugewendet, so daß die fraglichen Begräbnisse wohl alle vor dieser Zeit stattgefunden haben. Sie wurden in gewissen heiligen Hainen vorgenommen, welche mit Eichen und Wachholder bewaldet waren. Am liebsten wählte man die erhabensten Stellen dieser Haine zu den Ruhestätten der Entschlafenen. Der Verblichene wurde — nach den Schlüssen, die aus der Eröffnung der Hügel zu ziehen — in vollem Schmucke auf die Grabstelle gebracht und dort, über einem Feuer aus Eichen- und Buchenkohlen, verbrannt. Waren die fleischigen Theile beseitigt, las man die Ueberbleibsel der Knochen sorgfältig zusammen und verschloß sie in einem Aschenkruge. Diesen Krug stellte man nun auf die Erde und umgab ihn mit der Asche und den Kohlen, in welchen sich noch jetzt Bruchstücke des Schmuckes und der Bewaffnung finden, z. B. größere und kleinere Ringe, Armringe, Spangen, Nägel, Feuersteine, Kupferplättchen und Stücke geschmolzenen Kupfers. Ueber dem Gefäße schichtete man von Sand, Kies und Erde einen Hügel auf, der bei einigen Stellen noch fünf Fuß Höhe, an zwanzig Fuß Durchmesser hat, ehedem aber gewiß das Doppelte der Erhebung gemessen haben muß. Wir zeigen hier (1) einen im Durchschnitte. Die Aschenkrüge, deren

(1)



einer sich in jedem Grabhügel und zwar in dessen Mitte findet, haben im Durchschnitte die Gestalt eines an der Spitze abgestutzten Lindenblattes, (2) eines Herzens ohne Spitze. Unter dem

(3)



(2)



oberen Rande, der bei den größeren etwa einen Fuß mißt, folgt eine geringe Verengung, dann die größte Dicke in einer Ausbauchung, welche einen bis zwei Zoll mehr als der obere Rand fassen kann, worauf der Krug nach unten spitz zuläuft, so daß seine untere Fläche kaum drei bis vierthalb Zoll Durchmesser haben mag. An Höhe mißt selten eine über zwölf Zoll. An der ganzen Gestalt der Gefäße ist einleuchtend, daß sie bestimmt waren, befestigt in der Erde zu stehen, nicht zu irgend einem freien Gebrauche zu dienen. Der Deckel (3) ist noch einfacher wie der Krug, paßt nicht auf denselben, sondern reicht mit dem Rande gewöhnlich über ihn hinaus, ist flach abgerundet und hat oben im Mittelpunkte eine Fläche von einigen Zollen, so, als ob er hätte umgekehrt zur Schüssel dienen sollen. Oft finden sich bei den Gebeinen noch kleinere Krüge und Gefäße in den Töpfen eingeschlossen, welche in verjüngtem Maaßstabe die frühere Form wiederholen und ebenfalls Gebeine, von Kindern etwa, enthalten, oder aller Vermuthung nach Trinkgefäße waren. Dann sind sie entweder Kugel-

(4)



(5)



Ablösungen, (4) Schalen, die nur einen kaum bemerkbaren platten Raum zum Stehen haben, oder Schalen, die mit einer umgekehrten untern Schale zum Stehen verbunden sind, (5) also schon Gefäße von einiger künstlicher Zusammensetzung mit ganz einfacher Muldung vorstellen. — Nach genauer Forschung läßt sich versichern, daß die Verfertiger der Gefäße den Gebrauch der Töpferscheibe hinlänglich kannten, obschon die meisten Krüge, der Farbe wie ihrer Weichheit nach, nicht im Feuer, sondern bloß in der Sonne getrocknet scheinen; wenige nur zeigen durch ihre rothe Ziegelfarbe, und noch mehr durch die darauf mit metallischem Schmelze eingebrannten Verzierungen: daß sie durch des Feuers Gluth, etwa in einem Ofen, gehärtet worden sind. Ist die Mehr-

zahl der Krüge ganz einfach, finden sich doch auch wieder einige derselben verziert vor, und zwar gewöhnlich durch Eindruck von Tüpfeln (Punkten), die mit einem Hölzchen oder mit einem Knochen gemacht zu seyn scheinen. Das Gefäß hat nämlich in der Verengung unter dem Rande einen Kranz von Tüpfeln, (6) oder

(6)



auch einen zweiten unter der größten Dicke; oft sind Reihen von Strichen mit diesen Tüpfeln zum Zierrath verbunden. (7) Auch kommen Gefäße vor, über und über in wechselnden Reihen mit gebogenen, oben breiteren Strichen verziert, welche an Gestalt den Hermelin-Flocken gleichen; (8) wie andre, in denen Reihen von

(7)



(8)



geraden Strichen sich in Winkeln über einander schichten, so daß die Verzierung heraus kommt, welche als Fischgratwerk in der späteren Baukunst des Mittelalters sich erhalten hat. (9) Auch das Netzwerk der mittelalterlichen Baukunst ist in Ringen

(9)



(10)



um andere Krüge in Rauten bildenden Einschnitten schon angedeutet. (10) — Die vorgefundene Zeichnung, welche mit metallischen Farben auf die Gefäße gebraunt, war mit demselben Mittel gefertigt, wie es heute noch zur Ueberglasung unserer Dachziegel gebräuchlich ist; sie erinnert an die Rauten-Verzierung auf den Gewanden der ältesten angemalten Bildsäulen unserer mittelalterlichen Maler-

10

(11)



schule.(11) — Ein Gefäß mit einer reichen Muldung zeigt einen umgebenden Wulst.(12) Der Name des heiligen Haines

(12)



findet sich mehrfach bei Gebäuden, Landgütern u. s. w. wieder, welche in der Nähe dieser Begräbniß-Haine liegen, und den Namen Haan, Hagen oder Herche einfach oder in Zusammensetzung aufbewahren. Die Einheit der alten Grab- und Opferstätte hat sich übrigens am Rhein wie überhaupt in Deutschland bis in die letzten Jahrhunderte in so weit erhalten, daß die Kirchen noch überall als Begräbnißstellen dienten, oder die Friedhöfe unmittelbar in ihrer Nachbarschaft hatten. Der Umstand, daß die Priester in den alten heiligen Hainen (Herchen) Pferde einhegten und zur Weihsage benutzten, wie römische Schriftsteller es öfter anführen, scheint sich übrigens auch auf den rheinischen, ubischen Grabstätten zu bewähren, indem nach der Volkssage auf selben gespenstische Rosse zur Nachtzeit umher irren; bei dem Dorfe Dünnwald zwar eines, dem der Kopf fehlt, das aber trotz dem durch wildes Rennen oft die verspäteten Wanderer ängstigt; zwischen den Weilern Idesfeld und Thurn aber ein anderes, das schneeweiß ist, in klaren Nächten über die Haide zieht, sich dem, welcher ihm unglücklicherweise begegnet, steigend mit den Vorderhufen auf die Schultern legt, und ihn dabei mit klaren feurigen Augen anstiert. Der Betreffende sollte davon binnen Jahresfrist sterben müssen. Solchergestalt hat sich selbst die Andeutung der Weihsage im rheinischen Volke eben als Sage erhalten. Eine andere Ueberlieferung aus dunkler Zeit ist diese: daß beim Weiler Quettingen, auf der Bürriger Haide, der Gothen-König in einem silbernen Sarge ruhe, daß neben ihm in einer Höhle verzauberte Pferde, seines Erwachens harrend, ständen, damit er auf zu Tage steige und wieder siegreich durch die Welt reite; eine Sage, welche vielleicht den Gebrauch der Urväter bewahrt: „daß sie bei ihren vornehmen Todten Roß und Waffen mit verbrannten und begruben, auf daß der Häuptling im Geisterreiche umher reiten könnte“ — und die sich später in der Sage vom verzauberten Kaiser im Kiffhäuser-Berge wieder verjüngte.

W. v. Waldbrühl.

Die armen Schulmeister.

Ein Wort an alle Gemeinden.



Das alte Testament spricht: „Du sollst dem Thiere, das da drischet, nicht das Maul verbinden!“ — das befolgt Ihr sehr streng, meine Lieben, denn Euer Vieh lasset Ihr nicht darben. Aber das neue Testament wendet jenen Spruch des Moses auf die Lehrer an, und nach dem neuen Testament, das Euch doch als Christen zunächst angeht, befolgt Ihr den Sinn des Spruches nicht sonderlich. Ein Esel verdient jetzt mehr, als ein Schulmeister; denn jener kann bequem leben von seinem Verdienste, dieser aber nicht. Drum wäre mein Rath und meine Bitte an Euch, Ihr befolgtet den Spruch des Paulus mit mehr Gewissenhaftigkeit. Ein Arbeiter ist nicht bloß seines Lohnes werth, sondern seines angemessenen Lohnes, und Ihr scheint mir die *Wichtigkeit und Beschwerlichkeit* des Schulmeister-Amtes eben so wenig nach Recht und Vernunft abzuwägen, wie die *Anforderungen unsrer vorwärts strebenden Zeit*. Die Sache muß jedem Christen am Herzen liegen, darum, verehrte Gemeinden, ein ferneres ernstes Wort darüber.

Ich sage: *das Amt des Schulmeisters sey sehr wichtig*, ja eins der wichtigsten im Staate. Wie ist das möglich? sagt Ihr; ein Mann, den jedes Dorf hat, soll von solcher Bedeutung seyn? Eben daraus, antworte ich, weil — seht's nur recht ein! — jedes Dorf einen solchen Mann haben muß, geht die unabweisliche Nothwendigkeit seines Berufes hervor, und weil er nothwendig ist, soll er nicht wichtig seyn? Wenn Jemand Euch

sagte: das Brod ist eine höchst gleichgültige Sache; was würdet Ihr dem Sprecher antworten? Wie? Ist das Brod nicht unser Aller Nahrung? Bedürfen wir dessen nicht vor aller andern Speise täglich? Nun ist aber der Schulmeister der Mann, welcher unser täglich Brod für den Geist beschafft und bereitet und uns beibringt. Oder soll ich die Kenntnisse, die wir im täglichen Leben unumgänglich brauchen, soll ich Lesen, Schreiben, Rechnen, Gottesfurcht und was Ihr sonst in der Schule lernt, nicht mit dem Brode auf eine Linie stellen? Laßt Euch zu dem Ende ein wahres Geschichtchen erzählen. Auf einem Dorfe, das ich nicht nennen will, erhielt ein Tagelöhner von seinem Bruder, der 1813 in Paris sein reichlich Auskommen gefunden hatte und dort geblieben war, einen Brief; weil er aber nicht lesen konnte, trug er ihn zu dem Bauer, bei dem er arbeitete, und fragte: was in dem Schreiben stände. „Ach“, sagte der Bauer, nachdem er die Schrift



mehrmals durchstudirt, „Euer Bruder ist in Paris gestorben und hat Euch ohngefähr funfzig Thaler vermacht. Da Ihr doch nicht schreiben könnt und nichts von der Sache versteht, so bringt mir vom Schulzen und dem Herrn Pastor die nöthigen Scheine; ich will Euch das Geld besorgen, daß Ihr weiter keine Mühe davon habt.“ Der Tagelöhner ging hocherfreut auf das Anerbieten ein, schaffte die Zeugnisse herbei, und es währte nicht gar lange, so war das Geld da, denn der Bauer sagte: „Ich will Euch gleich das Sümmchen geben!“ und zahlte die funfzig Thaler dem Manne aus. Der Bauer aber schrieb nach Paris und erhielt eine Erbschaft von 4500 Thalern, wovon er seine Schulden bezahlte und noch 2000 Thaler übrig behielt, die er auf Zinsen that. Zur Zeit nun, als der Bauer starb, entdeckte er seinem Sohne die

Sache mit der Bitte: den Betrug wieder gut zu machen; aber dieser that es nicht, und erst nach dem Absterben des kinderlosen Tagelöhners kam die Sache unter die Leute. Geht daraus nicht hervor, daß ein Mensch, der nicht lesen, schreiben und rechnen kann, der Gnade und den Ränken jedes Betrügers anheim fällt? — und der Mann, der uns in jenen Gegenständen unterrichtet, sollte nicht eins der wichtigsten Aemter auf Erden haben? Wenn Ihr nicht so hintergangen werden könnt, wie jener Tagelöhner, wessen Verdienst ist es? Und Ihr Eltern, ist der Schulmeister nicht der Mann, der die Erziehung Eurer Kinder mit Euch theilt? Er hat selbst die schlimmere Hälfte dieses Geschäfts; denn er muß die Geschöpfe, welche man Kinder nennt, erst zu Menschen machen, indem er Verstand und Vernunft weckt. Wie aber der Schulmeister mehr thun muß, als Ihr, bei der Erziehung der Jugend, so steht sein Amt auch höher eigentlich, als das jedes spätern Lehrers, der nur glättet, wo Jener hat aus dem Groben arbeiten müssen, der schon einen Garten findet, wo Jener eine Wildniß ausroden mußte. Oder ist das Urbarmachen eines Feldes nicht mühsamer, schwieriger, als das jährliche Bestellen desselben? Außerdem erhalten Eure Kinder in dieser Schule die ersten Begriffe von Gott und Welt, von Pflicht und Gesetz, und Ihr wißt, was man zuerst in einen Topf thut, davon behält er Geruch und Geschmack auf lange. Die Richtung, welche ein Mensch im Leben einschlägt, das, was später aus ihm wird, hat er meist seinem Schulmeister zu danken, und dieser Mann sollte nicht eins der wichtigsten Aemter auf Erden haben? Das sah schon Dr. Luther ein, der da spricht: „In jedem Orte ist an einem Schullehrer so viel gelegen, als an einem Pfarrherrn, und wäre ich nicht Pfarrherr, so möcht' ich wohl Schullehrer seyn." Nun denn, meine Lieben, ist des Mannes Amt so überaus wichtig: so erkennt das an und gebt ihm wenigstens mehr Gehalt, als Euern Nachtwächtern und andern geringern Dienern des Gemeindewesens, denn er soll anständiger erscheinen, als diese, und braucht vor der Welt einen bessern Rock, als diese; der läßt sich aber nur für Geld anschaffen, das man nicht noch dringender nothwendig schon für andere Ausgaben braucht.

Das Amt des Schullehrers ist jedoch nicht nur eins der wichtigsten, sondern auch eins der beschwerlichsten auf Erden. Ich sagte oben schon, der Schullehrer müsse Klötze behauen und wildes Land urbar machen, das wiederhole ich hier; es ist zehnmal schwerer, den Kindern die ersten Begriffe von etwas beizubringen und sie an Unterricht, Methode, Regel und Ordnung zu gewöhnen, als sie nach dieser Grundlegung weiter zu führen. Welche Kämpfe hat der Lehrer hier zu bestehen, ehe der erste Lichtstrahl durch manchen dicken Schädel dringt! Hundertmal muß er den blöden Verstand eines Schülers an's Licht hinaufziehen und ihn wieder sinken lassen, weil sich derselbe in solcher Höhe noch nicht

halten kann. Und dann die Kämpfe, welche mit der Trägheit und Nachlässigkeit der Schüler bestanden werden müssen; wie oft und mit welcher eisernen Geduld muß er dieselbe Regel wiederholen, dieselben Fehler verbessern und erndtet dennoch den Undank der Eltern, welche die geringe Fassungskraft oft genug dem Lehrer und seinem Mangel an Geschicklichkeit beimessen. Meine Lieben, wenn nun schon die städtischen Lehrer, die immer Gehülfen haben, über die Beschwerlichkeiten ihres Amtes mit Grund klagen: mit größerem Recht noch thut es der Landschullehrer, der oft 80 bis 100 Kinder den ganzen Tag allein, in allen Gegenständen allein zu unterrichten hat. Welch' eine Kraft des Geistes, welche Geduld und Ausdauer gehört dazu, solchen Anstrengungen nicht zu erliegen! Und gleichwohl ist noch der schlimmere Theil ihrer Mühseligkeiten zurück, ich meine: die Zucht, die sittliche Bildung der Schüler, welche man von dem Lehrer fordert und deren Mangel an den Kindern man regelmäßig ihm zur Last legt.



Oder wäre es nicht wahr, daß Reisende, die eine unhöfliche, freche Dorfjugend treffen, welche die Mütze nicht ziehen und denselben nicht freundlich Auskunft geben will, sogleich sagen: hier müsse die Schule doch sehr schlecht seyn? Und welche Ungezogenheiten soll der Lehrer als ein stets scharfer Wetzstein abschleifen! Ein Knabe ist unbegreiflich leichtsinnig, ein Mädchen unerträglich plauderhaft; hier zeigt ein Kind gegen alle Strafen tückischen, trotzigen Sinn; dort entwickelt sich sogar ein ansehnlicher Diebessinn — Ihr Eltern, wie viel Geistesstärke gehört dazu, alle diese Unarten und Laster niederzudrücken, welchen Verdruß hat der ge-

plagte Lehrer und wie oft muß die Geduld ihm reißen! Und gewiß giebt es keinen Schulmeister, dem die übermüthige Jugend nicht irgend einmal einen abscheulichen Streich gespielt hätte. Mein eigner Lehrer war ein würdiger Mann, vor dem Alles Respekt hatte; dennoch hat ihn dieser und jener Junge entsetzlich geneckt und gekränkt, denn schon die Schulbuben verstehen es, ihren Lehrer auf's Tiefste zu verletzen, ohne daß er sie gerade strafen kann: welche Seelenpein erträgt ein solcher Mann!

Und ist das Alles? Nein, meine Werthen! Jeder Dorf-Schulmeister hat mehr oder weniger die Last von Nebenämtern zu tragen: er muß Sonntags Vorsänger (Kantor) und Organist seyn, er muß, wenn sein Prediger eine Filial-Kirche hat, die Nachmittagskirche ganz allein halten, und so weiter.





Wenn er das Alles nun thut und jede Obliegenheit erfüllt, was wird ihm dafür? Wie wenige dieser Lehrer haben zur Nothdurft, wie viele schmachten in offenbarem Elende! Tretet mit mir in eine Dorf-Schulstube, was finden wir da? Einen Mann, der sich als Schneider ernähren muß, wenn er als Lehrer nicht verhungern will; sein ganzes Einkommen von der Schule beläuft sich auf

35 Thaler jährlich. Indeß ist das noch nicht der schlimmste Fall. Ein anderer Schullehrer hat jährlich 20 Thaler und freie Station bei den Bauern im Dorfe, die ihm der Reihe nach Essen und Bett geben müssen; ein Dritter hat nur 15 Thaler jährlich und muß arbeiten, wie der gewöhnlichste Tagelöhner, um sein Leben zu fristen; — der Inspektor der Schule traf ihn auf dem Felde hinter einer Schiebkarre und seine Gattin wie ein Zugthier da-



vor, sie hatten Beide Holz geholt und Reisig gelesen, um im Winter nicht zu frieren. Also der Mann, dessen außerordentlich wichtige und äußerst mühsame Beschäftigung ihn doch vor Sorgen für seinen Unterhalt sicher stellen sollte, um mit einer gewissen Freudigkeit seinem Berufe leben zu können, dieser Mann kann nicht einmal von dem Ertrage seines Amtes leben! Wenn er in der Schulstube sich müde gelehrt und geärgert hat, muß er sich mit mühsamen Arbeiten befassen, um seinen Unterhalt zu haben, und die schwere Sorge bleibt ihm für die Nacht. Sagt, Ihr Verständigen, kann und darf es so bleiben? Soll Euer Schulmeister fernerhin „Sperlingsfutter und Pferdearbeit" haben? Nein! Ihr hättet vor Euren Enkeln Euch zu schämen, vor Euch selbst; denn Ihr müßt Euch doch sagen, daß der geplagte Mann nach solcher Arbeit der Erholung bedarf, nicht neuer Arbeit! Gebt Ihr ihm aber nicht mehr, wie soll er sich erholen?

Nun weiß ich zwar, daß Ihr Eurem Schullehrer, ist er nur gut bei Euch angeschrieben, mitleidig mit allerlei Gaben in Geld

und Nahrungsmitteln bedenkt — was soll ich aber davon sagen? Sind diese Eure Geschenke und milden Gaben, mit welchen Ihr ihn gleich einem Hausarmen unterstützt, nicht erniedrigend, legen sie ihm nicht Verpflichtungen auf, die seinen andern Obliegenheiten hinderlich seyn können? Meint Ihr, daß der Mann Euer Diener sey? Ist er nicht vielmehr Gottes Diener, wie der Prediger? Wollt Ihr ihn nicht durch Eure Gabe günstig für Eure Kinder stimmen? Und ist das recht? Gewiß, Ihr fühlt, diese außerordentlichen Unterstützungen, selbst wenn er dafür Euren Kindern Privatstunden geben muß, bessern nichts in der Lage der Dinge, sie entwürdigen nur den Mann und sein Amt. Hier hilft nichts, als eine seinem Bedürfniß angemessene feste Erhöhung seines Gehaltes.

Steht's aber schon durch das Bisherige fest, daß eine höhere Besoldung für die Volks-Schullehrer unumgänglich nothwendig eintreten müsse, so stellt sich dies durch den Charakter unserer Zeit selbst als unwiderlegbar heraus. Seyd Ihr Handwerker oder Ackerleute, Ihr wißt, daß wir jetzt rasch vorwärts gehen; eine Verbesserung, eine Erfindung folgt der andern und fast jeder Tag bringt etwas Neues. Niemand ist heut zu Tage damit zufrieden, eine Arbeit so zu machen, wie er bisher sie gemacht; ein Sinn für Verbesserungen ist rege geworden, der in Wissenschaft, Kunst und Industrie sich offenbart. Es kann kein verständiger Vater mehr zu seinem Sohne sagen: Du wirst die Kartoffeln pflanzen, den Roggen bestellen, wie ich's gethan habe! — jetzt soll seine Ermahnung lauten: Du mußt auf Verbesserungen sinnen, mußt immer mehr Geld und Zeit ersparen lernen; du mußt neue Getreidearten bauen, Säe- und Dreschmaschinen anwenden und dergleichen. Jetzt also, Ihr Eltern, muß es Euer Grundsatz seyn, daß Eure Kinder mehr lernen und aufgeklärter werden, als Ihr es seyd. Nun merkt aber wohl! Wenn der Schullehrer Eure Kinder in dieser einzig rechten Weise unterrichten und mit allerlei nützlichen Kenntnissen versehen soll, die Ihr nicht besitzt: so muß er mit der Zeit fortschreiten und auch seine Kenntnisse vermehren, die er früher eingesammelt hat. Soll er aber das, so muß er sich dann und wann ein gut Buch anschaffen können oder neue Unterrichtsmittel, um der Jugend die nöthigen Kenntnisse beizubringen. Aber ist es dem Lehrer möglich, sich also zum Besten Eurer Kinder fortzubilden, wenn er seine Muße auf Handarbeit wenden muß und der wenigen Groschen zu einem neuen Buche nicht Herr werden kann?

Und nun noch einen Punkt, an den wenig gedacht wird. Auch in den äußern Bedürfnissen kommt Ihr selbst nicht mehr mit dem aus, womit Eure Großeltern ausgekommen sind; nur der Gehalt des Schullehrers ist im Ganzen derselbe geblieben: er soll und muß auskommen! Wie ungerecht! Sollen die Kinder dieses Mannes nichts lernen? Soll er sie ganz nackt und leer in

die Welt hineinsenden? Warum soll Er den Seinigen das nicht zufließen lassen, womit Ihr doch die Eurigen versorgt? Gewiß werdet Ihr darauf denken, den Mann auch besser zu stellen, wie Ihr besser gestellt seyd. Im Jahr 1660 — hat man berechnet — kam eine mäßig große Familie auf dem Lande noch mit etwa 70 Thalern jährlich aus; 1786 brauchte sie schon 194 Thaler, 1813 an 316 Thaler und im Jahr 1842 gar 480 Thaler — wie? und Ihr wollt den Schulmeister auf dem Gehalte stehen lassen, was sein dritter, vierter Vorgänger im Amte hatte?

Ihr seht also, Ihr Verständigen und Lieben, es muß etwas für den im Elende schmachtenden Schullehrerstand geschehen, das seiner Noth abhilft und ihn sein Amt mit Freuden thun läßt. Tretet also zusammen und gebt Euren Schulmeistern ein Gehalt, wie es die Würde und Beschwerlichkeit seines Berufes fordern; es ist hier schon Vieles gut zu machen, was bisher versäumt worden! Sagt auch nicht: der Staat möge das thun! Allerdings, er soll das Seine thun, und er kann auch jedenfalls etwas mehr thun, als bisher geschehen. Wenn's aber nicht zureicht, woher soll der Staat die Mittel nehmen? Aus Euren Beuteln! Wozu also der Umweg? Greift in die Tasche und legt zusammen! es ist ein Verdienst, hierin der Erste zu seyn. Und thun die Regierungen nicht schon hier und da das Ihrige? Gründen sie nicht Seminare oder Pflanzschulen, wo tüchtigere Schullehrer gebildet werden, als sie früher zu ermitteln waren? Vom Staate kann man nicht Alles verlangen. Setzt Ihr nur das Werk da fort, wo der Staat aufhört; versorgt die Leute, welche er für Eure Jugend ausbilden läßt, auf angemessene Weise: dann wird es gewiß bald besser und des gerechten Klagens und Seufzens im Schulstande weniger werden. Findet sich das Geld zum Putz und zu Vergnügen, die oft Reue nachlassen, warum soll sich's nicht für einen so edlen Zweck finden? Es ist eine Ehrensache für Euch, und wenn Ihr den Beschwerden der äußerst gedrückten Lehrer nicht abhelft: so wird man glauben müssen, daß Euch der Leib höher steht, als Eure unsterbliche Seele, daß Ihr den Genuß des Augenblicks einem würdigen Leben vorzieht und daß der Staat, indem er Schullehrer-Seminare gründete, Euch mehr Verstand zugetraut, als Ihr wirklich besitzt. Sagt, ist's Euch wirklich einerlei, ob man von Euch eine so üble Meinung hat? Und wenn nun Einer unter Euch zum Landtags-Abgeordneten gewählt wird, weil es ihm sonst nicht an praktischer Tüchtigkeit mangelt, und er nun mit Verlegenheit sieht, daß er sich früher in Kenntnissen vernachlässigt hat: soll er da erst sich überzeugen, wie wichtig eine gründliche Vorbildung in der Schule und der Umstand sey, daß der Lehrer seine ganze Zeit zur Ausbildung der Jugend verwenden könne? Soll man Euch erst das Pferd stehlen, ehe Ihr den Stall ausbessert? Wollt Ihr Alle erst durch Erfahrung klüger werden, ehe Ihr das Beste Eures Lehrers nach Kräften bedenkt? Nein! Ihr habt viel zu



viel natürlichen Verstand, um die Nothwendigkeit einer solchen Maaßregel nicht einzusehen und für das Sattessen und die Möglichkeit, ihr Amt noch besser und kräftiger verwalten zu können, bei denen zu sorgen, die nach treuer, schwerer Pflichterfüllung „leuchten sollen wie des Himmels Glanz." Was Ihr aber thun wollt, das thut bald; im Guten kann man nicht zu rasch seyn: lasset das Wort nicht an Euch wahr werden, daß das Pferd sterbe, während das Gras noch wachse. Die Pflicht soll kein Christ, kein Mensch verschieben und noch weniger den Nachkommen überlassen. Wer etwas Gutes zu thun weiß und thut es nicht, spricht der Apostel, dem ist es Sünde. Amen!

G. Gentzel.

Ulrich von Hutten.

Eine große Zeit erzeugt große Männer. Jahrzehende, Jahrhunderte vielleicht können vergehen, in denen das Menschengeschlecht in ununterbrochener Reihe kleiner, winziger Naturen dahinschleicht, aber wenn die Geschichte ein Paar starke Schultern, einen kräftigen Arm, ein kühnes Wort bedarf, dann sind auch Männer da, welche ihr dies Alles leihen. Die Ideen, welche die Welt bewegen, sind nicht Erzeugnisse einer willkürlich eingreifenden, nach Gutdünken schaltenden und waltenden, außerweltlichen Gottesmacht. Sie entstehen und reifen im Menschengeiste kraft des Zusammenstimmens der Vielen, kraft ihres Gedanken-Austausches; sie raffen sich dann in hervorstechenden Persönlichkeiten zusammen, welche, erfüllt mit dem Inhalte ihrer

Zeit, das dunkelgährende Bewußtseyn der Volksmasse im eigenen Geiste abklären und den hellen Wein des Gedankens aus den Gefühlen, Wünschen und Seufzern der Masse ausscheiden, als verjüngenden Trank für Gegenwart und Zukunft. Solch' eine Persönlichkeit war Luther. Aber wie eben er nur das Wort ergriff für die Wahrheit seiner Zeit, welche längst in den Gemüthern von Tausenden dämmerte, so war mit seinem Auftreten auch der Zauberspruch gefallen, welcher Hunderte von Männern aus dem Traum einer schöneren Zukunft erweckte und ihnen dieselbe im Lichte des Tages offenbarte. Diejenigen, welche mit Wort und That dem großen Reformator ihren Beistand liehen, die also gleich ihm ihre Zeit und deren Ziel begriffen: sie stehen ebenfalls für ewige Zeit in der Geschichte; denn wer die Gegenwart begriffen und in ihrem Geiste handelt, hat ein Samenkorn für die Zukunft geworfen. Einer der ersten Ehrenplätze unter den Verfechtern des neuen Lichtes, das Luther zwar nicht in die Welt bringen konnte, aber an dem in ihr glimmenden Docht entzündete, gebührt dem edlen Ulrich von Hutten, der mit kühnem, freimüthigem Worte des Reformators Wirken unterstützte, und, der Lüge gewaltiger Feind, die neue Wahrheit verbreiten half. Ihm daher setzen wir hier gleichfalls ein neues Denkmal in den Herzen des deutschen Volkes.

Ulrich von Hutten, der ruhmvolle Stammvater Derer, die furchtlos für den Fortschritt des Geistes und für das Allen gemeinsame natürliche Menschenrecht das öffentliche Wort führen, wurde am 21. April 1488 auf dem Schlosse Stackelberg in Franken geboren. Nachdem er gegen den Willen seines Vaters, der ihn zum Mönch machen wollte und in ein Kloster zu Cöln gesteckt, seine Studien der Humaniora, der alten Wissenschaften, welche damals in der That die höchste menschliche Bildung in sich begriffen, zu Frankfurt an der Oder, wo er in seinem achtzehnten Jahre Magister wurde, zu Greifswalde, Rostock und Wittenberg vollendet, ging er im Jahre 1509, da ein ritterlicher Jugendmuth in ihm erglühte, mit dem Kaiser Maximilian im Heere desselben nach Italien. Hier erlitt seine ohnehin von Natur nicht sehr kräftige Gesundheit einen heftigen Stoß durch eine widerwärtige, im Lager schleichende Krankheit, die er sich durch eigene Unbesonnenheit zugezogen. Fortdauernd kränkelnd kehrte er nach Deutschland zurück, lebte in großer Zurückgezogenheit zu Rostock, Frankfurt a. M., dann zu Braunschweig und Wittenberg, endlich in Böhmen und Mähren, wo er sich die Neigung des Bischofs von Ollmütz durch seinen Geist und sein Rednertalent in hohem Grade erwarb. Hier verfertigte Hutten viele seiner Gedichte in lateinischer Sprache, wofür der Bischof ebenfalls lebhafte Theilnahme zeigte. Im Jahre 1514 machte er die zweite Reise nach Italien, sich hier auf den Wunsch seiner Verwandten, obgleich ungern, des Studiums der Rechte befleißend, denn das

römische Recht war zu jener Zeit noch von der allgemeinsten Gültigkeit. Bei der Einnahme von Pavia durch die Schweizer verlor er sein ganzes Hab und Gut, ging flüchtig nach Bologna und dann nach Rom, wo er längere Zeit verweilte. In der Residenz des Papstes trieben damals sowohl der „heilige Vater" selbst als höhere und niedere Geistliche die Unsittlichkeit bis zur Schamlosigkeit. Wovon man in Deutschland nur den Widerschein sah in der Verkäuflichkeit der geistlichen Würden, dem Schlemmerleben der Kirchen-Fürsten und anderem Unfug, das konnte man in Rom recht an der Quelle und in der höchsten Steigerung der Entsittlichung schauen. Die Summen, welche von Deutschland durch den Ablaßkram nach der „heiligen Stadt" kamen, wurden hier großen Theils zur Befriedigung unheiliger Gelüste der Geistlichkeit verbraucht, und Hutten, erfüllt mit Abscheu vor der grenzenlosen Sittenlosigkeit, welche den römischen Clerus beherrschte, erglühte in Zorn über die Geringschätzung, mit der man von den Deutschen sprach, während man ihr Geld zu unwürdigen Zwecken vergeudete. In dieser Zeit sog sein edler Geist den Stoff ein zu seinem späteren kräftigen Wirken gegen die römische Kirchen-Herrschaft. Es trieb ihn fort aus diesem Nest des frechen Spottes gegen alles Wahre und Heilige, er floh über die Alpen nach Deutschland. Aber kurze Zeit nur, die er in geistiger Verbindung mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit, einem Celtes, Reuchlin, Pirkheimer, Dalberg, Agricola und Erasmus von Rotterdam verlebte, in der er ferner viele seiner schönsten lateinischen Gedichte schrieb, brachte er im Vaterlande zu; dann ging er zum dritten Male nach Italien. — Der Tod seines Freundes Eitelwulf von Stain, des Gründers der Universität zu Frankfurt a. d. O., dem Hutten es verdankte, daß er dem Kloster entrissen wurde, und die Ermordung seines Vetters, Johann von Hutten, durch den Herzog Ulrich von Württemberg, der jenen Mord aus Liebe zur Gattin des Getödteten begangen, verleideten ihm wieder den Aufenthalt in Deutschland. — Hatte sich aber Hutten schon bei seiner letzten Anwesenheit in Italien durch seinen Freimuth viele Feinde zugezogen, so ward er nun wegen seines rücksichtslos ausgesprochenen Tadels der kirchlichen Verhältnisse und einiger dadurch entstandener heftiger Streitigkeiten und Händel das Ziel unermüdlicher Verfolgungen. Er sah sich genöthigt, Deutschland von Neuem aufzusuchen, und wurde im Jahre 1516 zu Augsburg vom Kaiser Maximilian dem Ersten, dem liebenswerthen Beschützer von Kunst und Wissenschaft, zum Ritter geschlagen und als Dichter gekrönt. Den Lorbeerkranz, welchen der Kaiser mit eigner Hand auf das Haupt des edlen Mannes drückte, hatte die geistvolle Constantia, das schönste Mädchen der damals mit schönen Jungfrauen so gesegneten Reichsstadt Augsburg, geflochten. Sie war eine Tochter des berühmten, reichen und gelehrten







Peutinger, den ein enges Freundschaftsband mit dem gekrönten Dichter vereinte.

Hutten lebte nun einige Zeit in Bamberg, schloß sich an Camerarius an, ging dann nach seinem Geburtsort Stackelberg, wo er sich ganz den Musen widmen wollte. Aber ein wichtiger Fund entriß ihn diesem Stillleben. In einem benachbarten Kloster nämlich kam ihm ein Pergament in die Hände, welches die Schrift von Valla über die erlogene Schenkung des Kaisers Constantin an den Papst enthielt, wodurch die weltliche Hoheit des Letzteren stark angegriffen wurde. Hutten ließ diese Schrift drucken und widmete sie dem Papst Leo dem Zehnten mit dem Versprechen, mehr dergleichen folgen zu lassen. Kurz darauf ging er nach Frankreich, dann an den Hof des Kurfürsten Albert von Mainz, der ihn zu sich eingeladen hatte. Er begleitete diesen Kirchen-Fürsten auf den Reichstag zu Augsburg, wo er lebhaft zu Gunsten eines Krieges gegen die das Reich bedrohenden Türken sprach, kehrte mit dem Kurfürsten nach Mainz zurück, das er jedoch, da er das Hofleben überhaupt, besonders das geistliche, nicht lange ertragen konnte, bald verließ, um in Diensten des schwäbischen Bundes gegen den Herzog von Württemberg zu ziehen, gegen den sein Herz Rache athmete. Er schloß dann mit Franz von Sickingen und Götz von Berlichingen den Ritterbund gegen die Anmaßung der Fürsten und wurde, nach glücklich beendetem Feldzuge, der dem Herzog Ulrich sein Land kostete, ein begeisterter Verfechter der neuen Kirchenlehre, welche sich unterdeß von Wittenberg aus nach Süddeutschland verbreitet hatte. Mit unermüdlichem Eifer und unerschütterlichem Muth unterstützte er als Schriftsteller Luther's großes Werk und warb dem Reformator mächtige Beschützer unter dem Adel Deutschlands. Seine geistvollen, freiheitathmenden Schriften bahnten der neuen Lehre den Weg in viele tausend Herzen, bewaffneten für sie viel tausend Arme; Hutten wagte es sogar, eine kühne Vertheidigung Luther's dem Kaiser selbst zu übersenden. Nun aber auf das Heftigste von Papst und Geistlichkeit verfolgt, floh er zu Sickingen nach Ebernburg, von wo er zahlreiche Schriften in deutscher, in furchtloser, lebhafter Sprache im Dienste der Wahrheit ausgehen ließ; trennte sich aber auf Anrathen des Freundes von diesem, um sich der großen Sache zu erhalten, für welche Sickingen zu Landstuhl starb. Von Erasmus sogar, der den kühnen Geistesflug Hutten's wohl nicht erkannte, angefeindet, flüchtete er, unstät und heimathlos wie gar oft die Männer der Freiheit, nach Basel, Mühlhausen, dann nach Zürich, wo er Zwingli kennen lernte, endlich nach der Insel Ufnort oder Aufnau im Züricher See, wo er im August 1523 bei einem armen Pfarrer an den Folgen der aus Italien mitgebrachten Krankheit, sechsunddreißig Jahre alt, verschied.

Ulrich von Hutten war ein geistreicher Schriftsteller, in Versen wie in Prosa gleich geübt, gleich mächtig der lateinischen wie der deutschen Schriftsprache, von gründlichem Wissen auf das Wirksamste unterstützt. In allen seinen Schriften, deren eine große Anzahl vorhanden, finden wir neben Spott und Laune, neben der schärfsten Satire, womit er die Verdorbenheit der Geistlichkeit züchtigte, eine hohe Begeisterung für Wahrheit und Freiheit, eine nie wankende Entschiedenheit der Gesinnung. Sein Wahlspruch war: „Ich hab's gewagt!"

Unter seinen Werken zeichnet sich unter anderen aus: das „**Carmen heroicum de arte versificatoria**" (Heroisches Gedicht über die Verskunst). Auch an den **Epistolae obscurorum virorum** (Briefe der Dunkelmänner), dieser kühnen und großartigen Volks-Satire, arbeitete er mit, gab zuerst einige Bücher des Livius in Druck u. s. w. Seine poetischen Werke erschienen im Jahre 1538 zu Frankfurt. Das Glorreichste indessen, was er geschaffen und wodurch er am meisten gewirkt, sind seine wahrheitvollen, freimüthigen, begeisterten Schriften gegen das Pfaffenthum und den römischen Hof, gegen die Anbetung der Heiligen und das ganze prangende Gaukelspiel der damaligen Kirche. In neuester Zeit hat Münch die auserlesenen, poetischen und prosaischen Werke Ulrich's von Hutten, die noch immer dem deutschen Volke empfohlen zu werden verdienen, in drei Bänden herausgegeben. (Leipzig, 1821.)

Weihen wir denn unsre Verehrung dem tapfern Streiter für Wahrheit und Freiheit, und erinnern wir uns im Hinblick auf ihn daran, daß der Menschengeist, der Volksgeist es ist, der die Geschichte macht. — Was im Geiste eines Volkes lebt, verkündet sich durch den Mund seiner großen Männer, deren Wort und Fingerzeig den Weg andeutet, auf dem die Geschichte vorwärts schreiten muß. Zur unumstößlichen Wirklichkeit aber wird der Fortschritt erst durch die freie That des Volks.

Anton Gubitz.

Das Oster-Wasser.

1.

Trudchen, des ehrsamen Küsters frommes Töchterchen, erfreute sich des Zuspruchs der redseligen Sabine. Die kleinen Heimlichkeiten des Herzens wurden vertraulich plaudernd ausgetauscht. Natürlich kamen Schmuck und Schönheit dabei in Betracht und der eintretende Feiertag leitete die Ergießung auf die angeblich wunderbare Wirkung des Oster-Wassers. — „Es hilft ganz gewiß!" versicherte Sabine; „nur muß es stillschweigend und vor Sonnen-Aufgang geholt seyn. Sieh nur Günther's Guste und Pastors Sinchen, wie sich die seit Jahr und Tag her-



aus mustern: die haben es gebraucht!" — Und als Trudchen immer noch zweifelte, fuhr die Gereizte eifriger fort: „Du glaubst nicht daran, weil Du hübsch bist und weil Du Deinen Theil hast; aber Du könntest Dir doch vielleicht einmal Oster-Wasser wünschen, wenn Du wüßtest, was ich weiß. Ich will es Dir anvertrauen, aber Du mußt zu keiner Seele davon reden!"

Unheimlich befangen bei der eingetretenen Dämmerung rückten die Mädchen näher zusammen, und nachdem Trudchen heilig versprochen hatte, reinen Mund zu halten, begann Sabine furchtsam leise: „Nimmst Du von dem Wasser drei Löffel voll und sprichst dabei:

Untergehn, auferstehn!
Immer neu, ewig treu!

dann kann derjenige, an den Du während des Austrinkens denkst, nun und nimmermehr wieder von Dir lassen." — „Das klingt recht grauenhaft!" meinte Trudchen, „und gewiß ist es schädlich, wenn nicht gar Sünde; ich wollte lieber, daß ich es gar nicht gehört hätte." — „Weder schädlich, noch sündlich!" versicherte die Freundin; „nur darf man während des Trinkens nicht in den Spiegel sehen, sonst wird das Wasser zum stärksten Gift."

Lange war Trudchen nicht so unruhig gewesen, wie heute: sie konnte nicht einmal zur gehörigen Zeit einschlafen. Wunderliche Bilder wogten bei ihr ordnungslos durch einander und der erlernte Zauberspruch tauchte von Zeit zu Zeit ohne allen Zusammenhang recht grell aus der Gedanken-Fluth hervor. Sie hatte zwar eigentlich nicht nöthig, die Anhänglichkeit ihres Verlobten durch dergleichen Mittel zu stärken, weil er ihr recht herz-

lich zugethan war; indeß verursachte er ihr doch öfter durch peinliche Eifersucht manche trübe Stunde. Bei solchen Anwandlungen ließ er Tage lang nichts von sich hören und sehen, und die arme Braut wurde dann von der Besorgniß gemartert, daß er sie vielleicht in ihrem Herzensgram werde vergehen lassen. — Ja, wer das ändern könnte! dachte sie seufzend, und unwillkürlich schloß sich der Zauberspruch: „Immer neu, ewig treu!" als Heilmittel an. Nun sah sie sich in ihren Träumen den Trank bereiten, konnte aber durchaus nicht vermeiden, dabei in den Spiegel zu blicken, worauf sie dann bald unter den heftigsten Zuckungen mit dem Tode ringen mußte. Dieser Schrecken ohnerachtet behielt der Wunsch nach der gefährlichen Hülfe die Oberhand, um sie etwa, aber auch ganz gewiß nur im äußersten Nothfall, anzuwenden.

2.

Der große Tag der göttlichen Beglaubigung erneuerte sich. In der Natur herrschte die feierliche Stille der unendlichen Anbetung. Die freundlich blinkenden Sterne mußten erbleichen, weil die ewige Sonne, gleich der siegreichen Wahrheit, mit ihren Strahlen die beglückte Erde segnen sollte. — Hubert kehrte jetzt von einer Reise zurück; er trug den Wiederschein des klaren reinen Himmels in seiner Brust, denn seine Wünsche glänzten in der Aussicht der seligsten Erfüllung. Als Lehrer bei der Schule in einem nahgelegenen Orte bestätigt, konnte er sich nunmehr sogleich des Besitzes seiner Heißgeliebten für immer versichern. Von der zärtlichsten Ungeduld befangen, wandelte er dem aufstrebenden Morgen entgegen, um dann möglichst bald die süße Braut mit der frohen Nachricht freudig zu überraschen.

Eben trat er in die Straße, welche ihn bei dem Inbegriff seines Lebensglücks vorüber führte. Die lieblichen Bilder der lachenden Zukunft schwebten lebhaft vor seiner Seele; aber plötzlich, o Entsetzen! — er sah aus der Wohnung seiner Geliebten den jungen Wüstling Wallersee eilig heraus treten. Der hinzu



gekommene Nachtwächter hielt ihn mit der Frage an: was er in dem Hause zu suchen gehabt? — „Ein Dieb bin ich nicht!" erwiederte Jener lachend; „das seht Ihr, Alter! und so unglücklich seyd Ihr doch wohl nicht, die hübschen Mädchen bewachen zu müssen. Da nehmt dies! trinkt auf mein Wohl und weckt mir alsbald die liebe Christenheit, damit sie meinen Schlaf bewache!" — Fröhlichen Muthes ging er nun weiter. — Der Wächter sah kopfschüttelnd auf das erhaltene blanke Geldstück, warf die Thür des Schulhauses prasselnd in's Schloß, verkündigte die Morgenstunde und sang herkömmlich: „Nun danket Alle Gott!"

Der arme Hubert hatte regungslos dem Hergange zugesehen. Das Lied des Wächters ermunterte und stärkte ihn. Er richtete den getrübten Blick schmerzlich gen Himmel und sagte mit wehmüthiger Fassung: „Ja, du mein lieber Gott, ich danke dir, daß du mich hergeführt und erlöset hast von dem Uebel!" — Tief verletzt durch den erlittenen Verrath in der Liebe, wankte er nach Hause, um seinen Gram dem Auge der Welt zu verbergen.

3.

Trudchen hatte dem gefährlichen Hange, sich in den Besitz des Zaubermittels zu setzen, nicht widerstehen können. Die Oertlichkeit begünstigte ihr Vorhaben, indem ein Flüßchen unfern ihrer Wohnung seinen Lauf nahm. Vor Anbruch des Tages verließ sie mit bebendem Herzen das Haus, eilte schüchtern zum Ufer und schöpfte das verhängnißvolle Wasser. Froh über das Gelingen ihres kühnen Unternehmens, wollte sie eben den Rückweg antreten, als sie sich kräftig umfaßt fühlte. Kaum der Besinnung mächtig, blickte sie sich um und erkannte Wallersee, der sie schon oft mit seinen Zudringlichkeiten belästigt und auf diese Weise zwischen ihr und Hubert Zwistigkeit veranlaßt hatte. Den Wüstling führte, von einem Gelage kommend, sein Weg hier vorbei;



er bemerkte das liebliche, leicht gekleidete Mädchen, und wollte den Versuch machen, bei ihr seine längst genährten Wünsche zu erreichen. — „Endlich", sagte er, „endlich, mein süßes Täubchen, kommst Du in meine Gewalt!" Und er umschlang sie heftiger und küßte sie mit Ungestüm. Aber Angst und edler Unwille verliehen dem armen Trudchen verdoppelte Kräfte; sie entwand sich schnell dem Unverschämten, entfloh in ihr Stübchen und gewann so viel Zeit, die Thür verschließen zu können. — Dieser Gefahr war sie glücklich entronnen; indeß trat eine trübe Ahnung vor ihre Seele und quälte sie mit Schreckbildern, als Folgen ihrer Unbesonnenheit. Sie schwankte in dem Entschlusse, ob sie ihrem Geliebten den Vorfall offenherzig mittheilen sollte oder nicht. Die Furcht vor verdienten Vorwürfen entschied, und sie beschloß zu schweigen.

Lauthin tönte der feierliche Klang der Glocken, um die gläubigen Seelen zur gemeinsamen Verehrung des Schöpfers einzuladen. Trudchen durfte dabei nicht fehlen. Sittig geschmückt gedachte sie eben dem voraus gegangenen Vater mit züchtigen Schritten zu folgen, da trat Hubert bei ihr ein. Freudig überrascht wollte sie ihn mit offenen Armen empfangen, aber der ernste Blick ihres Geliebten und das schnell erwachende Bewußtseyn ihrer kleinen Schuld hielten sie zurück: sie senkte die Augen und blieb verlegen stehen. — Hubert betrachtete das arme Mädchen mit Unwillen und Mitleid; dann sagte er in erzwungener Ruhe: „Unglückliche, was hast Du gethan? Ich ahnte das Schlimmste und Dein Benehmen macht es zur Gewißheit: jetzt weiß ich Alles!" — Du weißt Alles!" hauchte Trudchen in tiefster Bedrängniß; „ach, mein Hubert, sey mir deshalb nicht böse! Uebergroße Liebe zu Dir verleitete mich." — „Aus Liebe zu mir nimmst Du nächtliche Besuche an? Du frevelst und steigerst dadurch Deine Straffälligkeit." — „Denke doch nicht so Arges von mir, mein Hubert!" — „Deine erkünstelte Einfalt kann mich nicht länger täuschen: Dank sey der Vorsehung, die mich zur Ueberzeugung führte! — Wir sind geschieden, auf ewig, wie schwer es mir auch fällt! — Dein Ruf ist befleckt, und höher als das Wohlbehagen meines Herzens steht mir meine Ehre; drum lebe wohl — und sey glücklich, wenn Du es vermagst!" — Damit verließ er sie.

Gemartert von dem Gefühl seines unersetzlichen Verlustes, glaubte er sich Linderung verschaffen zu können, wenn er ohne Verzug zu seiner neuen Bestimmung abginge. Das Herz strebte gegen diesen Vorsatz. Trudchens Liebreiz und ihre oft bewährte Seelengüte traten vor sein Gedächtniß; alle frohen Bilder der genährten Hoffnung schwebten vorüber und wollten ihre früheren Rechte behaupten. Aber das Mißtrauen stellte ihm das erlebte nächtliche Ereigniß schreckend dagegen auf, und er beschloß zu reisen. Indem er seine Einrichtungen zu treffen versuchte, gewahrte er den bindenden Ring an seinem Finger. Die Zurückgabe desselben mußte nothwendig erfolgen. Diesen Umstand be-

nutzte das leidende Herz, ihn mit schlauer Selbsttäuschung zu bewegen, die Zurückgabe persönlich auszuführen, um dadurch eine Veranlassung zu finden, die Heißgeliebte noch einmal zu sehen.

Trudchen war im dumpfen thränenlosen Schmerz versunken: Alles schien für sie verloren, der Geliebte und ihre Ehre! — Verzweiflung wollte sich ihres Gemüths bemächtigen und sie hinziehen zu dem finstern Abhange des Selbstverderbens. Da erwachte die jugendliche Lebenslust, indem ihr einfiel, daß eben die Ursache ihres Unglücks nun auch wieder das Mittel zu ihrer Rettung werden könne. Von unheimlichem Grauen befangen, wankte sie zum Spiegeltische, wo die Kanne mit dem Oster-Wasser stand. Unter Todesschauern füllte sie davon drei Löffel voll in ein Glas, murmelte den erlernten Zauberspruch und — trank. In demselben Augenblicke hörte sie die Thür öffnen; sie blickte, noch trinkend, in den ihr gegenüber hängenden Spiegel und bemerkte den eintretenden Hubert. Der Schreck, sich bei ihrer gotteslästerlichen Zauberei überrascht zu sehen, und der mit Blitzesschnelle folgende Gedanke, daß durch den Blick in den Spiegel das Wasser zum stärksten Gift geworden sey, wirkten hemmend auf ihre Lebensgeister. Sie wankte und sank, sank leblos in Hubert's auffan-



gende Arme. Dieser vergaß in der Bestürzung und Besorgniß den Grund seines Kommens. Er preßte die Ohnmächtige an sich, nannte sie mit den zärtlichsten Namen und versuchte auf alle Weise, sie in's Leben zurück zu bringen. Endlich war ihm dies gelungen.

„Gott sey gedankt!“ sagte er tief gerührt; „Gott sey gedankt, mein liebes Trudchen, daß Du lebst! Es kann ja noch

Alles gut werden!" — Sie blickte ihn mit seelenvoller Liebe und Wehmuth an; dann sagte sie mit matter Stimme: „Ach, mein Hubert! es ist zu spät, ich habe in den Spiegel gesehen! Doch ist es mir tröstlich, daß ich in Deinen Armen sterbe!" — Er glaubte Trudchens Sinne zerrüttet. Zögernd fragte er: „In den Spiegel hast Du gesehen und deshalb willst Du sterben?" — „Ja, mein Geliebter!" erwiederte sie mit sanfter Ergebung — „verlaß mich nur nicht! Es wird ja wohl bald überstanden seyn!" — „Trudchen!" rief Hubert in höchster Seelen-Angst — „herzliebes Trudchen, erwache doch nur! oder sage mir: was ist geschehen?" — Trudchen erzählte ihm nun mit kindlicher Offenheit den Hergang der Sache, bat ihn um Vergebung und fügte sich reumüthig in ihr verschuldetes unglückliches Loos.

Der aufgeklärte Hubert mußte unter Thränen lächeln. Er drückte die wahnbefangene holde Geliebte an sein Herz, und nachdem er mit der Beredsamkeit der Liebe ihre Todesfurcht verscheucht hatte, erneuerten sie den heilbringenden Bund des Lebens, der auch nie wieder, weder durch Mißtrauen noch durch Aberglaube, gestört wurde.

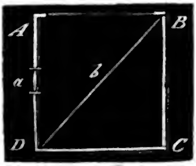
Die Daguerréotypie.

Johann Baptist Porta, ein Neapolitaner, bemerkte eines Tages, als er seine Fenster mit Läden geschlossen hatte, daß durch eine Oeffnung in einer der letzteren Sonnenstrahlen eindrangen, und daß sich auf der, dem Fenster gegenüberstehenden Wand die außerhalb des Zimmers befindlichen Gegenstände ziemlich genau abbildeten. Porta dachte über die Ursachen dieser Erscheinung nach, und verfertigte einen Kasten, der, von allen Seiten geschlossen, nur an der einen eine runde Oeffnung hatte. Die dieser Oeffnung gegenüberliegende Seite des Kastens wurde durch eine matt geschliffene Glasscheibe eingenommen; auf dieser konnte man nun deutlich die Bilder der Gegenstände, von denen Lichtstrahlen durch die Oeffnung des Kastens einfielen, betrachten. Diese Vorrichtung nannte er **Camera obscura**, d. h. dunkle Kammer. Daß er aber die Umrisse der Bilder schärfer erhalte, setzte er in die Oeffnung ein doppelt erhabenes Glas (biconvexes Glas, gewöhnlich Brennglas genannt). Die mattgeschliffene Glasscheibe befand sich dann in der Brennweite der Glaslinse, die man auch Objektiv-Glas nennt, da sie dem Objekte (Gegenstande) zugekehrt ist. Unter der Brennweite einer Glaslinse versteht man die Entfernung, in welcher die durch die Glaslinse eingefallenen und gesammelten Sonnenstrahlen den möglich kleinsten Kreis erleuchten, und in diesem Kreise brennbare Körper, wie Holz, Schwamm u. s. w. entzünden. Man nennt jenen Kreis Brennpunkt, obwohl diese Benennung falsch ist. — In dem

Brennpunkte erscheinen auch die Bilder der vor der Glaslinse befindlichen Körper am deutlichsten.

Als man die schönen Bilder der **Camera obscura** sah, entstand natürlich der Wunsch, diese festhalten zu können. Das einzige, damals bekannte Mittel zu dem eben angegebenen Zwecke war ein mechanisches. Man legte nämlich ein dünnes Blatt Papier auf die Glasscheibe und zeichnete die Umrisse der Bilder mit einem Bleistifte nach. Um sich diese Arbeit zu erleichtern, brachte man die mattgeschliffene Glasscheibe oben an und fing die Bilder mit einem ebenen Spiegel auf, der unter einem Winkel von 45 Graden gegen die untere Fläche der **Camera obscura** geneigt ward, und der die Bilder dann nach oben zurückwarf (reflektirte). Fig. **1. A B C D** sey ein senkrechter Durchschnitt einer **Camera obscura**, a das doppelt erhabene Glas (die Glaslinse, das Sammelglas), **b** der ebene Spiegel und **A B** die mattgeschliffene Glasscheibe. Da aber diese Art der Festhaltung (Fixirung) der Bilder nicht genügte, so bemühte man sich, ein Mittel aufzufinden, durch welches auf chemischem Wege (durch einen chemischen Prozeß) die Darstellungen der **Camera obscura** festgehalten werden könnten. Ein chemischer Prozeß ist die Verbindung von zwei oder mehreren einfachen, d. h. unzerlegbaren Stoffen (Elementen) zu einem neuen Körper, wie die des Schwefels und Sauerstoffs zu Schwefelsäure; dann die Verbindung von zwei oder mehreren Verbindungen einfacher Stoffe, wie die der Schwefelsäure mit der Kalkerde zu Gips; endlich auch umgekehrt die Zerlegung eines Körpers in seine näheren oder entfernteren Bestandtheile, wie das Brennen des Kalkes, wobei die Kohlensäure verflüchtigt wird und die Kalkerde zurückbleibt. — Der Franzose Charles soll zuerst Silhouetten vermittelst der **Camera** angefertigt haben, indem er die Bilder auf Papier, das mit Chlorsilber (einer Verbindung von Salzsäure mit Silberoxyd) getränkt war, auffing. Das Licht schwärzt nämlich sehr leicht und schnell das Chlorsilber. Nach Charles soll Wedgwood auf dieselbe Weise Kupferstiche und die Gemälde eines Kirchenfensters abgebildet haben. Aber auch dieser Weg, die Bilder der **Camera** festzuhalten, entsprach noch lange nicht den Wünschen; nur verstohlen konnte man die auf eben angegebene Art erhaltenen Bilder betrachten, da jedes Licht die ganze Fläche schwärzte. Denn man verstand es nicht, das Papier von dem gegen Licht so empfindlichen Stoffe, dem Chlorsilber, nachträglich zu befreien, ohne die Bilder selbst zu zerstören. — Daguerre, nachdem zuvor noch Anderer Versuche dem Zwecke näher gekommen, war endlich so glücklich, ein Verfahren für das Festhalten der Lichtbilder zu entdecken, das in einer verhältnißmäßig

Fig. 1.



sehr kurzen Zeit ganz genaue Darstellungen lieferte. — Daguerre's Verfahren ist seit seinem ersten Bekanntwerden vielfach verbessert worden, und hier soll das, durch mannigfache Versuche als das beste anerkannte gegeben werden.

Zur Anfertigung der Daguerre'schen Lichtbilder gehören folgende Vorrichtungen: Zuerst eine Camera obscura mit einem oder mit zwei Gläsern; die letztere Art ist die bessere. Ihre Form ist gleichgültig, ob vierkantig, ob walzig; nur eignet sich erstere mehr zu Landschaften und Gebäuden, als letztere. Wir werden eine vierkantige hier näher beschreiben. A B C D Fig. 2. sey ein senkrechter Durchschnitt der Camera, a b sey eine metallene Röhre, in die zwei Linsengläser a und b an den Enden eingefügt sind. Beide stehen um die Summe ihrer Brennweiten von einander entfernt, die Röhre a b ist verschiebbar. Die Rückenwand der Camera steht in ihrer größten Entfernung von der Linse a nur um die Brennweite dieser Linse a ab. Die Rückenwand B C wird eingenommen durch ein Milchglas, dessen matt geschliffene Seite nach innen gekehrt ist und die sich heraus nehmen läßt. An ihre Stelle kann dann ein Kasten, auf dessen Boden die Platte durch metallene Riegel oder Nägel mit platten Köpfen befestigt wird, und der durch einen Schieber zu schließen ist, gesetzt werden. Fig. 3. v w x y ist ein solcher Kasten von oben gesehen, z ist der Schieber, p die Platte, welche durch die Nägel n gehalten wird. Nur muß dieser Kasten so eingerichtet seyn, daß die Platte p gerade dieselbe Entfernung von der Linse a hat, wie das Milchglas. — Ferner bedarf man einer 4 bis 5 Zoll hohen Walze, die unten eine größere Scheibe als oben haben muß, damit sie fest stehe. Die nebenstehende Fig. 4. zeigt eine solche Walze; sie dient bei dem Putzen der Platten. Alsdann bedarf man eines viereckigen Gefäßes, am besten von Porzellan, dessen obere Ränder abgeschliffen sind, und das durch eine mattgeschliffene Glasplatte luftdicht geschlossen werden kann; denn das Jod, das dieses Gefäß aufnehmen soll, ist äußerst flüchtig. Endlich gehört zum Daguerréotypiren noch ein Quecksilber-Apparat. Dieser ist ein pappener, nach oben abgeschrägter, vierkantiger Kasten

Fig. 2.

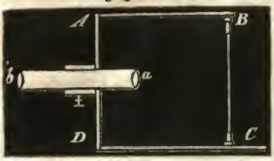


Fig. 3.

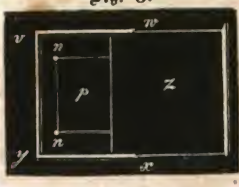


Fig. 4.

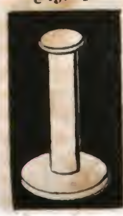
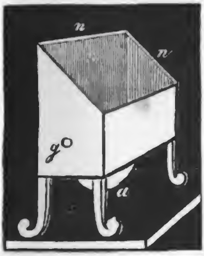


Fig. 5.



(Fig. 5.), der in seinem Boden eine eiserne oder porzellanene Schale a trägt, in die man Quecksilber schüttet und unter die man eine brennende Spiritus-Lampe stellt. Oben hat der Apparat an den inneren Seiten Leisten n; auf diese wird der aus der **Camera** herausgenommene Kasten mit der Platte gelegt, damit das durch die Spiritus-Lampe in Dampfform aufgelöste Quecksilber an die Platte gelangen kann. Die Oeffnung des Apparats muß grade so groß seyn wie der Kasten, in dem sich die Platte befindet. In der einen Seitenwand des Quecksilber-Apparats ist ein Loch g, durch dieses steckt man ein Thermometer, dessen Kugel in dem Quecksilber der Schale ruhen muß, wenn es den Wärmegrad des letztern anzeigen soll.

Die Platten, welche die Bilder der **Camera** auffangen sollen, sind von Kupfer und mit Silber überzogen; sie müssen aber vollkommen eben und glänzend seyn.

Verfahren bei'm Daguerréotypiren.

Das erste Geschäft ist das Plattenputzen. Man versieht die obere Scheibe der zum Plattenputzen bestimmten Walze (Fig. 4.) mit einer Lage Siegellacks, erwärmt dann eine Platte über einer Spiritus-Lampe, indem man die Unterseite der Platte der Flamme entgegen hält, und drückt erstere dann auf die obere Scheibe fest. Darauf schüttelt man aus einem mit Mousselin überzogenen Gläschen calcinirten, fein gepulverten Trippel oder fein geschlemmte Knochenasche auf die Platte, benetzt einen kleinen Ballen loser Baumwolle mit einer Flüssigkeit, bestehend aus sechszehn Theilen Wasser und einem Theile Salpetersäure (nach Imle), und zerreibt Beides, den Trippel oder die Knochenasche und die verdünnte Salpetersäure auf der Platte. Hiermit fährt man, von rechts nach links reibend, so lange fort, bis die Metallfläche von dem Putzmittel befreit ist und die Platte, leicht angehaucht, eine gleichmäßige graue Farbe zeigt. Ist letztere völlig rein, so überfährt man sie noch einige Male mit reiner, trockener Baumwolle, um jedes Stäubchen zu entfernen. Darauf kann man zum Jodiren schreiten. Man befestigt die Platte in dem Kasten (Fig. 3.) und zieht den Schieber Z heraus. Darauf gießt man etwas Jod-Chlorür, dessen Bereitung am Ende dieses Aufsatzes gezeigt werden soll, in das porzellanene, viereckige Gefäß und deckt den Kasten mit der Platte (Fig. 3.) darauf. Das Jod-Chlorür löst sich bei jeder Temperatur über Null-Grad Réaumur in Dampfform auf; diese Dämpfe treten an das Silber und bilden mit demselben eine dünne Schicht Jod-Silbers und Chlor-Silbers.

Man prüft, ob diese Dämpfe lange genug auf das Silber eingewirkt haben, dadurch, daß man die Platte gegen ein weißes Blatt Papier hält; ist sie gleichmäßig schön gelb, so kann man mit dem Jodiren aufhören. Der Ueberzug auf ersterer darf weder zu hell, noch zu dunkel (blau) erscheinen. Nun schiebt man den Schieber **Z** in den Kasten ein, um die jodirte Silberplatte gegen jedes Licht abzuschließen. Darauf stellt man die **Camera obscura** dem abzubildenden Gegenstande gegenüber auf, rückt dann die metallene Röhre **a b** (Fig. 2.) so lange hin und her, bis sich das Bild des Gegenstandes scharf begrenzt auf dem mattgeschliffenen Milchglase **B C** darstellt, und verschließt dann die vordere Oeffnung der Röhre durch einen Deckel. Jetzt nimmt man das Milchglas heraus, setzt an seine Stelle den Kasten mit der Silberplatte ein, zieht den Deckel beinahe ganz heraus und drückt dann den Kasten fest in die **Camera** hinein, so daß die Platte dieselbe Entfernung von der Linse **a** hat, als vorher das Milchglas. Wird diese Entfernung nicht streng beibehalten, so war das Richten ganz überflüssig; das Bild wird dann undeutlich. Nun nimmt man den Deckel, die Blendung, von der Röhre **a b** weg und läßt das Licht auf die jodirte Platte einwirken. Die Lichtstrahlen, die von dem Gegenstande durch die Glaslinsen auf die Platte fallen, zersetzen die Jod-Silber- und Chlor-Silber-Schicht, und zwar in dem Grade, daß die Stellen, die von dem, aus den hellsten und nächsten Theilen des Gegenstandes ausgehenden Lichte getroffen werden, von dem Jod-Chlorür sich ganz befreien, während die minder stark beschienenen Stellen weniger Jod-Chlorür verlieren, und endlich die Stellen, auf die das Bild nicht fällt, die also von keinem Lichtstrahle getroffen werden, ihren gelblichen Ueberzug behalten. — Die Dauer der Einwirkung des Lichtes richtet sich nach der Stärke (Lichtstärke) der Linsen, nach der Helligkeit, ob Sonnenschein ist oder nicht, nach der geographischen Lage u. s. w. — Hat nun die Platte lange genug in der **Camera** gestanden, so legt man die Blendung vor die Röhre, schiebt den Schieber **Z** wieder in den Kasten ein und nimmt diesen heraus. Nun zündet man die Spiritus-Lampe an, setzt sie unter den Quecksilber-Apparat und deckt den, von dem Schieber wiederum befreiten Kasten oben auf, so daß die Platte dem Quecksilber zugekehrt ist. Durch die Hitze der Spiritusflamme wird das Quecksilber in der Schale **a** in Dämpfe verwandelt, die aufsteigend sich mit den entweder ganz oder theilweis vom Jod-Chlorür befreiten Stellen zu einem neuen Körper, einem Metallteige, Quecksilber-Amalgam genannt, verbinden, und so die Umrisse des Bildes darstellen. Man läßt die Platte so lange in dem Apparate, bis das Quecksilber bis auf sechszig Grad Réaumur erhitzt, und, nach gelöschter Lampe, bis auf vierzig Grad Réaumur wieder erkaltet ist, was man an dem durch die Oeffnung **g** gesteckten Thermometer erkennt.

Jetzt macht man die Platte von dem Kasten los, taucht sie in eine Auflösung von unter-schweflig-saurem Natron, welches das noch auf der Platte haftende Jod-Chlorür wegnimmt, und begießt jene schnell mit kochendem, destillirtem Wasser. Darauf bläst man mit dem Munde, aber ohne Speichel darauf fallen zu lassen, die Wassertropfen weg und trocknet die Platte über einer Spiritus-Lampe, indem man das Bild aufwärts hält. Nun ist das Bild fertig und kann dem stärksten Sonnenlichte ausgesetzt werden, nur vor unmittelbarer Berührung muß man es wahren. C. Imle empfiehlt ein anderes Verfahren, um die Platte von dem Jod-Chlorür zu befreien, das auf Galvanismus, d. h. auf Electricitäts-Entwickelung durch Berührung zweier Metalle, die durch einen feuchten Körper getrennt sind, beruht. Er legt nämlich die Silberplatte zuerst in reines Brunnenwasser, dann in eine gesättigte und filtrirte Kochsalz-Auflösung, macht an einem Stückchen Zink eine frische Fläche und hält diese an die Platte; sogleich entwickeln sich durch die electrische Strömung die Jod-Chlorür-Dämpfe und lassen die Platte klar und rein zurück, die dann nochmals mit reinem Wasser abgespült wird.

Für die Bereitung des Jod-Chlorür empfiehlt Imle folgendes Verhältniß der Bestandtheile:

10 Loth Kochsalz, bestehend aus Chlor und Natrium,
7 Loth Braunsteinüberoxyd, bestehend aus Mangan und Sauerstoff,
16 Loth concentrirte Schwefelsäure, bestehend aus Schwefel und Sauerstoff,
12 Loth Brunnenwasser, bestehend aus Wasserstoff und Sauerstoff.

Diese vier Bestandtheile schüttet man in eine Retorte; in eine andere thut man 16 Loth Jod; beide verbindet man durch eine Glasröhre; doch muß die Verbindung luftdicht geschlossen werden, was durch umgewickelte, nasse Blase leicht zu bewerkstelligen ist. Die erste Retorte wird dann auf das Sandbad gesetzt und langsam erhitzt.

Das Kochsalz und das Braunsteinüberoxyd werden durch die Schwefelsäure so zersetzt, daß das Natrium des Kochsalzes einen Theil des Sauerstoffs des Braunsteinüberoxyds annimmt und nun Natron bildet. Das Braunsteinüberoxyd ist durch den Verlust an Sauerstoff in Manganoxydul verwandelt worden. Die Schwefelsäure verbindet sich nun mit dem eben entstandenen Natron zu schwefelsaurem Natron (Glaubersalz) und mit dem Manganoxydul zu schwefelsaurem Manganoxydul. Dadurch ist das Chlor, der andere Grundstoff des Kochsalzes, frei geworden; er geht nebst dem in Dämpfe aufgelösten Wasser in die andere Retorte über, löst hier das Jod auf und verbindet sich mit ihm zu Jod-Chlorür. Man läßt das Chlor übergehen, bis nur noch ein kleiner Theil des Jod unaufgelöst ist. Alsdann nimmt man die Verbindungs-Röhre weg, schüttelt das Jod-Chlorür tüchtig um und verwahrt es in einer wohlverkorkten und versiegelten

Flasche an einem dunklen Orte. Zum Gebrauche vermischt man ½ Unze dieses Jod-Chlorürs mit dem zwölffachen Gewichte, d. h. mit 6 Unzen destillirten Wassers, und verschließt dieses verdünnte Jod-Chlorür wieder in eine Flasche mit einem eingeriebenen Stöpsel. Beim Jodiren der Platten füllt man das Gefäß bis zur Hälfte mit der verdünnten Flüssigkeit an und bedeckt sie mit der Glasplatte. L. Heros.

Herder.



Ein Mann, ebenso liebenswürdig als groß, werth, für immer im Gedächtniß seines Volkes fortzuleben und so der schönsten, wahrsten, echtesten Unsterblichkeit theilhaftig zu werden, ist Johann Gottfried Herder, geboren am 26. August 1744, einem Tage, dem das neunzehnte Jahrhundert eine Jubelfeier nicht versagen durfte. Herder hat, wie Lessing und Goethe,

den wahren Gott der Welt in der über alle Religionsformen und Glaubens-Besonderheiten erhabenen freien Humanität (Menschenwürde) erkannt, und alle seine Schriften sind Zeugen dieses Strebens, den Menschen in den Augen des Menschen zu jener Würde zu erheben, die ihm als dem Träger des Geistes zukommt. Herder war Theolog und dennoch der freisinnigste Denker seiner Zeit, die ihm aber nicht das theologische Lehramt entzog, sondern, stolz auf ihn, die Großheit seines Wirkens anerkannte und ihm Gelegenheit gab, es leuchten und schaffen zu lassen. Seinen ewigen Ruhm breitet daher auch Herder aus über seine hohen Beschützer Amalia und Carl August von Weimar. Die freie Entwickelung des Genius zu pflegen, ist die Aufgabe der Mächtigen; die Welt erwartet von ihnen, daß sie die Freiheit des Geistes als Eigenthum der Menschheit betrachten. Carl August hatte jenen hohen Beruf der Fürsten erkannt, und deshalb konnten in seiner Nähe Geister wie Goethe, Schiller, Herder und Wieland gedeihen. — Der Geburtsort Herder's ist die kleine Stadt Mohrungen in Ostpreußen; sein Vater war ein armer Schullehrer, der nur wenig für die Erziehung des Sohnes zu thun vermochte. Bibel und Gesangbuch waren fast die einzigen Bücher, welche dieser in seiner Kindheit in die Hände bekam, bis der Pfarrer des Ortes, Trescho, der sich des zum Jüngling reifenden Knaben als Schreiber bediente, sich seiner annahm und ihm Unterricht ertheilte in den alten Sprachen und andern Gegenständen. Herder machte so reißende Fortschritte, daß er nach wenigen Jahren, auf einer Reise mit einem Wundarzte nach Königsberg kommend, daselbst als Lehrer der ersten philosophischen und zweiten lateinischen Klasse am Friedrichs-Collegium angestellt werden konnte. Hier widmete er sich nun den eifrigsten Studien und entschied sich ernstlich für die Theologie. Zugleich umfaßte er aber mit seinem reichen Geiste das Studium der Philosophie und der Naturwissenschaften, eignete sich die ausgebreitetste Kenntniß der Geschichte an, durchforschte mit tiefem wissenschaftlichen Eingehen die Gebiete der Staatslehre, der Völker- und Sprachkunde. Alles, womit er sich beschäftigte, ward schnell sein Eigenthum, und eine Fülle neuer Gedanken, tiefer Blicke in das Wesen der Wissenschaften wie der Menschheit entwickelte sich in ihm. Im Jahre 1765 berief man ihn als Rektor der Domschule und Prediger nach Riga, wo er die Liebe und Verehrung seiner Zöglinge wie seiner Gemeinde im höchsten Grade erwarb, das er aber verließ, nicht um einem ehrenvollen Rufe nach Petersburg zu folgen, sondern um die Welt, nach deren lebendigen Eindrücken es ihn verlangte, kennen zu lernen. Er legte sein Amt in Riga nieder und nahm die Stelle eines Begleiters des Prinzen von Holstein-Eutin an, der Frankreich und Italien durchreisen wollte. In Straßburg jedoch wurde Herder von Neuem an einem, seit seiner Jugend

ihn plagenden Augenübel krank und mußte zurückbleiben. Hier machte er die Bekanntschaft Goethe's, den er bald Freund nannte, und dem er großentheils seine spätere Berufung nach Weimar verdankte. Nachdem er 1770 als Hofprediger, Superintendent und Consistorialrath in Bückeburg angestellt worden, wo er sich verheirathete, dann fünf Jahre darauf der theologischen Professur wegen nach Göttingen gegangen, kam er als Hofprediger, General-Superintendent und Ober-Consistorialrath nach Weimar, wo er 1793 zum Vice-Präsidenten, 1801 zum Präsidenten des Ober-Consistoriums und bald nachher vom Kurfürsten von Bayern in den Adelstand erhoben wurde. Hatte Herder sich schon früher in allen Zweigen seines Wissens, namentlich in theologischer und philosophischer Beziehung als Schriftsteller ausgezeichnet, so fand doch erst in Weimar seine Genialität die rechte Gelegenheit, sich voll und ganz zu entfalten. Was er hier Großes, Hohes, Edles und Unvergängliches geschaffen, läßt sich in diesen wenigen Zeilen nicht nach Verdienst würdigen: wir können nur unsre Verehrung für ihn auf den Jubel-Altar seines Gedächtnisses legen und das deutsche Volk auffordern, seine vom Geiste der Wahrheit, Schönheit und Freiheit geweihten Schriften zu lesen, mit Liebe in sich aufzunehmen und als ewige Heiligthümer des Volksgeistes zu bewahren. Wer Herder's Worte liest mit aufrichtiger Theilnahme, der muß ihn lieben, und wer ihn liebt, steht gewaffnet da gegen alle Angriffe pietistischer Dunkelmacherei, die in unserer Zeit von Neuem ihr unheiliges Wesen zu treiben beginnt. Gedankenklare Schriften zur Philosophie und Geschichte, zur Religion und Theologie, zur Kunst und Literatur enthalten seine Werke, und seine Dichtungen sind voll reinen poetischen Schwunges. Sein größtes Werk aber sind die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", in welchen die ganze Größe und Hoheit seines Genius, seine edle, schöne Liebe zur Menschheit zum erhabensten Ausdruck gelangte. Hier begegnet uns eine Philosophie, die jedem gesunden Sinne klar und verständlich, zugleich zum Geiste wie zum Herzen spricht. Lesen und lieben soll jeder Deutsche dieses Werk, verehren und lieben den Schöpfer desselben. Herder war groß als Philosoph, Aesthetiker, Geschichtsschreiber, Philolog und Dichter, er war zugleich ein großer, edler und liebenswerther Charakter, fest und gesinnungsvoll in dem, was er als recht und wahr erkannt hatte, liebevoll und hingebend als Freund, als Gatte, als Mensch. Kam je ein Einzelner dem Ideal des reinen Menschenthums nahe, so war es Johann Gottfried Herder. Er starb am 18. Dezember 1803 in Weimar, betrauert nicht nur von seinen Freunden, seiner Gemeinde, seiner Umgebung überhaupt, betrauert von einem Volke, das sich selber groß fühlen darf im Besitze eines solchen Mannes, wenn es zu handeln versteht, wie Herder gesprochen: im Geiste der Freiheit und Humanität. Anton Gubitz.

Papier-Schwindel.

Unter mancherlei Jahrhundert-Feiern, die wir im Jahr 1845 bezeichnen können, ist auch eine, die uns auf die Actien (Antheils-Scheine) und den damit verbundenen, fast zur Seuche gewordenen Schwindel hinweisen kann: nämlich die Errichtung der ersten Zettelbank, die im Jahr 1345 in Genua stattfand. Ein halbes Tausend von Jahren ist also vergangen, seit zuerst das gute und schlechte Geldpapier oder Papiergeld unter nachmals allerlei Namen eingeführt wurde und zu diesem Zweck Actionaire sich vereinten und Actien ausgaben. Wir wollen nicht fürchten, daß diese Halbtausend-Jahresfeier sich durch immer schwerere Verluste bezeichnet bei denen, die sich, ohne Börsen-Männer zu seyn, in deren Umtriebe hineinziehen ließen; aber möglich wär's doch, daß öfter wieder ein solches Unheil sich begäbe, wie es vor Jahren bei den spanischen Papieren, dann durch die sogenannten Zeitkäufe und im Bezug darauf andeutungsweise im Jahr 1844 auch bei den Eisenbahn-Papieren sich begab. Bei den Zeitkäufen kauft man bekanntlich nicht Zeit — man verliert sie vielmehr oft unnütz, ja bis zum Entsetzlichen; denn es läßt sich von Manchem berichten, daß er durch verunglückte Zeitkäufe zum Selbstmorde getrieben wurde, oder doch Bankerott machte. Das Letztere pflegt freilich Dieser und Jener nicht zum Entsetzlichen zu zählen, denn die sonstige ehrliche Strenge gegen Bankerottirer hat sich in unehrliche Milde verwandelt und sie können gewöhnlich, uns des gangbaren Wortes zu bedienen, noch ein „gutes Haus" machen. Die Sprache hat, was große Schufterei betrifft, nach und nach ungemein zuvorkommend und artig seyn müssen. Vom Bankerottmacher sagte man ehedem: er ist davon gelaufen wie ein Spitzbube; dann: er ist von seinem Eigenthum gegangen; dann: er ist davon gefahren. Jetzt läßt man Jedem über Laufen, Gehen und Fahren Wahl und Freiheit, indem man nur sagt: er hat sich entfernt, was auch schon sehr selten geschieht. Heut zu Tage bleibt ein Bankerottmacher ruhig am Orte und setzt sich mit seinen Gläubigern; dieses Sichsetzen ist aber manchmal der Art, daß die Gläubiger davon laufen möchten, und wenn ein Bankerottirer sich sonst aus dem Staube machte, streut er heut zu Tage bequemer Weise nur seinen Gläubigern Staub in's Auge. Es wäre hübsch, wenn man die Halbtausend-Jahresfeier damit beginge, daß man die alte Redlichkeit zurückkehren ließe!

Das thäte nun besonders noth bei dem Actien-Schwindel, mit dem die Leute über Nacht reich zu werden gedenken, weil hier und da einem schlauen Schwindler durch geschickte oder auch nur kecke Ränke gelungen ist, was zuweilen im ersten Anlauf zu gelingen pflegt. Aber glaubt mir, das rasch gewonnene

Geld ist ihm nicht sicher und will er's mit des Teufels Gewalt halten, der Teufel der Habsucht entführt's ihm doch gelegentlich.



Wir sprechen, wie Ihr begreifen werdet, bildlich, da wir wissen, daß es eben keine andern Teufel giebt, als die der Mensch in sich selber beherbergt, obwohl Ihr werdet gehört haben von dem neuen Streit, der uns Höll' und Teufel wieder zurückführen soll, wozu wir weiter nichts sagen als: „Wachet und betet, damit Ihr nicht in Anfechtung fallet." Es ist für uns sehr sinnvoll, daß „wachen" hier sogar vor dem „beten" steht, und die Anfechtung können wir dann auch gleich bei dem Actien-Schwindel brauchen! Wir haben recht inhaltvolle Sprüche geerbt, zum Beispiel: „Sparen ist verdienen"; „Sparschaft giebt Baarschaft"; Sparmund und Nährhand kaufen Wohlleb's Haus und Land." Da hat jedoch die neueste Zeit einen Spruch erfunden, der wirft jene ohne Umstände über den Haufen; er heißt: „Nicht das, was man ausgiebt, ist das Unglück, sondern, was nicht einkommt!" — und danach setzt man all sein Hoffen — mit leichtem Sinn, wie man zuweilen meint, aber der Wahrheit nach im Leichtsinn — nicht auf das Wenige, was man hat, sondern auf das Viele, was man haben möchte, und lebt d'rauf los, als hätte man's bereits. Das giebt indeß gar oft einen Erfolg, wie ihn der Rechenmeister Adam Riese — derselbe, den wir manchmal noch erwähnen, wenn von klarer Rechnung die Rede — einem Schösser (Einnehmer) vorhersagte. Dieser äußerte Jenem: „Ich hab' hundert Gulden jährlich, davon halt' ich zwei Pferde, einen Diener und einen Jungen; nun, Lieber, mach' mir die Rechnung, wie ich so am besten auskommen möchte?" — Adam Riese aber antwortete: „Multiplicire mit dem Stadtknecht, dividire mit dem Kerkermeister, nimm noch den Henker hinzu, so wirst Du mit dieser Regel de Tri (Dreiglieder-Rechnung) das Richtige finden." — Besagter Schösser hat's auch gefunden, denn den Strich unter seine Rechnung machte nach etlichen Jahren der Strick.

Wir wollen indeß wieder einlenken auf das Reichwerden, welches in gradem Wege keine leichte Sache, aber auch eine unnöthige ist, wenn man's versteht, durch Entbehrung des Entbehrlichen sich wohlhabend zu fühlen oder im schlimmsten Fall mit Ehren arm zu seyn. Das Reichwerden, wie wir's heut zu Tage in einzelnen Fällen gewahren, ist indeß leichter als das auf gradem Wege, auch keine Kunst, sondern ein schmachvolles Treiben, bei dessen Einübung man vor allen Dingen Seele und Herz in die Rumpelkammer oder hinter den Geldkasten werfen muß, und Leute, die so ihren Vortheil suchen, werden bettelarm an nützlicher That und rechtem Empfinden. Verlockende Reden aber haben sie vollauf; — „sie wollen mit Worten die Welt verschenken und werden in Thaten an sich nur denken!“ — Zu solchen sittlich verwahrloseten menschlichen Geschöpfen gehören besonders solche sogenannte „Zeichner“, die bei Actien-Unternehmungen (vorzugsweise jetzt zu Eisenbahnen) Summen zeichnen, welche sie gar nicht besitzen, und die nun durch allerlei Vorspiegelungen die Gier nach Gewinn bei Unerfahrenen wecken und nähren, um bei dem Steigen der oft noch gar nicht vorhandenen Actien durch immer mehr Theilnehmer sich einen Erwerb an Procenten zu sichern, der natürlich sich verstärkt, je mehr sie künstlich den Andrang zum Ankauf des Papiers, auf welches sie zeichneten in ihnen unerschwingbaren Summen, zu häufen wissen. Es versteht sich von selbst, daß es unter den Zeichnern redliche giebt, die nicht über ihre eigenen Kräfte gehen, oder solche, die, wenn sie's thaten, doch wenigstens an betrügerischen Gewinn nicht denken, sondern, wie kluge Geschäftsleute, eben nur von der Welt Treiben Nutzen ziehen. Aber eine Klasse dieser Zeichner besteht durchaus nur aus Wagehälsen. Sie haben an Vermögen nichts, gar nichts, als ein gutes Maulwerk, vom Dampf und Dunst pfiffiger Worte getrieben. Wohl wissend, daß es für die Actien schon von vortheilhaftem Eindruck ist, wenn die erforderliche Summe so rasch wie möglich auf dem Papier steht, drängen sie, durch irgend einen Scheingrund, oder auch gradhin durch eine Lüge begünstigt, sich herbei, und man nimmt ihre Zahlen an, auch wenn man weiß, wie es mit ihren Mitteln steht. Man will die Sache rasch im Gange haben — und das Uebrige wird sich finden! — ist der leidige Allerwelts-Trost. Gesetzt nun, jene Wagehälse gingen gleich bei dem ersten Versuche, reich werden zu wollen, zu Grunde, was schadet es ihnen? Sie verlassen sich auf den allmächtigen Satz: wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren. Glückt ihnen aber ihr erstes Wagniß, so haben sie den Leichtgläubigen ein Kapital abgeplündert, treten nun schon kecker auf und treiben mit nachdrücklicheren Mitteln ihre Versicherungs-Scheine und demnach die Actien auf eine Höhe, auf welcher sie dann wieder künstlich so lange als möglich erhalten oder, je nachdem es

Vortheil bringt, auf- und abgetrieben werden in einem Course, der im Verhältniß dessen, was die Eisenbahnen auf die Dauer an Zinsen abwerfen können, wie die der Sache Kundigsten berechneten, gewöhnlich immer noch ein in haltloser Uebertreibung hoher ist. Die Eisenbahnen erscheinen uns erstens als ein bewunderns-werther Fortschritt des menschlichen Geistes, zweitens als ein sehr eingreifendes Mittel zum Zwecke des Völkerglücks durch die gemeinsameren Länder-Verbindungen zu verstärkter Betriebsamkeit; daß sie aber als Vor-Geschäft nur Verderben in das Volk streuen sollen und mit Ausbeuten aller Kapitale, bis auf die Sparpfennige hinab, die emsige Betriebsamkeit aus den Schranken der Sicherung treiben und allen andern Unternehmungen die Geld-Hülfsmittel aufzehren sollen, wird zum Verbrechen der Selbstsucht am Allgemeinwohl.

Daß der Gemeinsinn — der Sinn, der nicht bloß an sich, sondern billig auch der Andern denkt — Grundsatz werde, darauf ist bei der Mehrheit fürerst noch nicht zu hoffen; gegen den gemeinen Sinn, also auch gegen die Gewinnspäher, die von den kaufmännischen Börsen aus die Länder durchkreuzen, um alles ersparte Baare in Papier zu verwandeln, kann und soll man sich aber verwahren. Man überlasse das Börsenspiel (über welches wir schon im Jahrgange für 1842 unsre Glossen mittheilten) denen, die kein anderes Geschäft haben, und will man Erspartes zinsbar anlegen, was jeder Sorgsame thun wird, so gebe man's auf sich're Hypothek oder man wende sich an anerkannt redliche, auf ein tüchtiges Vermögen und Thun begründete Handlungshäuser, deren es ja noch immer giebt — obwohl sie in vergangenen Jahrhunderten mehr Regel waren, jetzt aber mehr Ausnahmen sind — und man wird ohne Gefahr zu gutem Rath kommen. Sich aber vom Satan der Habsucht verlocken zu lassen, seinem Gewerbe das Betriebsgeld entziehen, um das gewagte Börsenspiel mittreiben zu können, deshalb wohl gar Schulden zu machen oder auf Nichts Zeichner großer Summen zu Versicherungs-Scheinen zu werden, das überlasse man den schamlosen Rittern der Industrie, die kein Kreuz haben, für die dumme Ehrlichkeit aber ein Kreuz sind, vor denen ihr die Kreuze machen sollt, die ihr hinsichtlich des verschollenen (aber in solchen Industrie-Rittern von jeher verwirklichten) Teufels nicht mehr zu machen nöthig habt. Laßt ihr euch aber nicht warnen, folgt ihr der Verlockung, so werdet ihr erfahren, wie's euch ergeht, wenn diese oder jene Actien nicht mehr „gesucht" sind, um den kaufmännischen Ausdruck zu gebrauchen, und dann immer mehr „weichen", bis sie auf ihren wahren Werth kommen, der meist bei allen bis jetzt vorhandenen Eisenbahn-Actien je auf hundert Thaler auch nicht oder nur sehr wenig mehr als hundert Thaler seyn kann, nach den, auf die Dauer davon zu erwartenden Zinsen. Giebt's dann Verluste, so stimmen jene In-

dustrie-Ritter, welche die Moral nur so kennen, wie der Dieb die Gensd'armen, ihre Zunge plötzlich anders, wahr aber doch nicht, und endlich werden sie ebenfalls „weichen", weil ihr nicht mehr „gesucht" seyd, sondern euer selbstverschuldetes Elend auch selbst überstehen müßt.

Darum, wenn ihr euch der Halbjahrtausend-Feier der ersten Zettelbank, und somit aller Geldpapier-Anstalten, deren Heilsames, wenn sie eben heilsam seyn wollen, wir nicht verkennen, erinnern wollt, so thut's damit, daß ihr euch vorseht und kein Hazard-Spiel treibt; denn ein Theil der Börsen-Gelegenheitsmacher ist nicht besser wie der Banquier am sogenannten „grünen Tisch", dem Weideplatz für die Schafe unter den Menschen, auf dem sie indeß nicht genährt, sondern nur geschoren werden. In den Spielhöllen aber spielt man doch immer nur um Geld, was man besitzt, an der Börse dagegen oft genug um das, was man gar nicht hat, sondern nur Andern ablisten will. Halte Jeder mit Sorgsamkeit und ernstem Streben an seinem Geschäft, lege sein Geld dort an; mit dem vielleicht Erübrigten aber thut, wie oben gesagt ist, und nächstdem mache Jeder sich selbst ein Werth-Papier, etwa mit der Inschrift:

> Ist Andrer Weg nach Fuchs-Art krumm,
> Ich seh' mich nach dem graden um,
> Wo ich Ertrag zu finden weiß
> Für Sparsamkeit, für rüst'gen Fleiß;
> Und stellt da schlimme Zeit sich ein,
> Will ich nicht gleich ein Hase seyn!

Es ist allemal Leichtsinn, wenn man seine Habe oder auch nur sein Ersparniß auf eine Weise wagt, deren Erfolg so zweifelhaft ist, daß eben nur ein zu hoffender glücklicher Umstand oder Zufall dazu gehört, um nicht mit Verlust davon gehen zu müssen, und überdem ist alles Wage-Spiel, werd' es am grünen Tisch oder an der Börse getrieben, eine Verletzung des Menschenwerths; denn man geht hier immer mehr und minder darauf aus, Andern ihr Eigenthum abzunehmen in einer Form, wobei das Gesetz den nicht als Schuft bezeichnet, der es in der Wahrheit ist. Solchen Leichtsinn verwechselt ja nicht mit leichten Sinn, der das Unvermeidliche mit Gleichmuth erträgt und mit Kraft und Muth die Folgen eines Unheils sich abwehrt. Den Unterschied zwischen beiden Eigenschaften mag uns ein Geschichtchen angeben. Ein indischer Fürst sprach mit seinem Rath über das Volk und dieser äußerte: es herrsche unter ihm viel Leichtsinn. „Es ist leichter Sinn, nichts weiter!" entgegnete der Fürst. Da gingen sie eben am Ganges entlang und trafen dort einen Bettler, der ein Allmosen begehrte. Der Rath warf ihm ein Goldstück in die hingehaltene Mütze, sie hatte aber ein Loch; das Goldstück fiel durch und rollte in den Fluß. Der Bettler sah dem Dinge ruhig nach und fragte nun: „Was war's denn!"

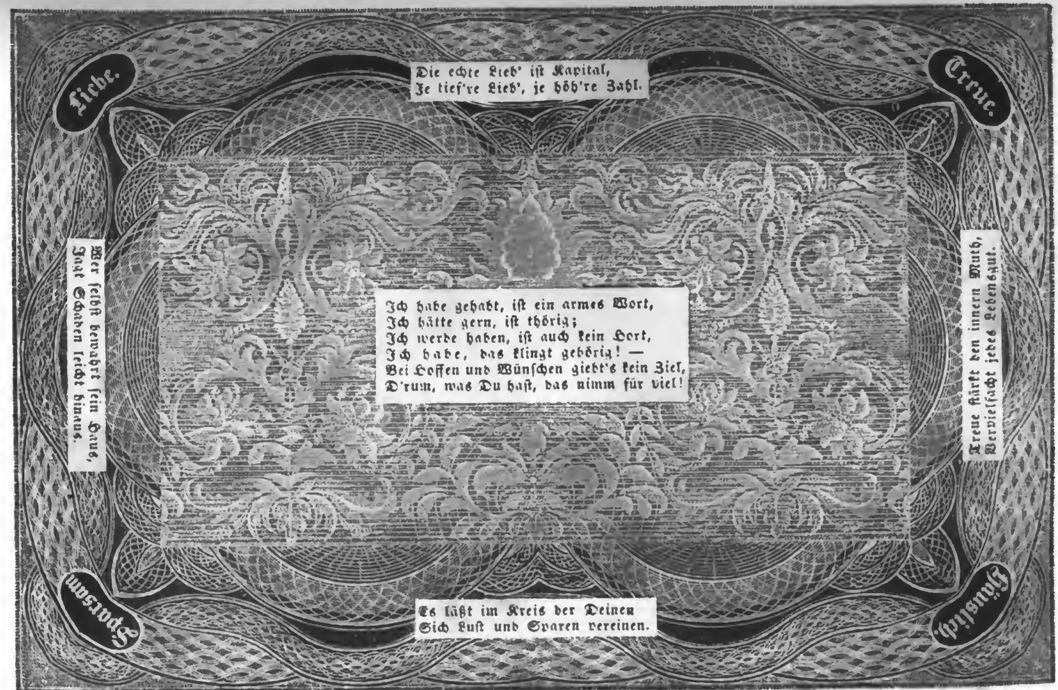
— „Eine Kupfermünze!“ antwortete der Rath. — „Ei, das ist zu verschmerzen!“ rief lächelnd der Bettler. — „Siehst Du, so tröstet sich leichter Sinn!“ bemerkte der Fürst. — Sie gingen weiter, fanden aber bei der Rückkehr denselben Bettler, der abermals sie ansprach. Der Rath zog einen Ring vom Finger, warf auch ihn in die hingehaltene Mütze und der Ring fand denselben Weg wie das Goldstück. „Wieder nichts!“ sprach der Bettler; „was war's denn diesmal?“ — „Ein Diamant, zehntausend Rupien werth!“ — „Was?“ schrie der Bettler ganz außer sich; „o ich Unglückseliger! mein nichtswürdiger Leichtsinn, warum hielt ich das Loch nicht zu!“ — und in Verzweiflung stürzte er sich in den Strom und ertrank. — „Seht, mein Fürst, das ist die Folge des Leichtsinns, wenn Habsucht daraus wird!“ sprach nun der Rath. „Der Leichtsinn achtet nicht des Kleinen und verzweifelt, wenn ihm Großes entgeht, indeß der leichte Sinn sich nicht erschüttern läßt vom Verlust, wohl aber dem Grundsatz lebt: wer das Kleine nicht achtet, wird des Großen nicht Herr!“

Nun denn, so nehmt Euch in Acht; schafft Euch nicht selbst ein Loch in die Mütze und in Euern Lebensplan; gebt nicht das hin, womit Ihr, wie man zu sagen pflegt, ein Loch zustopfen solltet; denn so Ihr nun, ohne hinlängliche Fürsorge, das Kleine opfert, wird das Große, was Ihr zu erlangen hofft, ebenfalls durchfallen und der Leichtsinn könnte zur Verzweiflung übergehen. Habt Ihr aber etwa schon eine Unvorsichtigkeit begangen, dann laßt ab vom Leichtsinn und versteht den leichten Sinn nur so, daß man auch im Unheil guten Muths seyn müsse zur Besserung der eigenen Fehler und der schlimmen Folgen, die bei thörigen Handlungen unvermeidlich sind. Jedenfalls ist's gewiß, daß gar Mancher, der sich hineintreiben ließ in den Papier-Schwindel, den guten Muth sehr nöthig haben wird, wenn ihm die Augen aufgehen und er sich dann selbst Injurien sagen muß, bei denen ihm Niemand widersprechen kann. Drum haltet fest, was Ihr habt, und laßt Euch an dem, was Ihr lang-, streb- und ehrsam erwerbt, genügen. Wer das vermag, der kann sich einbilden, er besitze die Minen von Potosi, von diesem Lande, das nichts erzeugt, als Gold und Silber und das in einem Jahrhundert etwa 1500 Millionen Thaler an Ausbeute lieferte. Auch die Entdeckung dieser Minen, durch Carvajac im Jahr 1545, weiset auf ein Jahrhundert-Fest, wir wollen es aber, wie das der Zettel-Bank, den Reichen und Wucherern überlassen:

„Denn Gold und Zettel
Ist Alles Bettel,
Zufried'ner Sinn
Nur ist Gewinn!“

— und um diesen zu fördern, geben wir beifolgend auch eine **Actie** aus, welche, wohl bedacht und gut angewendet, Jeden auf


Einsicht.
Dem, der nicht stets begehrt,
Ist leicht sein Glück vermehrt.
Fleiss.
Viel und Vielen nützen,
Heißet viel besitzen.
Diese Actie, geltend für Lebenszeit, sichert dem Inhaber und Mit-Theilnehmer allmählig Alles, was er in bescheidenen Wünschen ehrlich bezweckt, und es sind ihm durch sich selber Kapital und Zinsen sicher. Zahlung erfolgt von Jahr zu Jahr bis zum spätesten Alter durch die unterzeichneten und am Rande genannten Bürgen.
Ausgestellt in der Jugend,
nach dem Rathe der Haupt-Verwaltung des Lebens:
Fester Wille. Heller Kopf. Volles Herz. Thätige Hand.
Sinn'st und schaffest du,
Greifet Gott mit zu.
Ausdauer.
Just was man hat, auch haben wollen,
Bewahrt vor Grillen und vor Grollen.
Ordnung


Liebe.
Die echte Lieb' ist Kapital,
Je tief're Lieb', je höh're Zahl.
Treue.
Wer selbst bewahrt sein Haus,
Jagt Schaden leicht hinaus.
Ich habe gehabt, ist ein armes Wort,
Ich hätte gern, ist thörig;
Ich werde haben, ist auch kein Hort,
Ich habe, das klingt gehörig! —
Bei Hoffen und Wünschen giebt's kein Ziel,
D'rum, was Du hast, das nimm für viel!
Treue stärkt den innern Muth,
Vervielfacht jedes Lebensgut.
Sparsam
Es läßt im Kreis der Deinen
Sich Lust und Sparen vereinen.
Häuslich.

der Lebensbahn sichert und ihm die Minen von Potosi entbehrlich werden, die Verzettelung des Seinen durch Börsen-Zettel aber gewiß als sündliches Treiben mehr noch erkennen läßt. Gz.

Thorwaldsen.



Albert Bartholomäus Thorwaldsen, der berühmteste Bildhauer neuester Zeit, wurde am 19ten November des Jahres 1770 auf dem Meere geboren. Sein Vater, Gottschalk Thorwaldsen, war Seemann und schnitzte zugleich die Figurenköpfe, welche das Vordertheil der Seeschiffe schmücken. Er befand sich auf der Ueberfahrt von Reikiavik in Island nach Kopenhagen mit seiner Gattin, der Tochter eines isländischen Geistlichen, als diese den Knaben zur Welt brachte, der dem bisher unbekannten Namen einen für alle Zeiten dauernden Glanz bereiten sollte. Frühzeitig entwickelte das Kind große Anlage zum Zeichnen, und die Eltern, welche aus eigenen Mitteln die Kosten des Unterrichts

nicht bestreiten konnten, waren so glücklich, ihn unentgeltlich als Schüler bei der Kopenhagener Akademie der Künste unterzubringen. Auch seine Neigung zur Bildhauerei erwachte früh und bekundete sich in der Lust und Liebe, mit welcher er Einzelnes, das ihm der Vater überließ, an den zu schnitzenden Köpfen ausführte. Er ließ es sich niemals nehmen, das Mittagsessen selbst dem Vater auf die Schiffswerft hinauszutragen, damit er, während Jener sein Mahl hielt, an den Holzköpfen schnitzen und meißeln konnte. Im Jahre 1789 machte er die Bekanntschaft des ausgezeichneten Geschichtsmalers Abildgaard, der das Talent des Jünglings schnell erkannte und es sich angelegen seyn ließ, zu seiner Ausbildung nach Kräften beizutragen. Er unterrichtete den leicht auffassenden Jünger über die Grundbegriffe und Grundsätze der Kunst, und Thorwaldsen's Genius machte Alles, was ihm gelehrt wurde, schnell zu seinem unveräußerlichen Besitz. Im Jahre 1791 gewann er mit seinem „Heliodorus, aus dem Tempel vertrieben", die kleine und zwei Jahre später mit seinem Relief: „Petrus, am Eingange des Tempels einen Lahmen heilend", die große goldene Medaille, an deren Besitz sich zugleich eine dreijährige Rente von 400 Speziesthalern knüpfte zu einer Kunstreise. Indessen bevor er diese antrat, verlebte er noch zwei Jahre strenger geistiger Studien und technischer Arbeiten in Kopenhagen, um selbstständiger gerüstet vor die Muster der Kunstschönheit treten und um so reicheren Nutzen aus ihrer Betrachtung ziehen zu können. Im Mai 1796 schiffte Thorwaldsen sich auf einem dänischen Kriegsschiffe nach Rom ein, woselbst er jedoch erst ein Jahr später eintraf, theils durch widrige Winde und Stürme verspätet, theils durch den Besuch der Insel Malta, der Städte Palermo und Neapel aufgehalten. Nun versenkte er sich in den bewundernden Anblick der Meisterwerke antiker Kunst, welche ihn umringten; Begeisterung ergriff ihn, er fühlte sich oft mächtig erhoben, und das Bewußtseyn seiner inneren Kraft trieb ihn dann zum Gestalten. Oft aber auch kehrte er, wenn er die Größe und den Adel jener Werke angestaunt, in Verzweiflung nach seiner Behausung zurück, wo er dann seine eigenen angefangenen Arbeiten in Zorn und Aerger zertrümmerte. Oft und vielfach schon in dieser Zeit von Freunden und Bekannten gelobt und gepriesen, war er selbst selten zufrieden mit dem, was seine Hand erschaffen. Ein Werk endlich, „Jason mit dem goldenen Vließ", ein kolossales Gyps-Modell, dessen ersten Entwurf in natürlicher Größe er ebenfalls schon in Stücke geschlagen hatte, schien ihn zu befriedigen; allein die dreijährige Unterstützung von Seiten der Akademie war unterdeß zu Ende gegangen und dem Künstler fehlten die Mittel, das Modell in Marmor auszuführen. So schickte er sich denn in Betrübniß zur Rückreise nach Kopenhagen an, als der holländische Banquier Hope, der von dem Jason Thorwaldsen's gehört hatte, in die Werkstatt desselben trat und, entzückt von dem Modell, dessen Ausführung

in Marmor dem Künstler auftrug. Freigebig zahlte er im Voraus eine beträchtliche Summe, sicherte dem Bildhauer sein Auskommen in nächster Zeit und legte so den Grund zu seinem Lebensglück. Die vollendete Statue des Jason machte das allgemeinste Aufsehen, Aufträge über Aufträge bestürmten Thorwaldsen, und bald gehörten seine Werke zu den gesuchtesten in Europa. Fortwährend thätig, fortwährend die Bahn des Ruhmes aufwärtsschreitend, blieb er bis 1819 in Rom. Die bei ihm gemachte Bestellung eines Denkmals für die 1792 in Paris gefallenen Schweizer, das er später durch die allegorische Darstellung eines verwundeten Löwen so schön ausführte, bewog ihn, den Ort zu besuchen, wo das Denkmal stehen sollte, und er dehnte diese Reise zugleich bis in sein Vaterland aus, wo sein Name bereits im Munde Aller lebte. Die dänische Regierung trug ihm mehrere Arbeiten auf, unter Anderem Statuen des Erlösers, Johannes des Täufers und der zwölf Apostel für die neue Frauenkirche, und diese Werke bildeten, nach seiner Rückkehr, in Rom seine erste Beschäftigung. Hier bewohnte er den ersten Stock der Casa Buti in der Via sistina und führte ein einfaches, stilles Leben, während er einen großen Theil seines bereits gesammelten beträchtlichen Vermögens zur Anlage einer schönen und reichhaltigen Gemälde-Gallerie verwandte, wobei er namentlich für die Maler der Gegenwart eine besondere Theilnahme an den Tag legte und sie auf alle mögliche Weise aufmunterte. Der Casa Buti gegenüber liegt der Giardino di Malta, ein Besitzthum des Königs Ludwig von Bayern, der ein Freund und Schüler Thorwaldsen's war und bei seinem mehrmaligen Aufenthalt in Rom stets mit Liebe an den großen Meister sich anschloß. Im Jahre 1837 machte Thorwaldsen die zweite Reise in sein Vaterland, nachdem er während zweiundvierzig Jahren ununterbrochener Thätigkeit bereits gegen zweihundert größere Werke und eine Menge kleinere Arbeiten und Büsten vollendet. Zum dritten und letzten Male endlich sah er sein Vaterland im Jahre 1844, wo ihn der Tod am 24. März, im Alter von 73 Jahren und vier Monaten, abrief. An diesem Tage wurde Halm's „Griseldis" im Königlichen Theater zu Kopenhagen aufgeführt. Auch Thorwaldsen befand sich unter den Zuschauern, und Aller Blicke richteten sich auf dies edle Haupt, mit dem festen, ruhigen, liebevollen Auge, dem langen silberweißen Haar. Die ersten Töne der Musik begannen — plötzlich aber entsteht eine ungeheure Aufregung im ganzen Hause, der Name Thorwaldsen's klingt von allen Lippen. Der Künstler ist in die Lehne seines Parket-Sitzes zurückgesunken, sein Haupt hängt auf die Brust herab: der große Künstler hatte den letzten Athemzug gethan. — Thorwaldsen war ein edler und echt künstlerischer Charakter, allgemein beliebt wegen seiner trefflichen Eigenschaften des Geistes und Herzens. Der keine Grenzen kennende Enthusiasmus seiner Landsleute machte ihm jede Rückkehr

in sein Vaterland zu einem Triumphzuge. Mitten in diesem Glanz des Ruhmes bewahrte er sich eine seltene Bescheidenheit. Geehrt und ausgezeichnet von allen Machthabern Europa's, hing sein Herz an dem Wohl der Völker und achtete höher die Liebe seines Volkes als alle Dekorationen, mit denen ihn die Gunst der Fürsten bedachte. Nur wenn er es durchaus nicht umgehen konnte, trug er mit Widerstreben einen der zahlreichen Orden, welche ihm aus allen Ländern zugekommen waren; seine Brust hob sich, sein mildes Auge strahlte, wenn er von den Freiheits-Rechten der Völker sprach. Ewiger Ruhm seinem Gedächtniß als Künstler, Hochachtung und Verehrung seinem Gedächtniß als Mensch! —

Von seinen Werken heben wir, außer den genannten, vor allen das großartige Basrelief: „Alexanders Triumphzug in Babylon" hervor. Thorwaldsen verfertigte ihn von Gyps in einer Länge von 29 Ellen in drei Monaten, als Fries in einem Saal des damals (1811) für Napoleon in Stand gesetzten Quirinal-Pallastes. Dreimal führte er ihn dann in Marmor aus, darunter einmal für die Villa des Grafen Sommariva am Comer-See und einmal für den Empfangs-Saal des Pallastes Christiansburg in Kopenhagen. Ferner bezeichnen wir als ausgezeichnet, ohne jedoch diese Eigenschaft den übrigen Arbeiten des Meisters zu bestreiten, einen Mars, einen Adonis, die Grazien, die Musen, einen Achilles, einen Merkur, eine Madonna mit dem Christuskinde, einen Fries mit dem Basrelief „Tag und Nacht", die Statue Gutenberg's u. s. w. Die ganze Zahl können wir hier unmöglich namentlich anführen. Am Größesten ist Thorwaldsen in der Antike, deren Reinheit er am Vollkommensten wiedergeboren; den christlichen Geist in sinnliche Erscheinung zu fassen, lag weniger in seinem Wesen, denn er stand mit Kopf und Herz in seiner Zeit und war durch und durch ein protestantischer Künstler.

Anton Gubitz.

Schluss.



Es ist nicht anders, lieben Leser, wir müssen einmal wieder scheiden, obwohl ich noch Allerlei auf dem Herzen habe, was ich Euch aber treu aufbewahren werde. Unterdeß wollen wir Beide unsre gute Laune festhalten und nicht etwa über die Zeit und deren Gebrechen so verzwickt und sauer aussehen, wie der hier flüchtig gezeichnete Stubenhocker, der den Ofen wärmt und Grillen fängt. Stets mög' uns in Erinnerung bleiben, daß jede Zeit ihre Sorgen mitbrachte,

weshalb wir, zum Beispiel, auf den alten (unter uns gesagt, mit Unrecht vergessenen) Dichter Wernike hören können, der vor mehr als hundert Jahren sagte:

„Man klagt, daß alle Lieb' und Treue sey verloren,
Daß aller Segen sich verkehret hat in Fluch;
Allein, wenn ich die Zeit, die vorher geht, durchsuch',
Erfüllt mich Dank, daß ich in dieser bin geboren."

Wir wollen jedoch immer freudig mitwirken, um überall das Tüchtige und die Wahrheit mehr noch begründen zu helfen; denn Alles, was nicht durch diese besteht, was durch Wissenschaft und Vernunft widerlegt wurde, ist zu lehren und zu üben verkehrt und gotteslästerlich. Wir wollen, wie schwach unsre Kräfte seyn mögen, mit diesen bereitwillig dem Fortschritt dienen und uns überall in das Recht stellen, denn des Mannes höchste Ehre liegt darin, der Gnade nie zu bedürfen. Geht Manches schief, wollen wir das Unsrige dazu thun, es auf dem Wege des Gesetzes und der Ordnung wieder in die Richte zu bringen, und gewinnt hier und da ein Taugenichts mehr äußeres Glück als der Ehrliche, stärken wir uns an der Wahrnehmung, daß dieser im Innern Himmelsfriede, jener Gewissensqualen hat. Nennt uns die Weltklugheit Narren, weil wir nicht unser Ich über alles Andere erheben, so gedenken wir ruhig der Antwort eines lustigen Raths, der auf des Fürsten Frage: „Warum wirst du Narr geheißen?" zur Antwort gab: „Weil ich rede, wie ich denke!" Aber, wie gesagt, vor allen Dingen wollen wir nicht jenem Grillenfänger gleichen, vielmehr uns fern halten vom Grämeln, auch nicht die Hände in den Schooß legen, etwa mit der Beschönigung: „Besser wird's ja doch nicht!" Wenn Jeder das Seine rechtschaffen beiträgt, kann's Besserwerden gar nicht fehlen, und damit wir unsern Zweck gehörig im Sinne behalten, so laßt uns zuweilen das folgende, Euch für diesmal zum Abschiedsgruß geweihte Liedchen nach einer, gewiß Allen bekannten Melodie singen:

Mel.: *Gaudeamus igitur.*

Schaut die Welt nicht mürrisch an,
Greifet zu und handelt!
Denn der träge Griesgram kann
Nimmer aus des Zweifels Bann,
Wie sich's regt und wandelt!

Wohl giebt's Wirren Kreuz und Quer,
Nun, es gilt sich schlagen!
Treibt die Hölle zehnfach her,
Laßt uns frisch, zur Gegenwehr,
Gottes Banner tragen!

Hoch für Wahrheit, Licht und Recht,
Muß das Herz uns lodern! —
Vorwärts nur! — des Dunkels Knecht
Und der Schleicher Truggeflecht
Laßt im Staub' vermodern!

Was der Menschheit wohlgethan,
Sind des Geistes Waffen;
Sie vernichten Furcht und Wahn,
Breiten Sonn' auf nächt'ge Bahn,
Raum für Saat zu schaffen!

Seyd ihr Kopf und nicht bloß Rumpf,
Bleibt aus lahmen Gründen
Ihr nicht für Gesinnung stumpf,
Wird einst Sieg sich im Triumph
Ew'gem Heil verkünden!

Ob sich Wog' auf Woge ballt,
Dunst auf Dampf sich thürme,
Wo das Leben muthig wallt,
Streuet auch die Zukunft bald
Blüthen in die Stürme!

Auf die Zukunft laßt uns bau'n,
Pflegen ihre Blüthen! —
That bewältigt Sturm und Grau'n,
Wenn wir nur aus Gottvertrau'n
Für das Recht' erglühten!

Gz.



Bücher-Anzeigen.

In **Franz Varrentrapp's** Verlag, Frankfurt a. M., ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

F. C. Schlosser's
Weltgeschichte für das deutsche Volk.

Unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet
von
Dr. G. L. Kriegk.

Erste und zweite Lieferung, gr. 8. br. Preis einer jeden Lieferung von 15—18 Bogen: 45 Kr. oder $12\frac{1}{2}$ Sgr. (10 gGr.)

Der Name des Verfassers überhebt die Verlagshandlung jeder Anpreisung. Die **Schlosser**'sche **Weltgeschichte** wird als deutsches Nationalwerk ihre Bestimmung würdig erfüllen. Ueber Plan und Methode giebt die „einleitende Vorrede" hinreichende Auskunft. Was dieses Werk vor Allem charakterisirt: „eine vorurtheilsfreie, auf echter historischer Kenntniß beruhende Auffassung und eine klare, von allen Wortfloskeln frei gehaltene populäre Darstellung", wird ihm einen ausgezeichneten Rang unter den allgemeinen Bildungsmitteln und den Zugang in die Familien aller Stände sichern. — Das ganze Werk wird aus 12 Bänden oder 24 Lieferungen bestehen, die rasch auf einander folgen.

*** Interessante Neuigkeit. ***

Bei **Ign. Jackowitz** in Leipzig erschien so eben:

1843
im Berliner Guckkasten.

Von **Ad. Brennglas.**

Auch unter dem Titel:

Berlin wie es ist und — trinkt.

XX. Heft.

Mit einem colorirten Titelkupfer von Ed. Hahn.
8. geh. in Umschlag. Preis ¼ Thlr.

Ferner ist in demselben Verlage so eben erschienen:

Das Buch von der Nase.

Humoristische Abhandlungen für Jedermann und jede Frau.
Mit einem Titelkupfer.
8. Elegant geb. im Umschlag. Preis ½ Thlr.

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die **Brennstoffe** und ihre **Anwendung,** oder: Eigenschaften, Zusammensetzung, Gewinnung und Bereitung der verschiedenen Brennstoffe, nebst Bemerkungen über ihre vortheilhafteste Anwendung für metallurgische, technische, haus- und landwirthschaftliche Zwecke. — Ein populäres Handbuch für alle Die, welche Gebrauch von der Wärme in ihrem Gewerbe oder im

Haushalte machen, wie auch für Ofenbaumeister, Maurer, Töpfer, Schwarzblech-Arbeiter, Klempner und Jeden, der sich mit Anlagen von Feuerungs-Apparaten befaßt. — Nach den besten Hülfsmitteln bearbeitet von **Carl Fritzsche.** — Mit angehängten Tabellen zur Berechnung des kubischen Inhalts runder Hölzer und 8 lithographirten Querfolio-Tafeln.

Ladenpreis 3 Fl. 9 Kr.

Gleichwichtig für den Forstmann, wie für den Landwirth und Bürger, umfaßt dieses Buch in enggedruckten Spalten Alles, was Bezug auf dieses Fach hat, ohne jedoch die zum allgemeinen Verständnisse so nöthige Klarheit und Kürze zu beeinträchtigen, oder durch unpraktische, lange, gelehrte Erörterungen zu ermüden.

Die dem Texte beigegebenen, mit der größten Sorgfalt ausgeführten Zeichnungen, welche theils die Bereitung der Holzkohlen, Kocks ꝛc. veranschaulichen, theils die zur Construktion anerkannt vortrefflicher Feuerungs-Anlagen nöthigen Details gewähren, erhöhen die Brauchbarkeit des Buches, das in keinem Hause fehlen sollte.

Neustadt an der Orla. **J. K. G. Wagner.**

„Ein Wort zur rechten Zeit ist wie ein goldener Apfel in einer silbernen Schale."
(Wilberg's „Vetter Christian.")

Jedem, der in guten Büchern nach Rath und Hülfe sucht, wenn er dessen bedarf, empfiehlt die Verlagshandlung folgendes unlängst bei ihr erschienene Werk:

Gedanken und Urtheile
des
Vetter Christian
über
Leben und Wirken im Mittelstande.

Von Dr. J. F. Wilberg. Geb. 1 Thlr.

Der Name des Verfassers bürgt dafür, daß wir dieses Buch ein Volksbuch im wahren Sinne des Wortes zu nennen berechtigt sind. G. D. Bädeker.

Im Verlage von E. Müller, Neustadt-Eberswalde, erschienen: **Gedichte von F. Brunold.** Brosch. $22\frac{1}{2}$ Sgr.

Anzeigen der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Noch ist Gubitz „Volks-Kalender" vollständig (vom Jahrgange 1835 bis 1844 für $4\frac{1}{6}$ Thlr.) zu haben. Die Jahrgänge 1837, 1838 und 1839 werden aber zunächst vergriffen seyn und deshalb kostet jeder, einzeln verlangt, von 1845 an $\frac{2}{3}$ Thlr.

Deutsche Volksbücher.

Nach den echtesten Ausgaben hergestellt von Dr. K. Simrock. Davon erschienen: I. Salomon und Morolf. Prosaisch: $\frac{1}{6}$ Thlr. Neu gereimt: $\frac{1}{2}$ Thlr. II. Gregorius auf dem Stein. $\frac{1}{6}$ Thlr. III. Die sieben weisen Meister. $\frac{1}{3}$ Thlr. IV. Till Eulenspiegel. $\frac{1}{3}$ Thlr. V. Wunderseltsame, abenteuerliche und bisher unbe

schriebene Geschichten und Thaten **der Schildbürger.** ¼ Thlr. Sämmtlich mit vielen Holzschnitten. (Werden fortgesetzt.)

Deutsche Volkslieder.

Die „Deutschen Volkslieder mit ihren Original-Weisen; nach handschriftlichen Quellen herausgegeben von Kretzschmer und A. Wilh. v. Zuccalmaglio“, jetzt in zwei starken Bänden vollständig. 6 Thlr. — Sie bilden eines der schönsten Festgeschenke!

Wohlfeilste Volks-Bildergallerie.

Davon sind die funfzehnten und sechszehnten 8 Blätter (à ⅙ Thlr.) ausgegeben. Sie enthalten neun historische und Genre-Bilder, vier Bildnisse und drei Landschaften. Das Ganze, jetzt aus 128 Blättern bestehend, kostet 2⅔ Thlr.

Wohlfeilste Pracht-Ausgaben der Nibelungen.

I. Der Nibelungen Lied in der alten vollendeten Gestalt (Ursprache). Herausgegeben von Fr. Heinrich v. d. Hagen. Mit 50 Holzschnitten von Gubitz u. s. w. nach Zeichnungen von Holbein. 1⅓ Thlr. II. Das Nibelungenlied als Volksbuch. In neuer Verdeutschung von H. Beta. Mit einem Vorwort von F. H. v. d. Hagen. Mit 50 Holzschnitten von Gubitz u. s. w. nach Zeichnungen von Holbein. 1⅓ Thlr.

Neues Familien-Buch.

Neun Erzählungen und noch mehr. Jugend- und Volksbuch von Fr. Bertram. Mit siebzig Holzschnitten von Gubitz ꝛc., nach Zeichnungen von Holbein. ½ Thlr. (Wer es den Kindern vorlegt, wird seine Freude haben an ihrer Freude, und zugleich sich bald von der guten Einwirkung überzeugen.)

Gedichte von Karl v. Holtei.

Preis: 1½ Thlr.

(Dies ist die letzte Sammlung, in der Auswahl vom Dichter selber, und die reichste in Bezug auf neuere Volkslieder.)

Drei Fähnlein Sinngedichte. Ein Fähnlein Sonette. Ein Fähnlein Fabeln. Ein Fähnlein Humor.

Von A. v. Maltitz. Preis: ⅚ Thlr.

(Der Dichter ist den Freunden des Humors bekannt durch die „Geständnisse eines Rappen, mit Anmerkungen seines Kutschers.“)

Handbuch aller Wissenschaften

in ihrem Wesen, ihrer Entwickelung und ihrem Zusammenhang dargestellt, als Leitfaden zur wissenschaftlichen Selbstbildung.

Preis: 3 Thlr.

(Dies Werk ist werth, von Jedem beachtet zu werden, dem es um wahrhafte, tiefer gehende Kenntnisse und Bildung zu thun ist; es steht in solchem Bezuge weit über jedem Conversations-Lexicon.)

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele.

Dreiundzwanzigster Jahrgang. Preis: 1⅔ Thlr.

(Enthält in neunzehn Akten Dramen von Holtei, Fr. Paolo, Raupach, H. Smidt, Charl. Birch-Pfeiffer und A. P.)

Blätter und Blüthen.

Taschenbuch in einem einzigen Jahrgange.

Herausgegeben von F. W. Gubitz. Preis 2 Thlr.

(Der Inhalt ist so mannigfach reichhaltig, daß wir nicht Raum haben, ihn hier anzugeben. Eine würdige Unterhaltung!)

Die zehn Gebote in ältester Gestalt.

Zur Reform der Katechismen und Reform der Kirche durch den Staat, von Marheineke. Von Paul Schelling. $\frac{1}{12}$ Thlr.

Hausbuch für Frauen.

Enthaltend alles Wirthschaftliche in Bezug auf Küche, Keller, Boden, Nutz- und Blumen-Garten, Holz-Verbrauch, Behandlung der Wäsche, Bleich- und Färbekunst für den häuslichen Bedarf, Haus-Apotheke u. s. w. mit besonderer Rücksicht auf Ersparnisse. Unter Mitwirkung erfahrener Hausfrauen herausgegeben von Dr. Wilh. Andresse. Mit zwölf Abbildungen. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Daniel Leßmann's Schriften.

Die Heidenmühle. Zwei Bände. 3 Thlr. — Luise von Halling. Zwei Bände. $2\frac{1}{2}$ Thlr. — Die Schlittenfahrt. 1 Thlr. — Wanderbuch eines Schwermüthigen. Zwei Bände. $3\frac{1}{4}$ Thlr. — Mastino della Scala. $1\frac{1}{2}$ Thlr. — Nachlaß. Drei Bände. 5 Thlr. — (Die Deutschen haben diesem ihren vortrefflichen Schriftsteller noch nachträglich eine lebhaftere Theilnahme zu bezeugen, denn seine Schriften stehen über denen von Eugen Sue, Frederike Bremer u. s. w.)

Anna Arnold, die Herrnhuterin.

Der Thurmwächter auf St. Petri.

Zwei Novellen von Bertha Wedekind. 1 Thlr.

Tief erschütternden Inhalts und nicht Erfindung, sondern furchtbare Wahrheit!

Novellen aus dem modernen Leben.

Von Fr. Paolo. 1 Thlr.

Jede der drei Novellen behandelt ein Thema unsrer Zeit.

Novellen-Mappe.

Von L. M. Fouqué, Friedrichsen, F. W. Gubitz, Ludwig Halirsch, Moltek, Schiff und einem Ungenannten. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Die Verfasser sind großentheils geschätzt und beliebt und die Gegensätze erhöhen den Reiz.

Der Gesellschafter.

Herausgegeben von F. W. Gubitz. Achtundzwanzigster Jahrgang für 1844. 324 Blätter in groß Quart. 8 Thlr.

Diese Zeitschrift, welche nichts außer Acht läßt, was unsre Gegenwart betrifft, wird in keinem bedeutenden Lesezirkel fehlen! Wir gaben vom Jahr 1844 an 52 Blätter mehr, ohne den Preis zu erhöhen.